P. o. gall. *
065
ica 4/0

Emil Ihm

<36605756750015

<36605756750015

Bayer. Staatsbibliothek

8° P.o.gall.
1065 ica (10
Hugo

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRE

Victor Hugo's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Zur Literatur und Philosophie. — Claude Gueux.

Frankfurt am Main, 1836.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zur
Literatur und Philosophie.

Deutsch

von

Eduard Beurmann.

Claude Gueux.

Deutsch

von

W. Wagner.

Frankfurt am Main, 1836.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zweck dieser Veröffentlichung.

Im März 1834.

Es gibt im Leben eines jeden Schriftstellers einen Augenblick, wo er das Bedürfniß fühlt, mit der Vergangenheit abzurechnen, die verschiedenen Eindrücke, welche er von der Form seines Geistes zu verschiedenen Zeiten empfangen hat, zu klassificiren und zu datiren, die eher oberflächlichen, als ursprünglichen Widersprüche, indem er sie ganz offen und frei an's Licht stellt, neben einander zu ordnen und, wenn er dazu Gelegenheit hat, zu zeigen, durch welche geheimnißvolle und innige Beziehungen die anscheinend von einander abschweifenden Gedanken seiner Jugend sich an die einzige und centrale Idee anschließen, die sich nach und nach von dem Mittelpunkt derselben abgesondert und sie endlich alle verschlungen hat.

Gewöhnlich liefern dergleichen Gewissens-Untersuchungen, wenn sie mit Treue und Aufrichtigkeit angestellt worden sind, Bücher der Art, wie das vorliegende.

Diese beiden Bände *) sind in der That nichts An-

*) Das Original umfaßt zwei Bände; die Aufsätze Voltaire, Walter Scott, Byron, de la Mennais,

deres, als eine Sammlung aller derjenigen Wahrnehmungen, welche der Verfasser auf seiner fünfzehnjährigen literarischen und politischen Laufbahn im Vorübergehen gemacht hat. Dieses Buch, welches übrigens nur für diejenigen Interesse haben wird, die zu sehen wünschen, auf welche Weise und bis zu welchem Punkt ein loyaler Geist sich durch eigene Kritik in unseren Zeiten socialer und intellektueller Revolution ausbilden kann, dieses Buch dient zur nothwendigen und natürlichen Vervollständigung der Gesammtwerke des Verfassers. Jede Abtheilung, welche es enthält, korrespondirt mit einem Abschnitt der ganzen Serie; jedes dieser Fragmente wurde zu gleicher Zeit mit einem der Werke geschrieben, welche diese Serie bilden, und repräsentirt für den Umsichtigen dieselbe Gruppe von Gedanken. So ist das Tagebuch eines Jakobiten von 1819 aus der Zeit des Han von Island, das Tagebuch eines Revolutionärs von 1830 aus der Zeit der Notre-Dame von Paris. Diejenigen unter den Lesern, welche sich in Vergleichungen der Art gefallen, selbst wenn es sich um so bedeutungslose Werke handelt, wie das vorliegende, werden, wenn sie die Data zu Rathe ziehen, die der Verfasser an die Spitze aller dieser

Mirabeau, Ymbert Galloix und Dovalle im 4ten und 7ten Bande unserer deutschen Uebersetzung gehören hieher. Die übrigen Fragmente sind in dem vorliegenden Bande enthalten. Anm. des Uebers.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Fragmente gestellt hat, leicht einsehen können, an welches Moment seiner Manier, an welche Phase seines Gedankens über die Gesellschaft oder die Kunst sich eine jede der Abtheilungen dieses Buchs knüpft. Diese beiden Bände bezeichnen alle übrigen, indem sie dieselben abspiegeln. Man findet daselbst, in einem Zeitraume von **1819—1834**, in schneller Stufenfolge alle Veränderungen des Styls und Gedankens, alle Modifikationen der Meinung und der Form, alle Erweiterungen des politischen und literarischen Horizonts, welche diejenigen, die der Entwickelung seines Geistes genau folgen, haben wahrnehmen können, indem sie die Stufenleiter aller seiner Werke hinanklimmten.

Diese Veränderungen, diese Modifikationen, diese Erweiterungen, sind sie ein Abwärtssteigen, wie man behauptet hat? sind sie ein Fortschritt, wie er es glaubt? Er stellt die Frage auf, der Leser möge entscheiden.

Daß die Unparteilichkeit, welche die verschiedenen Modifikationen seiner Meinungen herbeigeführt hat, von Keinem in Frage gestellt wird, hofft er wenigstens. Die Parsen knieeten nur vor der Sonne; er beugt sein Knie nur vor der Wahrheit.

Er übergibt diese Sammlung mit aller Freimüthigkeit und allem Vertrauen dem Publikum. Er hat gedacht, daß in Zeiten, wie die unsrigen, wo die Ereignisse so rasch Doktrinen und Menschen umgestalten, die Entwickelung eines ernsten und geraden Geistes, welcher

sich noch nicht unmittelbar in politische Angelegenheiten gemischt, und welcher in aller Stille alle Revolutionen in Betreff seiner selbst vollendet hat, ohne anderen Zweck, als den, seinem Gewissen zu genügen, daß die Entwickelung eines solchen Geistes nicht ohne Belehrung sein würde. Somit ist das vorliegende Buch vor Allem ein Werk der Redlichkeit. Der erste dieser beiden Bände enthält nur zwei Abtheilungen; die eine führt den Titel: Tagebuch der Ideen, Meinungen und Lektüre eines jungen Jakobiten von 1819; die andere: Tagebuch der Ideen und Meinungen eines Revolutionärs von 1830. Wie und durch welche Reihe von Erfahrungen bewogen der Jakobit von 1819 zu einem Revolutionär von 1830 geworden ist, darüber wird der Verfasser vielleicht eines Tages berichten; und diese ganz bescheidene Geschichte der inneren Revolutionen einer ehrlichen politischen Meinung wird vielleicht kein unnützer Anhang zu der großen Geschichte der allgemeinen Revolutionen unserer Zeit sein. Warum soll man, in der That, nicht öfterer, als es geschieht, die Revolutionen des Individuums den Revolutionen der Gesellschaft gegenüberstellen? Wer weiß? Das Kleine erklärt oft das Große. Bis daß er sich an diese eben so psychologische, als geschichtliche Arbeit begibt, glaubt er als Dokumente, und ganz und gar als solche, als welche sie, ein jedes zu seiner Zeit, geschrieben wurden, diese beiden Tagebücher der

Ideen publiciren zu müssen, das eine vom Jahre 1819, das andere vom Jahre 1830; beide von derselben Person geschrieben und doch so verschieden.

Nicht Thatsachen darf man in diesen Tagebüchern suchen. Es sind keine darin enthalten. Wir wiederholen es, es sind Ideen; Ideen im Zustande des Keims im ersten, im Zustande der Entfaltung im zweiten. Das ältere dieser beiden Tagebücher besonders bedarf einer außerordentlichen Nachsicht von Seiten des Lesers; derselbe darf keinen Augenblick die Jahreszahl 1819 aus dem Gesichte verlieren. Der Verfasser bietet es hier nicht wie ein literarisches Werk, sondern als Gegenstand des Studiums und der Beobachtung für aufmerksame und wohlwollende Geister dar, die es nicht verschmähen, in dem Stammeln eines Kindes die Anfänge des Gedankens eines Mannes zu suchen. Aus diesem Grunde, damit dieses Buch wenigstens eine zuverlässige Basis für Studien dieser Art biete, ist man besorgt gewesen, dasjenige, was man entweder aus temporären, heut zu Tage vergessenen Veröffentlichungen, oder aus Notizen, die nicht gedruckt wurden, gesammelt hat, ohne die geringste Abänderung abdrucken zu lassen. Diese Sammlung veranschaulicht während zwei Jahren, vom sechszehnten bis zum achtzehnten, den geistigen Zustand des Verfassers und, vergleichsweise, so weit eine so unvollständige Probe darüber urtheilen läßt, den geistigen Zustand einer so merkwürdigen Fraktion der damaligen

Generation. Nur wenn man dieser Sammlung auf diese Weise eine allgemeinere Beziehung gibt, kann sie, bis zu einem gewissen Punkt, jenes Interesse gewähren, dessen Veröffentlichung man für vielleicht nicht ganz unnütz hält. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erlanget alles dasjenige, was dieses Tagebuch der Ideen eines royalistischen jungen Mannes seit seinem fünfzehnten Jahre enthält, in Ermangelung eines biographischen Werths, den lediglich ein bedeutenderer Name an der Spitze dieses Buchs ihm verleihen könnte, denjenigen historischen Werth, der sich an alle gewissenhaften Urkunden knüpft, die die Physiognomie einer Epoche bieten, sie mögen herrühren, von wem sie wollen. Es gibt von Allem in diesem Tagebuch. Es ist das halb verblichene Profil alles desjenigen, was wir uns 1819 gebildet haben. Es ist, wie er zu jener Zeit in unseren Köpfen spukte, der Dialog aller streitenden Dinge. Man findet hier historische Untersuchungen und Träumereien, Elegien und Feuilletons, Kritik und Dichtung; arme Kritik! arme Poesie insbesondere! Man findet hier kleine Scherz- und große Trauergedichte; anerkennende und gehässige Deklamationen in Betreff der Mörder des Königs; Episteln, in denen die Männer von 1793 mit Epigrammen von 1754 gestachelt werden, Arten kleiner Satyren ohne Poesie, welche zur Genüge den Voltairischen Royalismus von 1818 charakterisiren, eine Nüance, die heut zu Tage verschwunden ist. Man findet hier

Träume einer Theaterreform und Wünsche für die Stabilität des Staats; alle Style, die sich zugleich offenbarten, von dem Sarkasmus des Pamphlets bis zum rednerischen Schwulste; alle Arten klassischer Instinkte, die dem Gedanken einer literarischen Neuerung zu Diensten gestellt wurden; Pläne zu Tragödieen, die im Kolleg; Regierungspläne, die in der Schule entworfen wurden. Alles dieses geht, kömmt, schreitet vorwärts, zurück, vermischt sich, stößt, schlägt, widerspricht, streitet sich, glaubt, zweifelt, beruhigt sich, läugnet, bejahet, ohne sichtbaren Zweck, ohne äußere Ordnung, ohne anscheinendes Gesetz; und demungeachtet gibt es, wir glauben es wenigstens, auf dem Grund aller dieser Dinge ein Gesetz, eine Ordnung, einen Zweck. Auf dem Grund, wie auf der Oberfläche, gibt es dasjenige, weßhalb man vielleicht dem Verfasser die Unzulänglichkeit des Talents und die Mangelhaftigkeit des Geistes verzeihen wird: Geradheit, Ehre, Ueberzeugung, Unparteilichkeit; und in Mitten aller jener widersprechenden Ideen, welche zugleich in diesem Chaos edelmüthiger Illusionen und loyaler Vorurtheile in dem schwärzesten Wogen-Gewühl, in der ungeordnetsten Anhäufung brausen, fühlt man ein Element, welches vielleicht eines Tages alle anderen sich assimiliren wird, sich regen und bewegen, den Geist der Freiheit, welchen der Instinkt des Verfassers zuerst auf die Kunst anwandte, später, durch eine unwiderstehliche logische Attraktion bewogen, auf die Gesellschaft;

dergestalt, daß bei ihm — es läßt sich nicht läugnen, durch die Erfahrung und die Ernte der Thatsachen eines jeden Tages unterstützt, zu einer gegebenen Zeit die literarischen Ideen die politischen verbessern werden.

Somit schien dieses Tagebuch eines jungen Jakobiten von 1819 uns nicht gänzlich bedeutungslos, wäre es auch nur wegen des zweifelhaften Tages, der auf allen diesen skizzirten Ideen schwimmt, der aus dem unbestimmten Lichte zweier entgegengesetzten Strahlen hervorbricht, deren einer vom Abend leuchtet, der andere vom Morgen, die Dämmerung des politischen Monarchismus, welche zu Ende geht, die Morgenröthe der literarischen Revolution, welche beginnt.

Unmittelbar nach diesem Tagebuch der Ideen eines Royalisten von 1819 hat der Verfasser geglaubt dasjenige stellen zu müssen, welches er Tagebuch der Ideen eines Revolutionärs von 1830 betitelt hat. Ihr erblickt hier, nach einem Zeitraume von eilf Jahren, denselben Geist umgewandelt. Der Verfasser ist der Meinung, daß alle diejenigen, welche auf gleiche Weise zu Werke gehen werden, nicht weniger tiefe Modifikationen in ihrer Denkweise finden, wenn sie so weise und unparteiisch gewesen sind, dieselbe, den Thatsachen und Resultaten gegenüber, sich frei entwickeln zu lassen.

Was das letztere Tagebuch selbst betrifft, so mag hier aus einander gesetzt werden, auf welche Weise es

entstanden ist. Nach der Julius-Revolution, während der letzten Monate von 1830 und der ersten von 1831, erhielt der Verfasser von der Erschütterung, welche die Ereignisse Jedermann fühlen ließen, solche Eindrücke, daß es ihm unmöglich wurde, davon nicht einige Spuren zu hinterlassen. Er wollte constatiren, indem er sich auf der Stelle davon Rechenschaft gab, welchergestalt und bis zu welcher Tiefe eine jede der mehr oder weniger erwarteten Thatsachen die Masse politischer Ideen verwirrte, die er tropfenweise seit zehn Jahren angehäuft hatte. In dem Maaße, in welchem ein neues Faktum eine neue Idee in ihm anregte, registrirte er, nicht das Faktum, sondern die Idee. Daher rührt dieses Tagebuch.

Der Verfasser hat geglaubt, den beiden Abtheilungen, welche den ersten Band dieses Buches bilden, den Titel: Tagebuch geben zu müssen, weil es ihm schien, daß von allen möglichen Titeln dieser sich als der beste erweisen werde. Demungeachtet suche man in diesem Buche nichts Anderes, als was es enthält, und erwarte nicht in diesen beiden Tagebüchern eine historische, biographische oder anekdotische Schilderung der Jahre 1819 und 1830 zu finden, mit Kuriositäten, Partikularitäten und Eigennamen; wir verharren dabei, daß diese beiden Tagebücher nicht Thatsachen, sondern lediglich den Widerhall derselben enthalten.

Was die Entstehung des zweiten Bandes dieses Buches betrifft, so bedarf es nur einiger Worte, damit

sie sich selbst erklären möge. Er enthält eine Reihe von Fragmenten, die zu verschiedenen Zeiten geschrieben und größtentheils in Sammlungen jener Zeit, der sie ihre Entstehung verdanken, veröffentlicht wurden. Diese Fragmente sind in chronologische Ordnung gestellt; und diejenigen Leser, welche, jede Pièce berücksichtigend, nicht das Datum vergessen wollen, das an der Spitze derselben steht, werden bemerken können, welchergestalt die Idee des Verfassers von Jahr zu Jahr in Form und Inhalt gereift ist; seit dem Studium über Voltaire, welches in das Jahr 1823 fällt, bis zu dem Studium über Mirabeau, welches aus dem Jahre 1834 herrührt,*) ist übrigens vielleicht das einzige Schlagende dieses Bandes, an dessen Zusammenstellung kein künstlerisches Arrangement Theil genommen hat, daß er mit dem Namen Voltaire beginnt und mit dem Namen Mirabeau endet. Dies mögte darthun, wenn zu dem Ende nicht andere Beweise vorlägen, welchen gegenüber der vorliegende nicht in Anschlag gebracht werden kann, bis zu welchem

*) Zur Verständigung der einzelnen in dem 4ten und 7ten Bande der deutschen Uebersetzung enthaltenen Artikel dieser Serie muß bemerkt werden, daß die Aufsätze: Voltaire mit dem Datum: December 1823; Walter Scott mit dem Datum Juni 1823; de la Mennais mit dem Datum Juli 1823; Byron mit dem Datum Juni 1824; Dovalle mit dem Datum 1830; Ymbert Galloix mit dem Datum 1833, und Mirabeau mit dem Datum 1834 versehen sind.

Punkte das achtzehnte Jahrhundert das neunzehnte einnimmt. In der That, Voltaire ist das System des achtzehnten Jahrhunderts, Mirabeau ist die Handlung desselben.

Der erste dieser beiden Bände umfaßt eilf Jahre des intellektuellen Lebens des Verfassers, von 1819—1830. Der zweite enthält gleichergestalt eilf Jahre, von 1823—1834. Aber, obschon ein Theil dieser beiden Bände in dem Zeitraum von 1819—1830 eingeschlossen ist, bieten beide Bände zusammen dennoch nur die Gedankenbewegung, sei es nun zum Guten, oder Mißlichen, desjenigen, der sie geschrieben hat, auf einer fünfzehnjährigen Leiter, von 1819—1834.

Wir werden uns aller Bemerkungen über die Häutung des Styls und der Manier, die die Kritik daran von Jahr zu Jahr wird wahrnehmen können, enthalten. Der Geist jedes fortschreitenden Schriftstellers muß wie die Platane sein, deren Rinde sich in dem Maaße erneuert, in welchem der Stamm wächst.

Um mit demjenigen zu Ende zu kommen, was wir über dieses Buch zu sagen haben, forderte man uns auf, es mit einem Worte zu charakterisiren, mögten wir bemerken, daß es nichts Anderes ist, als eine Art von Herbarium, wo der Gedanke des Verfassers eine Probe seiner verschiedenen Geistesblüthen unter Etiquette niedergelegt hat.

Möge der aufrichtige Leser vergleichen und urthei-

len, ob das Gesetz, nach welchem sich dieser Gedanke entwickelt hat, gut oder schlecht ist.

Jetzt ereignet es sich vielleicht, daß wohlwollende und ernste Leser den Verfasser fragen werden, welches die gegenwärtige Formel seiner Meinung über die Gesellschaft und die Kunst sei. Der Raum fehlt ihm hier, um auf die erste dieser Fragen zu antworten. Hier würde ein ganz neues Buch zu schreiben sein; eine Arbeit, die der Verfasser vielleicht eines Tages ausführen wird. Ein so ernster Stoff will gründlich besprochen sein und würde nicht ersprießlich in einer Vorrede behandelt werden. Die wenigen Seiten, die uns übrig bleiben, würden die Gedanken des Verfassers, ohne irgend einen Vortheil, zerreißen; denn es wird unmöglich sein, für so kleine Verhältnisse etwas Bestimmtes, Organisirtes und Vollständiges von jener Masse von Ideen, wo Alles zusammen gehalten wird und geschieht, loszureißen. Mögten wir uns dabei benehmen, wie wir wollten, es würde immer abweichende Differenzen geben, über welche man sich auslassen müßte, unbedingt zugestandene Dinge, ohne Raum am Rande, um sie zu erweisen, angenommene Präliminarien, verstümmelte Folgerungen, andere, die sich zu eng verzweigten; mit einem Wort Tangenten und Secanten, deren Endpunkte die Grenzen dieser Vorrede überschreiten würden.

Indem der Verfasser hofft, sich vollständig und genügend in einer Specialschrift entwickeln zu können,

glaubt er für jetzt so viel anführen zu müssen, daß, obwohl das Tagebuch eines Revolutionärs von 1830 viele nach seiner Meinung durchaus wahre Dinge enthält, dennoch seine politische Ansicht mehr durch die letzten Seiten des zweiten, als durch die letzten Seiten des ersten dieser beiden Bände veranschaulicht wird. Sollte er, der so gewichtigen Dingen gegenüber so klein dasteht, jemals in diesem großen Concil der Intelligenzen, wo sich von der Presse bis zur Tribüne alle generellen Interessen der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts bekämpfen, das Wort haben, so würde er einzig und allein auf die Tagesordnung verweisen und nur eine Sache zum Anfang verlangen, nämlich die Substituirung der socialen Fragen an die Stelle der politischen.

Da er ein Mal seine politische Intention solchergestalt angedeutet hat, glaubt er denjenigen ausführlicher antworten zu können, die ihm über seine literarische Intention befragen werden. Hier kann er leichter und schneller begriffen werden; Alles, was er in dieser Hinsicht bis jetzt geschrieben hat, dient als Kommentar seiner Worte. Möge man ihm deßhalb einige Entwickelungen über einen Gegenstand gestatten, der wichtiger ist, als er gemeinlich gehalten wird. Gräbt man auf dem Gebiete der Kunst, so wird man bei'm ersten Stoß des Spaten literarische Fragen berühren, bei'm zweiten sociale.

Die Kunst befindet sich heut zu Tage auf einem guten Punkte. Der Wortstreit hat der Untersuchung der

Dinge Platz gemacht. Die Namen des Krieges, die Spottnamen der Partei haben für Niemand Bedeutung mehr. Die Benennungen klassisch und romantisch, denen der Verfasser nie eine ernstliche Bedeutung beilegte, sind aus jeder vernünftigen Konversation so vollständig verschwunden, als die Ubiquetavier und die Antipädobaptisten. Gewiß, es ist schon ein großer Fortschritt bei einer Diskussion, wenn die Parteinamen außer dem Gefechte sind. In einer Wortschlacht gibt es kein Mittel, sich zu vernehmen; es ist ein wüthiges, hitziges und blindes Handgemenge. Diese Schlacht, welche so lange Zeit während der letzten Jahre der Restauration unsere Literatur betäubt hat, ist heute beendigt. Das Publikum fängt an, den Umriß der wirklichen Fragen, die den Augen durch den Staub, welchen die Polemik um sie anregte, so lange entzogen waren, zu unterscheiden. Der Faustkampf der Theorieen hat aufgehört. Das Terrain der Kunst ist jetzt keine Arena mehr, sondern ein Feld. Man schlägt sich nicht mehr, man arbeitet.

Unserer Meinung nach ist der Sieg den neuen Generationen. Sie haben eine wichtige Position in allen Künsten eingenommen. Wir werden es vielleicht eines Tages versuchen, den Punkt genau anzugeben, wo sich unter den verschiedenen Formen Dichtung, Malerei, Skulptur, Musik und Architektur befinden, und wir werden uns bemühen, anzuzeigen, durch welche Fortschritte und nach welchem Gesetze die Vermischung der verschie-

denen Nüancen der jungen Schulen, sie mögen nun, nach Art der Gothen, mehr den Charakter, oder, wie die Griechen, mehr den Styl berücksichtigen, bewerkstelligt werden muß.

Einstweilen ist der Impuls gegeben, die Fluth steigt. Die Doktrinen der literarischen Freiheit haben das ganze Feld der Kunst bestellt. Die Zukunft wird die Ernte halten. Wir halten die Kunst nicht mehr als Andere vervollkommlich, wir wissen, daß Phidias und Raphael nicht werden übertroffen werden. Aber wir erklären nicht mit traurigem Kopfschütteln, daß es nie möglich ist, ihnen gleichzukommen. Wir sind nicht so tief in die Geheimnisse Gottes eingeweiht. Der sie erschaffen hat, sollte er auch nicht Andere der Art erschaffen können? Warum dem menschlichen Geist Stillstand gebieten? Alle Epochen kommen ihm zu Statten, jedes Klima ist ihm zuträglich. Das Alterthum hatte Homer, aber das Mittelalter hatte Dante. Shakespeare und die Kathedralen gehören dem Norden; die Bibel und die Pyramiden dem Orient.

Und wo gibt es eine Epoche, wie diese? Wir haben es schon anderwärts und mehr als ein Mal behauptet: der strenge Folgesatz einer politischen Revolution ist eine literarische. Was sollen wir dabei thun? Es ist etwas Fatalistisches in diesem ewigen Parallelismus der Literatur und der Gesellschaft. Der menschliche Geist geht nicht auf einem Fuß. Zuerst werden die Sitten und Gesetze erschüttert; die Kunst folgt. Warum ihr die Zu-

kunft verschließen? Mächtiger Ehrgeiz hilft große Dinge vollbringen. Sollte das Jahrhundert, welches groß genug war, seinen Karl den Großen zu haben, zu klein sein, um seinen Shakespeare zu besitzen.

Wir glauben somit fest an die Zukunft. Man sieht noch auf der Oberfläche der Kunst einige alte entmastete Wrake der Poesie umhertreiben, die schon seit zehn Jahren das Wasser von allen Seiten einlassen. Man bemerkt auch einige hartnäckige, die sich daran klammern. Rari nantes. Wir beklagen sie. Aber wir richten die Blicke anderswohin. Wäre es uns, die wir weit entfernt sind, uns den von dem Schicksal auserlesenen Männern beizuzählen, welche diese großen Fragen durch große Werke lösen werden, wäre es uns gestattet, eine Konjektur in Betreff der Resultate zu wagen, welche die Kunst in Zukunft bieten wird, so würden wir behaupten, daß, unserer Meinung nach, binnen wenig Jahren die Kunst, ohne auf ihre andere Formen zu verzichten, ein specielleres Résumé unter der wesentlichen und einen Kulminationspunkt gewährenden Form des Dramas liefern werde. Wir haben in der Vorrede eines Buches, welches hier genannt zu werden sich nicht der Mühe lohnt, auseinandergesetzt, weßhalb. Also findet dasjenige, was wir in Betreff des Dramas behaupten werden, in unseren Gedanken, unbeschadet geringfüger Redaktions-Varianten, auf die ganze Poesie, und das, was sich auf die Poesie bezieht, auf die ganze Kunst Anwendung.

Demnach muß, unserer Meinung nach, das Drama der Zukunft, um die hehre Idee zu verwirklichen, die wir uns davon machen, um seinen Platz zwischen der Presse und Tribüne würdig zu behaupten, um die ihm gebührende Rolle in den Civilisations-Verhältnissen zu spielen, groß und streng in Betreff sowohl der Form, wie des Inhaltes sein.

Die Fragen in Betreff der Form sind sämmtlich seit mehren Jahren erörtert worden. Auf die Form kömmt bei den Künsten viel an. Die Form ist ein weit absoluteres Ding, als man glaubt. Es ist z. B. ein Irrthum, zu glauben, daß der nämliche Gedanke auf verschiedene Weise geschrieben werden könne, daß der nämliche Gedanke mehre Formen haben könne. Ein Gedanke hat nur e i n e Form, die ihm eigen ist, die seine vortreffliche Form, seine vollständige Form, seine strenge Form, seine wesentliche Form ist, seine von ihm selbst vorgezogene Form und die, welche fix und fertig mit ihm aus dem Gehirne des Mannes von Genie springt. Somit ist bei den großen Dichtern Nichts unzertrennbarer, Nichts zusammenhängender, Nichts mitwesentlicher, als der Gedanke und der Ausdruck des Gedankens. Tödtet die Form, und ihr werdet beinahe stets den Gedanken tödten. Nehmt Homer seine Form, und ihr habt Bitaubé.

Also muß jede Kunst, die leben will, damit beginnen, die Fragen über Form, Sprache und Styl sich gehörig selbst zu ordnen.

In diesem Bezug ist der Fortschritt in Frankreich seit zehn Jahren bemerkbar. Die Sprache hat eine große Verbesserung erfahren.

Damit unsere Ansicht klar werde, möge es uns gestattet sein, hier mit einigen Worten die verschiedenen Bildungen unserer Sprache — deren Studium sich der Mühe lohnt — vom sechszehnten Jahrhundert an, einer Zeit, wo die französische Sprache anfing, die wissenschaftlichste Sprache Europa's zu werden, aus einander zu setzen.

Man kann von der französischen Sprache des sechszehnten Jahrhunderts behaupten, daß sie ganz und gar eine Sprache der Wiedergeburt ist. Im sechszehnten Jahrhundert macht sich der Geist der Wiedergeburt allenthalben bemerkbar, in der Sprache, wie in den Künsten. Der römisch-byzantinische Geschmack, welchen das große Ereigniß von 1453 auf den Occident rückwirkenden Einfluß ausüben ließ, und welcher nach und nach von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an Italien überzog, gelangte erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nach Frankreich; aber in demselben Augenblick bemächtigte er sich Alles, kam allenthalben zum Ausbruch, überschwemmte Alles. Nichts widerstand der Fluth. Die Architektur, die Dichtkunst, die Musik, alle Künste, alle Studien, alle Ideen, bis zu den Ameublements und den Kostümen, der Gesetzgebung, der Theologie, der Medicin, der Wappenkunde, Alles

folgte ihm durch einander und begab sich abwärts auf dem Strom der Wiedergeburt. Die Sprache wurde zuerst davon ergriffen; im Nu füllte sie sich mit lateinischen und griechischen Wörtern; sie floß über von Neologismen; ihr alter gallischer Boden verschwaud beinahe gänzlich unter einem klangvollen Chaos homerischer und virgilischer Vokabeln. In dieser Epoche der Trunkenheit und des Enthusiasmus für das gelehrte Alterthum spricht die französische Sprache, wie die Architektur, mit unendlicher Unordnung, Verwirrung und Reiz griechisch und lateinisch; es ist ein anbetungswürdiges klassisches Stammeln. Sonderbarer Moment! Dies ist eine Sprache, die nicht gemacht ist, eine Sprache, wo man das lateinische und griechische Wort blosgestellt sieht, wie die Adern und Nerven auf dem Gemalde. Und dennoch ist diese nicht gemachte Sprache eine oft sehr schöne; sie ist reich, geschmückt, angenehm, voll, unerschöpflich an Formen, von greller Farbe; sie ist fremd, weil sie Griechenland und Rom liebt; sie ist pedantisch und naiv. Beiläufig müssen wir bemerken, daß sie bisweilen überladen, morastig und dunkel scheint. Nicht ohne die Klarheit unseres alten gallischen Idioms sehr zu trüben, haben diese beiden todten Sprachen, die lateinische und griechische, hier so ungestüm ihre Wörterbücher ausgeleert. Bemerkenswerth ist es und nach dem, was wir so eben gesagt haben, erklärbar, das Französische des sechszehnten Jahrhunderts ist für diejenigen, die nur die

laufende Sprache verstehen, weniger verständlich, als das des fünfzehnten. Für diese Klasse von Lesern ist Brantôme weniger deutlich, als Jean de Troyes.

Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erlitt diese verwirrte und schlammige Sprache die erste Filtration. Eine geheimnißvolle Operation, die zu gleicher Zeit durch die Jahre und Menschen bewerkstelligt wurde, durch den großen Haufen und die Gelehrsamkeit, durch die Ereignisse und die Bücher, durch die Sitten und die Ideen, die uns die bewundernswerthe Sprache von P. Mathieu und Mathurin Regnier als Resultat gibt, die später die Molière's und Lafontaine's und noch später die Saint-Simon's sein wird. Wenn — was Gott nicht gefällt — die Sprachen sich fixirten, so würde die französische Sprache hier haben stehen bleiben müssen. Es war eine schöne Sprache, diese Poesie von Régnier. diese Prosa von Mathieu! es war eine schon reife und dennoch jugendliche Sprache, eine Sprache, welche die widersprechendsten Eigenschaften besaß, je nach dem Bedürfniß des Dichters; bald war sie fest, behend, frei, lebendig, gedrängt, genau angepaßt an die Intention des Schriftstellers, nüchtern, streng, präcis, sie ging zu Fuß, ohne Bilder und gerade zum Ziele; bald war sie majestätisch langsam und ganz aufgeputzt mit Metaphern, sie drehte sich in weitem Kreise um den Gedanken, wie die Karossen mit acht Pferden in einem Karroussel. Dies war eine elastische und geschmeidige Sprache, leicht, nach Be-

lieben aller Phantasieen der Periode, zu verschürzen und zu entknoten, eine Sprache ganz durchwebt von Figuren und pittoresken Zufälligkeiten, eine neue Sprache, ohne irgend einen schlechten Pli, welche bewundrungswerth die Form der Idee annahm und welche auf Augenblicke ein wenig, so weit sie es der Grazie des Styls wegen mußte, umherschwamm. Es war eine Sprache, voll stolzer Wendungen, eleganter Eigenthümlichkeiten, amüsanter Capricen; bequem und natürlich zu schreiben, welche häufig den gewöhnlichsten Schriftstellern zu allen Arten glücklicher Ausdrücke, die einen Theil seines natürlichen Fonds bildeten, Gelegenheit gab. Es war eine kräftige und schmackhafte Sprache, zugleich klar und von bunten Farben, voll Geist, von vortrefflichem Geschmack, die ursprüngliche Blume bewahrend, ganz französisch und dennoch unter jedem Worte den hellenischen, romanischen oder kastilischen Stamm sehen lassend; eine ruhige und transparente Sprache, auf deren Grund man genau alle diese griechischen, lateinischen oder spanischen Etymologien unterschied, wie die Perlen und Korallen unter dem Wasser des klaren Meeres.

Demungeachtet erhob sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine merkwürdige Schule, welche alle Fragen der Poesie und Grammatik, die die erste Hälfte desselben Jahrhunderts eingenommen hatten, einem neuen Streit unterwarf und, nach unserer Meinung mit Unrecht, für Malherbe gegen Regnier entschied. Die

Sprache Regnier's, die Molière noch sehr gut dünkte, schien diesen strengen und diskreten Schriftstellern zu grün und zu wenig gemacht. Racine klärte sie zum zweiten Mal ab. Diese zweite Destillation, die weit künstlicher, literarischer und weit weniger volksthümlich, als die erste, vermehrte nur die Reinheit und Klarheit des Idioms, in dem sie dasselbe aller seiner schmackhaften und farbigen Eigenthümlichkeiten entkleidete und es für die Zukunft mehr zu Abstraktionen, als Bildern geeignet machte. Aber man kann sich unmöglich darüber beklagen, bedenkt man, daß hieraus Britannicus hervorging, Esther und Athalie, schöne und wichtige Werke, deren Styl stets von demjenigen, der die Bedingungen, unter welchen er sich bildete, treu prüft, ehrfürchtige Bewunderung gezollt werden wird.

Jedes Ding hat ein Ende. Das achtzehnte Jahrhundert filtrirte und siebte die Sprache zum dritten Mal. Die Sprache Rabelais', zuerst von Regnier gereinigt, später von Racine destillirt, setzte endlich in dem Schmelztiegel Voltaire's die letzten Bestandtheile ihres ursprünglichen Schlamms ab. Von da an war diese Sprache des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen klar, trocken, hart, sächlich, unfarbig nnd abgeschmackt, eine Sprache, vollkommen für das geeignet, was sie zu thun hatte, eine Sprache des Raisonements und nicht der Empfindung, eine Sprache, unfähig, dem Styl Farbe zu geben, oft noch anziehend in der Prosa und zugleich anwidernd in

der Poesie, mit einem Wort, eine Sprache der Philosophen und nicht der Dichter. Denn die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche der zu seinem vollständigsten Ausdruck gelangte Geist der Analyse ist, ist der Poesie nicht weniger feindlich, als der Religion; weil die Poesie, wie die Religion, nur eine große Synthese ist. Voltaire sträubt sich nicht weniger gegen Homer, als gegen Christus.

Im neunzehnten Jahrhundert ging eine Veränderung in den Ideen, in Folge der Veränderung der Dinge, vor. Die Geister haben diesen trockenen voltaire'schen Boden verlassen. Dem philosophischen Wind folgte ein religiöser Hauch, dem Geist der Analyse der Geist der Synthese, dem Dämon Zerstörung das Genie der Wiederaufbauung, wie auf den Konvent das Kaiserreich, auf Robespierre Napoleon folgte. Männer, mit schöpferischer Kraft begabt, in Besitz aller geheimnißvollen Instinkte, die dem Genie den Weg vorschreiben, machten sich bemerkbar. Diese Männer, die wir um so mehr loben können, als wir weit entfernt sind, die Ehre anzusprechen, unter ihnen zu glänzen, machten sich an's Werk. Die Kunst, welche seit hundert Jahren in Frankreich nur eine Literatur war, ist wieder Poesie geworden.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte es einer philosophischen Sprache bedurft, im neunzehnten bedurfte es einer poetischen.

Diesem Bedürfniß gegenüber haben die Dichter un-

ferer Zeit, aus Instinkt und beinahe unwissentlich, von einer gewissen populären Sympathie und Mitwirkung unterstützt, die Sprache dieser gründlichen Zubereitung unterworfen, die seit einigen Jahren so schlecht verstanden worden ist, die zuerst für einen Aufstand in Masse aller möglichen Solicismen und Barbarismen gehalten wurde, und die so lange Zeit manchen armen jungen Schriftsteller der Unwissenheit und Unrichtigkeit beschuldigen ließ, obwohl er gewissenhaft, rechtschaffen und muthig, ein Philolog und Dichter zugleich wie Dante, und durch die besseren klassischen Studien genährt war, einen jungen Schriftsteller, der vielleicht seine Jugend nur in den Kollegen an grammatikalische Preise gesetzt hatte.

Die Dichter haben diese Arbeit vollbracht, wie die Bienen den Honig bereiten, indem sie an etwas Anderes dachten, ohne Berechnung, ohne Prämeditation, ohne System, aber mit der seltenen und natürlichen Intelligenz der Bienen und Dichter. Man mußte zuerst die Sprache färben, man mußte es dahin bringen, daß sie wieder einen Körper und Geschmack annahm; es war somit passend, mit ihnen bestimmte Dosen jenes fruchtbaren Düngers der alten Worte des sechszehnten Jahrhunderts zu vermischen. Widerstreitende Dinge werden oft Eins durch das Andere verbessert. Wir sind der Meinung: man habe nicht Unrecht gehabt, Ronsard mit diesem durch Dorat so abgeschmackt gemachten Idiom zu verschmelzen.

Die Operation ist übrigens — wie man jetzt sehr

wohl einsieht — nach den strengsten grammatikalischen Regeln bewerkstelligt worden. Die Sprache ist in ihre Ursprünglichkeiten getaucht worden. Das ist Alles. Man hat lediglich, und noch dazu mit großem Vorbehalt, eine gewisse Anzahl nothwendiger oder nützlicher Worte in Umlauf gesetzt. Wir wissen nicht, daß man neue Worte gemacht hat. Die neuen Worte, die erfundenen, die künstlich fabricirten Worte zerstören das Gewebe einer Sprache. Man hat sich davor gehütet. Einige abgenutzte Worte sind wieder mit dem Stempel ihrer Etymologien versehen worden. Andere, die einer Zwangsgerechtigkeit verfallen und ihrer wahren Bedeutung entrückt waren, sind wieder gesammelt und dem früheren Sinne wiedergegeben worden.

Aus dieser Zubereitung, wovon wir hier nur einige zufällige Details mittheilen, und besonders aus dem gleichzeitigen Wirken aller besonderen Ideen dieses Jahrhunderts (denn dies sind die Ideen, welche die wahren und souverainen Schöpfer der Sprachen sind) ist eine Sprache hervorgegangen, welche sicherlich (wir zweifeln keinen Augenblick daran) auch ihre großen Schriftsteller haben wird; eine Sprache, welche für alle möglichen Accidenzien der Poesie geschmiedet worden ist, eine Sprache, welche, je nach dem Bedürfniß desjenigen, der sich derselben bedient, die Grazie und Naivität des Ganges, wie im sechszehnten, den Stolz der Wendungen und die Phrasen mit großen Verschlingungen, wie im acht-

zehnten Jahrhundert, hat; eine Sprache, welche diesem Jahrhundert eigenthümlich ist, welche drei vortreffliche Formen unseres Idiomes unter einer verwickelteren und vollständigeren Form wiederholt, und mit welcher heut' zu Tage der Schriftsteller, der dazu Genie hat, wie Rousseau fühlen, wie Corneille denken und wie Mathieu malen kann. Diese Sprache ist jetzt beinahe gemacht. Diejenigen, welche die Prosa in leichter Sprache in den bemerkenswerthen Schriftstellern studiren, die sie bereits besitzt und die wir namhaft machen könnten, wissen, daß sie tausend Gesetze, tausend Geheimnisse, tausend Eigenthümlichkeiten, tausend Hülfsquellen hat, die sowohl aus ihrer persönlichen Grundlage, als aus der Zusammenstellung der Grundlagen jener drei Sprachen, welche ihr vorangegangen, entstanden sind, und die sie eine durch die andere vervielfältigt. Sie hat auch ihre besondere Prosodie und alle Arten kleiner innerer Regeln, die nur den Ausübenden bekannt sind, und ohne die es keine Prosa und keinen Vers mehr gibt. Als Poesie ist sie sowohl für die Phantasie, wie für den Gedanken geeignet, für die Ode, wie für das Drama. Sie ist, was den Vers betrifft, durch das Metrum, was die Strophe, durch den Rythmus umgearbeitet worden. Daher haben wir eine ganz neue Harmonie, die reicher als die alte ist, komplicirter, tiefer, die jeden Tag neue Oktaven gewinnt. Eine solche, mit allen den Entwickelungen, die wir hier nicht unseren Gedanken geben können, ist die

Sprache, welche das neunzehnte Jahrhundert sich gebildet hat und mittelst welcher es von der Bühne herab zu den Massen sprechen will. Zweifelsohne wird die Bühne, die ihre Gesetze der Optik und Concentration hat, diese Sprache in gewisser Hinsicht modificiren, aber ohne etwas Wesentliches daran zu ändern. Es wird z. B. auf der Bühne einer so viel, wie möglich, leidenschaftlichen Prosa bedürfen, von fester Bildung, sauber ciselirt, keinen zweifelhaften Schatten auf den Gedanken werfend; es wird auf der Bühne eines Verses bedürfen, dessen Gewinde so vielfach sind, daß man sie falten und den ungestümsten und zügellosesten Formen des Dialogs und der Leidenschaft anlegen kann. Die Prosa in Relief ist ein Bedürfniß des Theaters; der biegsame Vers ist ein Bedürfniß des Dramas.

Dies vorausgesetzt und zugestanden, glauben wir, daß künftig alle Fortschritte der strengen Form, die dem grammatikalischen Sinn der Sprache entsprechen werden, studirt, gebilligt und angenommen werden müssen. Man mißverstehe unsere Meinung nicht; die Fortschritte nennen heißt nicht die Moden ermuthigen. Die Moden haben eben so schlimme Folgen, wie die Revolutionen gute. Die Moden setzen an die Stelle des strengen Studiums jeder Sache und an die der individuellen Originalitäten das Verfahren der Werkstatt. Die Moden stellen eine gefirnißte und glänzende Weise zu Jedermanns Verfügung, eine Weise, die wenig solide ist, aber die

bisweilen einen oberflächlichen Glanz hat, der lebhafter und dem Auge gefälliger ist, als das ruhige Strahlen des Talents. Die Moden entstellen Alles, sie machen die Grimasse eines jeden Profils und die Parodie eines jeden Werks. Wir müssen uns vor den Moden im Style hüten, und wollen von der Weisheit der jungen und brillanten Schriftsteller, die die Generationen ihres Zeitalters zu Fortschritten führen, diese Zurückhaltung hoffen. Es wäre sehr traurig, käme man dahin, laufende Recepte zur Verfertigung eines originellen Styls zu besitzen, wie die Chemiker der Schenke Champagner fabriciren, indem sie dem ersten besten weißen Wein, der passend abgesüßt worden ist, bestimmte Dosen Weinsteinsäure und halb kohlengesäuerten Aschensalzstoff beimischen. Beide, Styl und Wein, moussiren; der große Haufe delectirt sich daran, aber der Kenner trinkt nicht davon.

Wir werden nicht dahin kommen. Es gibt einen Geist der Mäßigung und der Kritik zu derselben Zeit, wo ein Sturm des Enthusiasmus in den neuen Generationen erregt ist. Die Sprache ist seit fünfzehn Jahren zu einem vortrefflichen Höhepunkte geführt worden. Das, was durch die Ideen bewirkt worden ist, wird nicht von der Phantasie zerstört werden.

Wir wollen reformiren, nicht verschlimmern.

Wenn der Name, der diese Zeilen unterzeichnet, ein berühmter Name wäre; wenn die Stimme, die hier spricht, eine mächtige Stimme wäre: so würden wir die

jungen und großen Talente, auf welchen das Schicksal unserer seit drei Jahrhunderten so stattlichen Literatur beruht, ersuchen, zu bedenken, eine wie imposante Mission die ihrige ist, und in ihrer Schreibart den würdigsten und strengsten Styl anzuwenden. Die Zukunft gehört nur dem Styl an. Wir wollen hier nicht von den bewunderungswürdigen Schriften des Alterthums reden, wir wollen uns nur auf unsere National-Literatur beschränken. Wagt es doch ein Mal, dem Gedanken unserer großen Schriftsteller den ihm eigenen Ausdruck zu nehmen; nehmt Molière seinen lebendigen, warmen, freien Vers, der so angenehm, so gut angelegt ist, voll so schöner Wendungen, so trefflicher Malerei; nehmt Lafontaine die naive und gallische Vollkommenheit des Details; nehmt der Phrase Corneille's diese kräftigen Muskeln, diese starken Sehnen, diese schönen Formen übermäßiger Kraft, die den alten, halb römischen, halb spanischen Dichter zum Michel Angelo unserer Literatur erheben würden, wenn an der Komposition seines Genies so viel Phantasie, als Gedanke, mitwirken würde; nehmt Racine den Pinselstrich Raphael's, jenen keuschen, harmonischen, discreten, der, obwohl von geringerem Geschmack, eben so rein, nur nicht so grandiös, eben so vollkommen, obschon weniger erhaben ist; nehmt Fenelon, dem Mann seines Jahrhundert, der die antike Schönheit am besten gefühlt hat, diese eben so melodiöse als heitere Prosa, wie der Vers Racine's, dessen Schwester

sie ist; nehmt Bossuet den majestätischen Anstand seiner Periode; nehmt Boileau seine mäßige ernste Weise, die da, wo es nöthig, bewundernswerth gefärbt ist; nehmt Pascal diesen erfundenen und mathematischen Styl, welcher so viel Eigenthümlichkeit des Worts, so viel Metapher der Logik aufzuweisen hat; nehmt Voltaire diese klare, feste, unzerstörbare Prosa, diese krystallene Prosa der Candide und des Dictionnaire philosophique; nehmt allen diesen großen Männern dieses einfache und geringfügige Ding, den Styl, und was wird Euch von Voltaire, von Pascal, von Boileau, von Bossuet, von Fenelon, von Racine, von Corneille, von Lafontaine, von Molière, von allen diesen Meistern, was wird Euch von ihnen übrig bleiben? Wir haben es oben gesagt: das, was von Homer übrig blieb, nachdem er von Bilaubé übersetzt worden war.

Der Styl bewirkt die Dauerhaftigkeit des Werks und die Unsterblichkeit des Dichters. Der schöne Ausdruck verschönert den schönen Gedanken und konservirt ihn; er ist zugleich ein Schmuck und eine Rüstung. Der Styl um den Gedanken ist das Email um den Zahn.

In jedem großen Schriftsteller muß ein großer Grammatiker enthalten sein, wie in jedem großen Astronomen ein großer Algebraist. Pascal enthält Vaugelas, Lagrange enthält Bezout.

Somit ist die Sprache heut' zu Tage mehr, als jemals, die erste Bedingung für jeden Künstler, der da

will, daß sein Werk unter lebensfähigen Bedingungen entstehe. Dies ist von den neuen literarischen Generationen sehr begriffen worden. Wir nehmen es mit vieler Freude wahr, daß die jungen Maler- und Bildhauerschulen, die in diesem Augenblicke so hoch gestellt sind, ihrer Seits sehr wohl einsehen, wie richtig für sie die Kenntniß ihrer Sprache ist, die die Zeichnung abgibt. Die Zeichnung! die Zeichnung! ist das erste Gesetz jeder Kunst. Und glaubet nicht, daß dieses Gesetz die Freiheit, die Phantasie, die Natur beeinträchtige. Die Zeichnung ist weder ein Feind des Fleisches, noch der Farbe. Was auch die Uneingeweihten und Unvollkommnen behaupten mögen, die Zeichnung hat weder Puget, noch Rubens ein Hinderniß in den Weg gelegt. Heut zu Tage müssen in Betreff aller Richtungen der intelligenten Thätigkeit, der Skulptur, der Malerei, der Poesie, Diejenigen, welche nicht zu zeichnen verstehen, es lernen. Der Styl ist der Schlüssel der Zukunft. Ohne Styl und Zeichnung könnt Ihr den Erfolg des Augenblicks, den Beifall, das Gejauchze, die Fanfare, die Kronen, die trunkene Akklamation der Menge genießen; aber der wahre Triumph, der wahre Ruhm, die wahre Eroberung, der wahre Lorbeer wird Euch nicht zu Theil werden. Wie Cicero sagt: Insignia victoriae, non victoriam.

Also Strenge und Größe in der Form und, damit das Werk vollständig sei, Größe und Strenge im Inhalt,

das ist das gegenwärtige Gesetz der Kunst; ist das nicht der Fall, so wird sie vielleicht die Gegenwart für sich haben, aber nicht die Zukunft.

Im Drama vorzüglich ist sicherlich nicht weniger am Inhalt, als an der Form gelegen. Und hier würden wir, wäre es uns erlaubt, uns selbst zu citiren, dasjenige wiederholen, was wir vor einem Jahr in der Vorrede eines kürzlich aufgeführten Stücks gesagt haben: „Der Verfasser dieses Drama's weiß es sehr wohl, wie wichtig und von wie großer Bedeutung die Bühne ist; er weiß, daß das Drama, ohne die unparteiischen Grenzen der Kunst zu überschreiten, eine nationale, sociale und humane Mission hat. Sieht er jeden Abend dies so intelligente und vorgeschrittene Volk, welches aus Paris die Centralstadt der Fortschritte gemacht hat, sich in Masse vor einem Vorhang versammeln, welchen sein Gedanke einen Augenblick später aufrollen lassen wird, so fühlt er, wie so wenig er ist, so viel Aufmerksamkeit und Neugier gegenüber; er fühlt, daß, wenn sein Talent nichts, seine Redlichkeit Alles sein müsse; er befragt sich streng und gesammelt über den philosophischen Zweck seines Werks; denn er weiß sich verantwortlich, und er will nicht, daß jene Menge ihn eines Tages zur Rechenschaft ziehen könne über das, was er sie gelehrt hat. Auch der Dichter hat eine Seelsorge: die Menge darf das Theater nicht verlassen, ohne einen strengen und tiefen moralischen Eindruck mit hinwegzunehmen. Somit

lebt er der frohen Hoffnung, mit Gottes Hülfe (wenigstens so lange die ernste Zeit dauern wird, in welcher wir uns befinden) nur lehrreiche und rathvolle Gegenstände auf der Bühne zu entwickeln. Er wird immer gern den Sarg in dem Banketsaal zur Anschauung bringen, das Sterbegebet inmitten orgienhafter Lieder ertönen lassen. Er wird häufig den tollen Fasching aus allen Kräften im Vorgrund der Scene toben lassen; aber er wird ihm aus dem Hintergrunde zurufen: Memento, quia pulvis es! Er weiß sehr wohl, daß die Kunst an und für sich, die reine, die eigentliche Kunst das Alles nicht vom Dichter verlangt; aber er ist der Meinung, daß es für die Bühne nicht hinreicht, wenn sie nur die Bedingungen der Kunst erfüllt."

Die Bühne — wir wiederholen es — belehrt und civilisirt. In unseren Zeiten des Zweifels und der Neugier ist die Bühne für die Menge das geworden, was die Kirche im Mittelalter war, der Attraktions- und Centralpunkt. So lange das dauern wird, wird das Amt des dogmatischen Dichters mehr als eine Magistratur und beinahe ein priesterliches Amt sein. Als Mensch wird er fehlen können; als Dichter muß er rein, würdig und ernst sein.

Künftig muß unserer Meinung nach, da die jetzige Epoche zu einem solchen Punkt der Reife gekommen ist, die Kunst, obwohl sie sich dem höchsten und wildesten Fluge der Phantasie überläßt, obwohl sie ihre Schöpfungen

ganz und gar auf Träume gründet, die außer dem Bereiche der Möglichkeit und Wirklichkeit liegen; obwohl sie die Metaphysik des Herzens auf die zarteste Weise erforscht; die Leidenschaft mit den kräftigsten Zügen malt, die heiße, lebendige und unüberlegte Leidenschaft; künftig muß die Kunst und insbesondere das Drama, welches jetzt ihre mächtigste und Allen faßlichste Form ist, unaufhörlich die Idee der Zeit, in welcher wir leben, als einen strengen Zeugen ihrer Werke vor Augen haben, sodann die Responsabilität, der sie verfällt, die Regel, welche die große Menge von Allem fordert und erwartet, den Abhang der Gedanken und Ereignisse, auf welchen unsere Epoche geschleudert ist, die unglückliche Verwirrung, welche eine geistige übel geleitete Macht inmitten dieses Ensemble's von Kräften, die gemeinschaftlich arbeiten — die Einen auf offenem Markte, die Anderen in der Verborgenheit — für unsere künftige Civilisation herbeiführen kann. Die Kunst muß von jetzt an nicht allein das Schöne, sondern auch das Gute suchen.

Uebrigens sind wir kein Anhänger des direkten Ruhmes der Kunst, einer kindischen Theorie, die in der neuesten Zeit von philosophischen Sekten, die nicht den Grund der Frage studirt hatten, ausging. Das Drama, ein Werk der Zukunft und Dauer, kann nur Alles verderben, wenn es sich zum unmittelbaren Wortführer von drei oder vier gelegentlichen Wahrheiten hergibt, die die Polemik der Parteien alle fünf Jahre zur Tagesmode

macht. Die Parteien bedürfen einer politischen Stellung. Sie ergreifen die zwei oder drei Ideen, die ihnen dazu nöthig sind, und mit diesen Ideen unterminiren sie Nacht und Tag den Boden der Gewalt. In der Regel ist das eine Belagerung. Wir sehen die Tranchéen, die Brustwehren, die gegrabenen Wege und die Minen. Zu rechter Stunde laufen die Parteien Sturm, wie im Jahre 1789, wo die Gewalt einen Ausfall machte, wie im Juli 1830, und die Position ist genommen. Wenn die Festung ein Mal genommen ist, so werden die Belagerungsarbeiten eingestellt; nichts scheint unnützer, vernunftwidriger, ungereimter, als die Belagerungsarbeiten, wenn die Stadt genommen ist; man wirft die Tranchéen zu, der Pflug zieht seine Furchen über die gegrabenen Wege, und jene famösen politischen Wahrheiten, die dazu gedient hatten, diese ganze Ebene umzuarbeiten, werden als unnütze Werkzeuge in die Erde geworfen und vergessen, bis ein Geschichtsforscher die Güte hat, sie zu sammeln und ihnen eine Stelle in der Sammlung der Irrthümer und Täuschungen der Menschheit anzuweisen. Wenn ein Kunstwerk das Unglück hat, gemeinschaftliche Sache mit politischen Wahrheiten zu machen, sich mit ihnen im Kampfe zu amalgamiren, so ist es um so schlimmer für das Kunstwerk; nach dem Siege wird es keinen Dienst mehr leisten, wie das Uebrige bei Seite geworfen werden und im Haufen verrosten. Wir wollen uns deßhalb deutlicher erklären: alle großen und ewigen Wahrheiten,

welche bei allen Völkern und zu allen Zeiten denselben Grund humaner Gefühle legen — sie sind der erste Stoff der Kunst, der unsterblicheu und göttlichen Kunst; aber es gibt kein Material für sie in jenen raschen Anordnungen, welche die Strategie der Parteien, je nach den Bedürfnissen, auf dem Terrain des kleinen politischen Krieges vervielfältigt. Die auf einen oder zwei Tage nützlichen Wahrheiten, mit welchen die Parteien eine Position wegnehmen, stellen eben so wenig ein koordinirtes System socialer oder philosophischer Wahrheiten fest, als die Zick=Zacks und die Parallelen, die zur Bezwingung einer Citadelle gedient haben, Straßen und Wege sind.

Das merkwürdigste Produkt der nützlichen Kunst, der angeworbenen, disciplinirten und sturmlaufenden Kunst, der Kunst, welche That und Motiv in dem Detail der politischen Fragen sucht, ist das Pamphlet=Drama des achtzehnten Jahrhunderts, die philosophische Tragödie, ein bizarres Gedicht, wo die Tirade den Dialog verstopft, wo die Maxime an die Stelle des Gedankens tritt, ein Werk des Spottes und des Zorns, welches sich unbesonnen ermannt, Breche in eine Gesellschaft zu schießen, deren Ruinen es begraben werden. Gewiß ist viel Geist, Talent und Genie an die zu dem ausdrücklichen Zwecke gemachten Dramen, welche die Bastille geschleift haben, verwendet worden; aber die Nachwelt wird sich nicht darüber beunruhigen. Es ist ein trostloses Geschäft in ihren Augen, daß man die Vorrede

der Encyklopädie in eine Tragödie umgeschrieben hat. Die Nachkommenschaft wird sich noch weniger mit der politischen Tragödie der Restauration beschäftigen, welche die philosophische Tragödie des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßt hat, wie die Maxime die Anspielung. Dies Alles ist seiner Zeit sehr beifällig aufgenommen und in unserer ganz und gar vergessen worden. Vor Allem ist es nöthig, daß die Kunst ihr eigenes Ziel hat, daß sie belehre und moralische Resultate herbeiführe, daß sie civilisire, daß sie auf ihrem Pfade baue, aber ohne Umwege und Alles vor Augen habend. Ferner muß sie unparteiisch und ruhig sein, sie muß den Pfad täglicher politischer Fragen verachten, sie muß sich großartig dem Menschen aller Zeiten und aller Zonen anpassen, sie muß die Gestalt der Zukunft annehmen. Nur wenn der dramatische Dichter nicht von kleinlicher Leidenschaft für oder gegen diese oder jene Macht entflammt ist, wird er mächtig auf sein Jahrhundert und seine Zeitgenossen einwirken. Solches geschieht durch wahre Gemälde der ewigen Natur, die jeder in sich trägt; es geschieht, indem der Dichter uns bei unsern unwiderstehlichen Gefühlen des Vaters, des Sohnes, der Mutter, des Bruders, der Schwester, des Freundes und Feindes, des Liebhabers und der Geliebten, des Mannes und Weibes ergreift; indem er das Gesetz der Vorsehung mit dem Spiel unserer Leidenschaften vermischt; es geschieht, indem er uns das Gute und Böse zeigt und wohin Beide führen; es

geschieht, indem er uns über Dinge lachen oder weinen macht, die uns gleichen, obschon sie oft weit größer, weit gewählter und idealer sind, als wir; es geschieht, indem er mit dem speculum des Genies unser Gewissen prüft, unsere Meinungen, unsere Täuschungen, unsere Vorurtheile; es geschieht, indem er Alles, was in unserm tiefsten Innern verborgen ist, aufwühlt; mit einem Worte, es geschieht, indem er, bald im Strahlenglanze, bald in Blitzesleuchten, helles Licht über das menschliche Herz verbreitet, dieses Chaos, wo das fiat lux des Dichters eine Welt hervorzaubert! — Nur auf diese Weise geschieht es, nicht anders. — Und — wir wiederholen es — je tiefer, unintereſſirter, allgemeiner und universeller der dramatische Schöpfer in seinem Werke sein wird, desto besser wird er seine Mission bei seinen Zeitgenossen und der Nachwelt erfüllen. Je mehr sich der Gesichtskreis des Dichters erweitern wird, desto größer und von desto wahrhaftigerem Nutzen wird der Dichter der Menschheit sein. Wir verstehen unter der Belehrung des dramatischen Dichters mehr die Molière's, als die Voltaire's, mehr die Shakespeare's, als die Molière's. Wir ziehen Tartuffe Mahomet vor, Jago Tartuffe. Seht, wie sich der Horizont in dem Maase erweitert, als Ihr von einem dieser drei Dichter zum andern schreitet. Voltaire spricht zu einer Partei, Molière zu der Gesellschaft, Shakespeare zum Menschen.

Dramatische Dichter — die innerste Ueberzeugung

ertheilt Euch diesen Rath — diejenigen unter Euch, die irgend ein mächtiges, edles und kräftiges Etwas in sich fühlen, müssen sich über den Haß der Partei und selbst über ihren eigenen kleinlichen Haß, wenn sie anders solchen haben, erheben. Gehört weder der Opposition, noch der Gewalt, gehört der Gesellschaft an, wie Molière, und der Menschheit, wie Shakespeare. Nehmt nur an den materiellen Revolutionen mittelst der intellektuellen Antheil. Koppelt nicht Leidenschaften eines Tages um Euer unsterbliches Werk. Schöpft Eure Tragödien aus der Tiefe der Geschichte, aus der Erfindungskraft, der Vergangenheit, der Gegenwart, aus Eurem Herzen, aus dem Herzen der Anderen, und überlasset weniger Würdigen das Drama des Libells, der Persönlichkeit und des Skandals, wie Ihr den Fabrikanten der Literatur das Drama überlaßt, welches als Beilast, Handelswaare oder zum Dekorationspomp dient. Euer Werk sei hehr und groß, und greife immer in das tiefste Herz. Ein schöner Ruhm, Meinungen zu schmeicheln, die sich, wohlverstanden, machen lassen, und die Euch Beifall für eine Liebkosung zollen! Gebt Euch denn — wenn Ihr wahrhaften Ruhm und Ansehen erlangen wollt — mehr den rein menschlichen Leidenschaften hin, die ewig, als den politischen, die vorübergehend sind. Seid stolzer auf einen sprüchwörtlichen Reim, denn auf einen Reim, der die Partei berührt.

Den Haufen zum Drama heranziehen, wie den Vo-

gel zum Spiegel; die Leidenschaften der Menge um die siegreiche Phantasie des Dichters herum entflammen und das Volk die augenblickliche Regierung vergessen lassen; das Weib über ein Weib, die Mutter über eine Mutter, den Mann über einen Mann weinen machen; wenn sich Gelegenheit bietet, die schöne Moral unter physischer Häßlichkeit zeigen; durch jede Oberfläche dringen, um das Wesen von Allem an's Licht zu ziehen; den Großen die Ehrfurcht vor den Kleinen und den Kleinen die vor den Großen einzuflößen; zu lehren, daß oft in den Besseren eine kleine Dosis Schlechtigkeit und beinahe immer eine kleine Dosis Moral in den Schlechteren liegt, und deßhalb den Schlechten Hoffnung und den Guten Nachsicht einflösen; Alles auf die Ereignisse des Lebens, auf diese großen providentiellen oder fatalistischen Grenzen, zwischen welchen sich die menschliche Freiheit bewegt, zurückführen; die Aufmerksamkeit der Massen benutzen, um ihnen, ohne daß sie es merken, mitten in dem Vergnügen, welches die Dichtung gewährt, die sieben oder acht socialen, moralischen oder philosophischen Wahrheiten zu enthüllen, ohne welche sie ihre Zeit nicht erkennen würden: das ist, unserer Meinung nach, der wahre Nutzen, der wahre Einfluß, die wahre Theilnahme an dem Werke der Civilisation. Auf diesem breiten und prachtvollen Pfade, nicht durch politische Stänkerei, wird die Kunst eine Macht.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß die Bühne große

und reine Verhältnisse bewahren. Das Drama des napoleonischen Jahrhunderts muß eine eben so erhabene Gestaltung haben, als die Tragödie Ludwig's XIV. Sein Einfluß auf die Masse wird immer im geraden Verhält- zu seiner eigenen Erhabenheit und Würde stehen. Je höher das Drama gestellt wird, desto ferner wird es wahr genommen werden. Deßhalb — wir wollen es hier nur nebenbei bemerken — ist es zu wünschen, daß Schriftsteller von Talent nicht die Vorzüge des Grandiosen und Idealen bei jeder Kunst, die sich an die Massen wendet, vergessen wollen. Die Massen haben den Instinkt des Idealen. Ohne Zweifel ist es eines der ersten Bedürfnisse des gleichzeitigen Dichters, die gleichzeitige Gesellschaft zu malen, und dieses Bedürfniß hat schon bemerkenswerthe Werke hervorgerufen; aber man muß sich davor hüten, der prosaischen Tragödie der Boutique und des Salons, die so gewöhnlich einhergeht, so häßlich, manierirt, epileptisch, weinerlich und sentimental ist, ein Uebergewicht über das hehre universelle Drama zu gestatten. Das Bürgerliche ist nicht das Volksthümliche. Springen wir nicht von Shakespeare zu Kotzebue herunter.

Die Kunst ist groß. Welches auch der Gegenstand sei, den sie behandelt; möge sie sich an die Vergangenheit oder an die Zeitgenossen wenden, möge sie selbst Lachen und Ironie in die ernste Gruppe der Tugenden und Laster mischen: sie muß rein, moralisch und religiös

sein. Für die Bühne insonderheit können nur zwei Dinge von der Kunst würdig benutzt werden: Gott und das Volk. Gott, von welchem Alles kömmt, und das Volk, zu welchem Alles geht; Gott, welcher der Anfang, und das Volk, welches das Ende ist. Die dem Volke offenbarte Gottheit und die dem Menschen erklärte Vorsehung, das ist der einzige und einfache Grund jeder Tragödie, vom König Oedipus bis zu Macbeth. Die Vorsehung ist das Centrum der Dramen, wie der Dinge. Gott ist die große Mitte. Deus centrum et locus verum, sagt Filesac.

Indem man sich nach den verschiedenen Gesetzen richtet, die wir aufgezählt haben, bedauernd, daß wir wegen Mangel an Zeit unsere Ideen nicht weiter entwickeln können, wird man begreifen, daß die Mission der Bühne in der jetzigen Epoche von Wichtigkeit sein kann. Es ist ein schönes Werk, eine ganze Gesellschaft von künstlichen Leidenschaften zu natürlichen zurück zu führen. Das Drama, welches wir vor Augen haben und welches die neuen Generationen uns geben werden, wird eine Reihe so unwiderstehlicher Fortschritte und Zukünftigkeiten verfolgen, daß es sich wenig um die Unfalle oder günstigen Erfolge bekümmern wird, diese momentanen Accidenzien, die nur das zeitliche Glück des Dichters betreffen und die nie über den Grund der Fragen entscheiden. Weit davon entfernt, wird er oft durch einen Traum, als durch einen Sieg größer werden. Das

Drama, welches unsere Zeit verlangt, wird dem Volke, wie der Gewalt gegenüber gut gestellt werden. Es wird sich weder seine Freiheit von dem Haufen nehmen lassen, welchen die Mode oft leitet, noch von der Regierung, deren Rathgeber häufig ein knauseriger Egoismus ist. Sicher in seiner Ueberzeugung, stark in seiner Würde, wird es bei vorkommender Gelegenheit der Gewalt die Wahrheit zu sagen wissen, wäre jene so linkisch und ungeschickt, sich auf offenem Censur-Vergehen ertappen zu lassen, wie solches vor anderthalb Jahren geschah, zur Zeit, als ein Stück mit dem Titel „die Belustigungen des Königs“ jener Unfall traf.

Demnach müssen — um mit wenig Worten ein Résumé unserer Behauptungen zu geben — Größe und Strenge des Inhalts und Größe und Strenge der Ausführung die Bedingungen der Entwickelung des jetzigen Dramas sein, will dasselbe leben und herrschen. Das Drama muß moralisch in seiner Grundlage sein, literarisch in der Form, populär durch Beides.

Und weil aus dem Allem, was wir geschrieben, hervorgeht, daß Kunst und Theater volksthümlich sein müssen, so möge man uns schließlich gestatten, unsere Meinung mit zwei Worten aus einander zu setzen, indem wir erklären, daß wir durch diese Auseinandersetzung durchaus Nichts von demjenigen, was wir oben gesagt haben, entkräften oder beschränken wollen. Zweifelsohne ist die Popularität die prachtvolle Vollständigkeit einer

gut erfüllten Kunst; aber hier, wie bei Allem, ist die Popularität allein Nichts. Und dann muß man zwischen Popularität und Popularität unterscheiden. Es gibt eine erbärmliche Popularität, die nur der Zwangsgerechtigkeit, dem Trivialen und Gemeinen verfallen ist. Nichts ist in diesem Sinne populärer, als das Lied: Bei'm Leuchten des Mondes und: Ach! welch ein Stolz ist's, Franzose zu sein! Diese Popularität ist nur die Alltäglichkeit. Die Kunst verachtet sie. Die Kunst sucht nur so viel Einfluß auf die Zeitgenossen zu erlangen, als sie, in ihren Grenzen bleibend, erlangen kann. Und wenn ihr zufälliger Weise, was jeder Zeit und besonders in der unsrigen unmöglich ist, dieser Einfluß verweigert ist, so gibt es eine andere Popularität für sie, welche sich aus dem auf einander folgenden Beifall jener kleinen Anzahl auserwählter Männer jeder Generation entwickelt; nach Jahrhunderten ist hier auch ein Haufe vorhanden; das ist, man muß es freudig behaupten, das wahre Volk des Genies. Die Massen betreffend, so wendet sich das Genie mehr an die Jahrhunderte, als an die Menge, mehr an die Anhäufungen von Jahren, als an die von Menschen. Diese allmählige Einweihung der Zeiten macht diese große Namen, die oft von den Zeitgenossen bespöttelt werden, aber die der Haufe eines Tages annimmt, anerkennt und nicht mehr erörtert. Wenig Menschen in jeder Generation lesen Homer, Dante und Shakespeare mit Einsicht; Alle aber

beugen sich vor diesen Kolossen. Große Männer sind hohe Gebirge, deren Gipfel unbewohnt bleibt, aber den Horizont beherrscht. Städte, Hügel, Ebenen, Pflüge, Hütten sind in der Tiefe. Innerhalb fünfzehn Jahren haben nur zwölf Menschen den Montblanc erstiegen. Wie wenig Menschen haben den Gipfel Dante's oder Shakespeare's erklimmt. Wie wenig Augen haben die Weltkarte betrachten können, die sich von diesen Höhen aus entfaltet. Was liegt daran! Aller Augen sind nicht weniger auf diese hervorragenden Punkte der intellektuellen Welt gerichtet, Berge, deren Gipfel so hoch ist, daß der letzte Strahl der seit langer Zeit untergegangenen Jahrhunderte dort noch glänzt.

Tagebuch

der

Ideen, Meinungen und Lektüre

eines

jungen Jakobiten

im Jahre 1819.

Geschichte.

Bei den Alten war die Geschichtschreibung die Erholung der großen historischen Männer: Xenophon, Befehlshaber der Zehntausend, Tacitus, der Erste des römischen Senats, schrieben Geschichte. In neuerer Zeit mußte die Geschichte, da die großen historischen Männer nicht lesen konnten, von Literaten und Gelehrten geschrieben werden, von Leuten, die nur deßhalb Literaten und gelehrt waren, weil sie ihr ganzes Leben hindurch den Interessen dieser irdischen Welt, d. h. der Geschichte, fremd geblieben waren.

Deßhalb gibt es in der Geschichte, wie sie die Neueren geschrieben haben, eine gewisse Kleinigkeitskrämerei und wenig Intelligenz.

Es ist zu bemerken, daß die ersten alten Historiographen nach Ueberlieferungen schrieben, und die ersten neuen nach Chroniken.

Die Alten, indem sie nach Ueberlieferungen schrieben, verfolgten jene große moralische Idee, wonach es nicht zur Geschichte genügte, daß ein Mensch gelebt, oder ein Jahrhundert da gewesen war, es bedurfte auch noch des Umstandes, daß dem Gedächtniß der Menschheit große Beispiele hinterlassen worden waren. Deßhalb zehrt die alte Geschichte niemals ab. Sie ist das, was sie sein muß, das ausführlich erläuterte Gemälde großer Menschen und Begebenheiten, und nicht, wozu man sie in unserer Zeit hat machen wollen, das Lebens-Register einiger Menschen, oder der Verbal-Proceß einiger Jahrhunderte.

Indem die neueren Historiographen nach Chroniken schrieben, sahen sie in den Büchern nur, was in jenen enthalten war: widersprechende Thatsachen festzustellen und chronologische Angaben zu vereinen. Sie beschäftigten sich viel mit Thatsachen, selten mit Folgerungen, und verbreiteten sich nicht, unter Berücksichtigung des moralischen Interesses, sondern je nach dem Interesse der Neugier, die ihnen, rücksichtlich der Ereignisse ihres Jahrhunderts noch blieb, über dieselben. Das ist die Ur-

sache, weßhalb der größte Theil unserer Geschichtbücher mit kurzen chronologischen Auszügen beginnt und mit Zeitungs-Nachrichten schließt.

Man hat berechnet, daß ein einziger Mann, der täglich 14 Stunden läse, 800 Jahre bedürfe, um nur die in der königlichen Bibliothek enthaltenen Geschichtsbücher zu lesen; und von diesen Werken berichten mehr als 20,000, der größte Theil in zwei Bänden, nur über die französische Geschichte, seit Royou, Fantin-Dusodoards und Antequil bis zu jenen ehrlichen Chronisten Froissard, Comines und Jean de Troyes, von denen wir erfahren, daß dieser oder jener König krank war, und daß dieser oder jener Mensch sich in der Seine ertränkte.

Unter diesen Werken gibt es vier, die allgemein unter dem Namen der vier großen Geschichtsbücher Frankreichs bekannt sind: das von Dupleix, welches man nicht mehr liest; das von Mezeray, welches man ewig lesen wird, nicht weil es so genau und wahrhaft ist, als Boileau behauptet hat, sondern weil es originell und satyrisch ist, was für die französischen Leser noch größeren Werth hat; das des Paters Daniel, eines Jesuiten, der durch seine Schlachtbeschreibungen berühmt ist und der zwanzig Jahre zu einer Geschichte bedurfte, die kein anderes Verdienst, als das der Gelehrsamkeit hat, und in welcher der Graf von Boulainvilliers nicht mehr als

zehntausend Irrthümer fand; endlich das Vely's, welches von Villaret und Garnier fortgesetzt wurde.

„Es gibt einzelne gute Stücke im Vely," sagt Voltaire, „in welchen vortreffliche Urtheile enthalten sind; „man ist ihm Lob und Erkenntlichkeit schuldig; aber „man muß den Styl für seinen Gegenstand haben, und, „um eine gute Geschichte Frankreichs zu schreiben, ge„nügt es nicht, Unterscheidungskraft und Geschmack zu „besitzen."

Villaret, der Schauspieler gewesen, schreibt in einem prätentiösen und schwülstigen Styl; er ermüdet durch seine ewig sensibele und energische Affektation; er ist oft nicht genau und selten unparteiisch. Garnier, vernünftiger und unterrichteter, ist ein nicht viel besserer Schriftsteller, seine Manier ist matt, sein Styl ist schlaff und weitschweifig. Zwischen Garnier und Villaret besteht nur der Unterschied des Schlechten und Mittelmäßigen; und wenn es die erste Lebensbedingung für ein Werk sein muß, sich Leser zu verschaffen, so kann die Arbeit dieser beiden Autoren billiger Weise nur als nicht geschehen betrachtet werden.

Uebrigens ist es ein unvollständiges Werk, ohne Grenzen und Endpunkte und folglich auch mangelhaft und ungestaltet, die Geschichte einer einzigen Nation zu schreiben. Man kann nur in den im gehörigen Verhältniß gehaltenen Fächern einer allgemeinen Geschichte gute Special-Geschichten haben. Es gibt nur zwei Geschäfte,

die eines Geschichtschreibers in dieser Welt würdig sind: die Chronik und das Tagesblatt, oder die Universal-Geschichte. Entweder Tacitus oder Bossuet.

In gewisser Hinsicht hat Comines in sechs Zeilen eine sehr gute Geschichte von Frankreich geschrieben: „Gott hat Nichts auf dieser Welt, weder Menschen, „noch Thiere, erschaffen, ohne ihm zugleich einen Gegen-„satz zu geben, um es in Furcht und Unterwürfigkeit zu „halten. Deßhalb hat er auch Frankreich und England „zu Nachbaren gemacht.“

Frankreich, England und Rußland sind heut zu Tage die drei Riesen Europa's. Seit den neueren politischen Bewegungen hat jeder dieser Kolosse eine besondere Stellung: England erhält sich, Frankreich erhebt sich wieder, Rußland steht auf. Das letztere Reich, noch jugendlich in Mitten des alten Kontinents, vergrößert sich seit einem Jahrhundert mit reißender Schnelligkeit. Seine Zukunft ist von ungeheuerem Gewicht in der Wagschale unserer Bestimmungen. Es ist nicht unmöglich, daß seine Barbarei eines Tages unsere Civilisation überschwemmen wird, und der russische Boden scheint wilde Bevölkerungen für unsere wohleingerichtete Staaten im Rückhalt zu haben.

Diese Zukunft Rußlands, die jetzt so wichtig für Europa ist, gibt seiner Vergangenheit eine hohe Bedeu-

tung. Um Gewißheit über den zukünftigen Zustand dieses Volks zu erhalten, muß man die Vergangenheit desselben sorgfältig studiren. Aber Nichts ist schwieriger, als ein solches Studium. Man muß, gleichsam verloren in der Mitte eines Chaos verwirrter Traditionen, unvollständiger Erzählungen, Mährchen, Widersprüche und verstümmelter Chroniken umherirren. Die Vergangenheit dieser Nation ist so finsternißumhüllt, wie ihr Himmel, und es gibt Wüsteneien in ihren Annalen, wie in ihrem Lande.

Es ist somit nichts Leichtes, eine gute Geschichte Rußlands zu schreiben. Es ist keine geringfügige Unternehmung, diese Nacht der Zeiten zu durchwandeln, um durch so viele Thatsachen und Erzählungen, welche sich durchkreuzen und widerlegen, zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen. Der Schriftsteller muß kühn den Faden dieses Labyrinths ergreifen; er muß das Dunkel erhellen; seine rastlose Gelehrsamkeit muß das Licht des Lebens auf alle äußersten Spitzen dieser Geschichte werfen. Seine gewissenhafte und verständige Kritik wird Sorge tragen, die Ursachen wieder herzustellen, indem sie die Resultate kombinirt. Sein Styl wird die noch unentschiedenen Physiognomieen der Personen und der Epochen feststellen. Gewiß! es ist keine leichte Arbeit, alle Ereignisse, die seit so langer Zeit von dem Pfad der Jahrhunderte verschwunden sind, wieder flott zu machen und unseren Blicken vorüber zu führen.

Der Geschichtschreiber wird, unserer Meinung nach, sein Augenmerk ein wenig mehr, als man solches bis jetzt gethan hat, auf die Epoche richten müssen, welche der Invasion der Tartaren vorhergeht; er wird vielleicht der Geschichte jener Nomaden-Stämme, die die Souveränität Rußlands anerkennen, einen ganzen Band widmen müssen. Diese Arbeit würde zweifelsohne viel Licht über die alte Civilisation verbreiten, die wahrscheinlich im Norden existirt hat. Der Geschichtschreiber würde zu dem Ende die umsichtigen Untersuchungen Klaproth's benutzen können.

Zwar hat Lévespun bereits in zwei seinem weitläuftigen Werke hinzugefügten Bänden die Geschichte dieser tributpflichtigen Völkerschaften erzählt; aber dieser Stoff erwartet noch einen wahrhaften Historiographen. Man würde auch gewisse Epochen von großem Interesse, wie z. B. die Regierung Katharinens, weitläuftiger berichten und überhaupt aufrichtiger behandeln müssen, als Lévespun es gethan hat. Der dieses Namens würdige Geschichtschreiber würde diese gekrönte Metze, der die hochmüthigen Sophisten des verflossenen Jahrhunderts eine Verehrung gezollt hatten, die sie ihrem Gott und ihrem König verweigerten, diese königliche Königsmörderin, die zu den Gemälden ihres Boudoirs eine Niedermetzelung *) und einen Brand **) gewählt hatte, mit

*) Die Niedermetzelung der Polen in der Vorstadt Praga.
**) Der Brand der ottomanischen Flotte in der Bai von

dem heißen Eisen des Tacitus brandmarken und mit der Ruthe Juvenal's züchtigen.

Es ist gewiß, eine gute Geschichte Rußlands würde die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen. Die zukünftigen Bestimmungen Rußlands eröffnen augenblicklich allen Meditationen ein Feld. Diese nördlichen Länder haben schon zu verschiedenen Malen den Strom ihrer Völker über Europa ergossen. Die jetzige Generation Frankreichs hat unter andern Wundern das gesehen, daß Pferde, die einst das Gras am Fuß der großen chinesischen Mauer abfraßen, auf den Rasen der Tuilerien weideten; und unerhörte Wechselfälle in dem Laufe der Dinge haben die südlichen Nationen unserer Tage bewogen, an einen zweiten Alexander den Wunsch des Diogenes zu richten: Geh' uns aus der Sonne.

Man könnte ein merkwürdiges Buch über die Lage der Juden im Mittelalter schreiben. Sie waren sehr gehaßt, aber sie waren auch sehr gehässig; sie waren sehr verachtet, aber sie waren auch sehr schlecht. Das Volk Gottes war zugleich ein Volk des Diebstahls. Ungeachtet der Warnungen des Rabbinen Beccaï *) machten sie

Tschesme. Diese beiden Gemälden waren die einzigen, die das Boudoir Katharinens zierten.

*) Dieser weise Gelehrte wollte die Abhängigkeit der Juden von den Christen verhindern. Hier sind seine Worte,

sich kein Gewissen daraus, die Nazarener — so nannten sie die Christen — zu berauben; auch wurden sie oft das Opfer ihrer Gier. Bei der ersten Expedition Petrus des Eremiten thaten die Kreuzritter im heiligen Eifer das Gelübde, alle Juden zu morden, die sie auf ihrem Wege antreffen würden; und sie erfüllten es. Diese Exekution war eine blutige Repressalie für die von den Juden begangenen biblischen Niedermetzelungen. Nur Suarez bemerkt, daß die Hebräer oft ihre Nachbaren aus wohlausgedehnter Frömmigkeit gemordet hätten, daß aber die Kreuzritter die Hebräer aus mißverstandener Frömmigkeit mordeten.

Das ist eine Probe des Hasses; hier folgt eine Probe der Verachtung.

Im Jahre 1262 fand eine bemerkenswerthe Zusammenkunft vor dem König und der Königin von Arragonien zwischen dem gelehrten Rabbinen Zechiel und dem Bruder Paul Cyriax, einem sehr gelehrten Dominikaner, Statt. Nachdem der jüdische Gelehrte den Toldos Je-

---

die man vielleicht nicht ungern wiederfinden wird: „Die Weisen verbieten, einem Christen Geld zu leihen, aus Furcht, der Gläubiger könne von dem Schuldner verdorben werden; aber ein Jude kann von einem Christen borgen, ohne befürchten zu müssen, von ihm verführt zu werden.“ Ein ächter Jude, der die Erfahrung des Wucherers zum Maasstab des Rabbiners nimmt.

schut, den Targum, den Nissachon Vetus, den Talmud u. s. w. citirt hatte, endigte die Königin die Disputation, indem sie ihn fragte, weßhalb die Juden stänken? Es ist wahr, Haß und Verachtung nahmen mit der Zeit ab. Im Jahre 1687 erschienen die Kontroversen des Israeliten Orobio und des Armeniers Philipp Limborch, in welchen der Rabbiner dem sehr berühmten und sehr gelehrten Christen Einwürfe macht, und in welchen dieser die Behauptungen des sehr gelehrten und berühmten Juden widerlegt. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts traten der Professor Rittangel in Königsberg und Antoine, christlicher Gesandter in Genf, zum mosaischen Glauben über; ein Beweis, daß das Vorurtheil gegen die Juden der Zeit nicht mehr so groß war.

Heut zu Tage gibt es sehr wenig Juden, die Juden, und sehr wenig Christen, die Christen sind. Man verachtet nicht mehr, man haßt nicht mehr, weil man nicht mehr glaubt. Ein ungeheueres Unglück! Jerusalem und Salomon sind todte Dinge; Rom und Gregor VII. sind todte Dinge. Es gibt Paris und Voltaire.

Jene maskirte Person, die so lange Zeit in der Provinz Khorassan für Gott galt, war zuerst Schreiber in der Kanzelei des Abou Moslem, Statthalters von Khorassan, unter dem Kalifen Almanzor. Nach dem Verfasser des Lobbtarickh nannte sich jener Mensch

Hakem Ben Haschem. Unter der Regierung des Kalifen Mahadi, des dritten Abbasiden — gegen das Jahr 160 der Hegira — ließ er sich als Soldat anwerben, später wurde er Hauptmann und Oberhaupt einer Sekte. Eine von einer Pfeilspitze herrührende Narbe entstellte sein Gesicht; er nahm einen Schleier und erhielt den Beinamen Burcai (der Verschleierte). Seine Verehrer waren überzeugt, daß dieser Schleier nur dazu diene, den vernichtenden Glanz seines Antlitzes ihnen zu verbergen. Khondemir, der mit Ben Schahmah übereinstimmt, gibt ihm den Titel Moreaña, welches in arabischer Sprache der Maskirte heißt, und behauptet, er habe eine goldene Maske getragen. Nebenbei müssen wir bemerken, daß ein gleichzeitiger inländischer Dichter die goldene Maske in einen silbernen Schleier verwandelte. Abou Giafar al Thabari setzt seine Lehre aus einander. Unterdessen wurde die Rebellion dieses Betrügers immer beunruhigender. Mahadi schickte den Emir Abusaid gegen ihn, welcher den verschleierten Propheten schlug, ihn von Merou verjagte und ihn nöthigte, sich in Nekscheb, wo er geboren war und wo er sterben sollte, einzuschließen. Der belagerte Betrüger entflammte den Muth seiner fanatischen Armee von Neuem durch Wunder, die noch unglaublich scheinen. Er ließ jede Nacht eine Leuchtkugel aus der Tiefe eines Brunnens steigen, die nach Khondemir ihren Lichtglanz über mehre Meilen in der Runde verbreitete; dies verschaffte ihm den Beinamen der

Schöpfer der Monde. Endlich, zur Verzweiflung gebracht, vergiftete er den Rest seiner Seiden auf einem Bankett und erstickte, um das Volk glauben zu machen, er sei zum Himmel gefahren, sich selbst in einem mit ätzenden Stoffen angefüllten Behälter. Ben Schamah versichert, daß seine Haare oben schwammen und nicht verzehrt waren. Er fügt hinzu, daß eine seiner Konkubinen, die sich, um der Vergiftung zu entgehen, verborgen gehalten hatte, die allgemeine Vernichtung überlebte und die Thore von Neksheb Abusaid öffnete. Der maskirte Prophet, den unwissende Chronisten mit dem Alten vom Berge verwechselt haben, hatte zu seinen Fahnen die weiße Farbe gewählt und zwar aus Haß gegen die Abbassiden, deren Banner schwarz war. Seine Sekte existirte noch lange Zeit nach ihm, und durch einen seltsamen Zufall gab es zu derselben Zeit, als die Bianchi und Neri Italien in zwei große Faktionen theilten, unter den Turcomanen einen Unterschied zwischen weißen und schwarzen.

Voltaire ist als Geschichtsschreiber oft bewunderns-werth; er läßt die Thatsachen sich äußern. Die Geschichte ist ihm nur ein großes Medaillen-Kabinet mit doppeltem Gepräge. Er führt sie beinahe immer zu jener Phrase seines Versuchs über die Sitten zurück: „Es gibt schreckliche und lächerliche Dinge.“ In der That, jede Geschichte der Menschen bleibt dabei stehen. Voltaire

fügt hinzu: „Der Mundschenk Montecuculi wurde geviertheilt; das ist das Schreckliche. Karl V. wurde von dem Pariser Parlament für einen Rebellen erklärt, das ist das Lächerliche." Indeß hätte er sechszig Jahre später geschrieben, so würden ihm diese beiden Ausdrücke nicht mehr genügt haben. Wenn er gesagt haben würde: „Der König von Frankreich und drei Mal hundert tausend „Bürger wurden erwürgt, erschossen, ertränkt . . . der „National-Konvent dekretirte Pitt und Koburg als „Feinde der Menschheit;" welche Prädikate würde er für diese beiden ähnlichen Thatsachen gehabt haben?

Ein seltsames Schauspiel würde das sein: Voltaire als Richter Marat's, die Ursache als Richter der Wirkung.

Es würde doch etwas ungerecht sein, in den Annalen der Welt nur Schrecken und Lachen zu finden. Demokrit und Heraklit waren beide Thoren, und die Thorheiten Beider würden, in einem Menschen vereint, ihn nicht zum Weisen machen. Somit verdient Voltaire einen ernsten Vorwurf; dieses schöne Genie schrieb die Geschichte der Menschen, um einen großen Sarkasmus gegen die Humanität zu schleudern. Vielleicht würde er nicht dies Unrecht begangen haben, hätte er sich auf Frankreich beschränkt. Das National-Gefühl würde die bittere Spitze seines Geistes abgestumpft haben. Weßhalb sich nicht diese Täuschung gewähren? Es ist zu be-

merken, daß Hume, Titus Livius und überhaupt die National-Geschichtschreiber die gütigsten Historiographen waren. Dieses Wohlwollen, obgleich es häufig ohne Grund ist, zieht zur Lektüre ihrer Werke. Was mich betrifft, so hasse ich, mag auch der kosmopolitische Geschichtschreiber größer und mehr nach meinem Gefallen sein, den patriotischen Geschichtschreiber nicht. Der Erstere schmecket mehr nach Humanität, der Zweite mehr nach Bürgerlichkeit. Der einheimische Erzähler einer Nation hat für mich oft, selbst in seiner engen Parteilichkeit, Reiz, und ich finde etwas Stolzes in jener Aeusserung eines Arabers zu Hagyag: „Ich weiß nur Geschichten meines Vaterlandes."

Voltaire hat immer die Ironie an seiner Linken und unter seiner Hand, wie die Marquis seiner Zeit immer den Degen an der Seite tragen. Das ist fein, glänzend, blendend, polirt, angenehm, in Gold gekleidet, mit Diamanten geschmückt, aber es tödtet.

Es gibt Konvenienzen der Sprache, die dem Schriftsteller nur von dem Geist der Nation an die Hand gegeben werden. Das Wort Barbaren, das einen Römer, der von den Galliern spricht, kleidet, würde von üblem Klang in dem Munde eines Franzosen sein. Ein fremder Geschichtschreiber würde nie gewisse Ausdrücke finden, welche den Einheimischen merken lassen. Wir be-

haupten, daß Heinrich IV. sein Volk mit einer väterlichen Güte regierte; eine chinesische von den Jesuiten übersetzte Inschrift spricht von einem Kaiser, der mit einer mütterlichen Güte regierte. Eine ganz chinesische und reizende Nuance.

An einen Geschichtschreiber.

Eure Schlachtbeschreibungen stehen weit über den staubigen und verwirrten Gemälden ohne Perspektive, Zeichnung und Farben, die uns Mezeray hinterlassen, so wie über den unendbaren Bülletins des Paters Daniel; dem ohngeachtet werdet Ihr mir eine Bemerkung erlauben, von der ich glaube, daß Ihr aus ihr in der Folge für Euer Werk Vortheil ziehen könnt.

Wenn Ihr Euch wieder der Manier der Alten genähert habt, so habt Ihr Euch doch noch nicht genug von dem Pfad der neueren Geschichtschreiber entfernt; Ihr haltet Euch zu sehr bei den Details auf, und bestrebt Euch nicht, die Massen zu malen. In der That, was liegt uns daran, ob Brissac einen Angriff gegen Andelot ausgeführt, ob Lanoue vom Pferd gestürzt worden ist, und ob Montpensier den Fluß passirt hat. Die Meisten dieser Namen, die hier zum ersten Male im Verlauf des Werks erscheinen, rufen eine Verwirrung an einer Stelle hervor, wo der Verfasser nicht klar genug sein konnte; und wenn er den Geist des Lesers durch eine

schnelle Folge der Gemälde mit hinwegreißen mußte, hält sich derselbe bei der Untersuchung auf, zu welcher Partei diese oder jene Namen grhören. Nicht auf diese Weise benutzt man Polybius und nach ihm Tacitus, die beiden größten Schlachtenmaler des Alterthums. Diese großen Geschichtschreiber beginnen damit, daß sie uns eine genaue Idee von der Position der beiden Heere durch irgend eine bildliche Anschauung der Wirklichkeit geben: das Heer war im Halbkreis geordnet, es hatte die Gestalt eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln; dann folgen die Details. Die Spanier bildeten das erste Treffen, die Afrikaner das zweite, die Numidier waren an die beiden Flügel gelehnt, die Elephanten standen an der Spitze u. s. w. Aber wenn wir im Tacitus läsen: Vibulenus führte einen Angriff gegen Rusticus aus, Lentulus stürzte vom Pferde, Civilis überschreitet den Fluß, so würde es vielleicht möglich sein, daß dies kleinliche Bulletin den Zeitgenossen sehr deutlich und interessant erschienen wäre; aber wir zweifeln, daß es von den Nachkommen eben so günstig aufgenommen sein würde. Aber dies ist ein Irrthum aller neuen Geschichtschreiber; die Gewohnheit, die Chroniken zu lesen, bringt sie in genaue Berührung mit den untergeordneten Personen der Geschichte, die daselbst nicht erscheinen sollen; das Verlangen, Alles zu sagen, wo sie nur das Interessante sagen sollten, läßt sie dieselben als Schauspieler bei den wichtigsten Angelegenheiten anwenden. Daher kömmt

es, daß sie uns Beschreibungen mittheilen, die sie sehr gut verstehen, sie und die Gelehrten, weil sie die Masken kennen, aber in denen der größte Theil der Leser, die nicht verbunden sind, die Chroniken gelesen zu haben, um die Geschichte lesen zu können, nichts weiter, als Namen und Langweile erblickt. Mit einem Wort: man muß der Nachwelt nichts Anderes mittheilen, als was sie interessiren kann. Und um das Interesse der Nachwelt zu erregen, genügt es nicht, einen Angriff gut ausgeführt zu haben oder vom Pferde gestürzt zu sein; man muß mit Händen und Zähnen gekämpft haben, wie Cynegiris gestorben sein, wie Assas, oder in der Umarmung der Lanzen, wie Winkelried.

Auszug aus dem Courrier français.

Donnerstag, den 14. Sept. 1792. — IV. der Freiheit. Nr. 257.

„Die Municipalität von Herespian, Hérault-Departement, hat ihrem Seelsorger, Herrn François, eröffnet, daß sie in Zukunft einen Pfarrer haben wolle, der nicht im Cölibat lebe. Der Pfarrer François hat eine Antwort ertheilt, die die Hoffnungen seiner Pfarrkinder übertraf. Er bekenne sich zu fünf Kindern: das erste nenne sich J. J. Rousseau, das zweite Mirabeau, das dritte Petion, das vierte Brissot, das fünfte Klubb der Jakobiner. Der gute Pfarrer wird sei-

nen Patriotismus seinen Kindern vermachen und sie der Fürsorge des Vaterlandes anheimgeben, das über alle tugendhafte Bürger wacht."

Nach einer Lektüre des Moniteur.

Proëthes und Cyestris, ein paar alte Philosophen, von denen man, so viel ich weiß, nicht mehr spricht, disputirten einst auf dem Grund einer in unseren Tagen beinahe vergessenen These. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob es möglich sei, daß ein Mensch zu gleicher Zeit aus vollem Halse lachen und heiße Thränen weinen könne. Dieser Streit blieb ohne Entscheidung und bewirkte nur, daß die Schüler Heraklit's und die Anhänger Demokrit's noch unversöhnlicher wurden. Seit 1789 ist die Frage bejahend gelöst worden; ich kenne einen Folianten, der dies Phänomen zu Wege bringt, und es ziemt sich, daß die Lösung einer philosophischen Disputation sich in einem Folianten findet. Dieser Foliant ist der Moniteur. Ihr, die Ihr lachen wollt, schlagt den Moniteur auf; Ihr, die Ihr weinen wollt, schlagt den Moniteur auf; Ihr, die Ihr lachen und weinen zugleich wollt, schlagt auch den Moniteur auf.

Welchen guten Willen man auch bei der Beurtheilung unserer Generationsepoche mitbringt, man kann nicht umhin, die Art und Weise, wie jenes Zeitalter der

Vernunft unser aufgeklärtes Zeitalter vorbereitete, auffallend zu finden. Die Akademieen und gelehrten Kollegien waren zerstört; die Universitäten und Seminarien der Wissenschaften waren aufgelöſ't; die Ungleichheiten des Genies und des Talents waren, wie die Ungleichheiten des Standes und Vermögens, mit dem Tode bestraft. Indeß, es gab noch, um den Ruin der Künste zu feiern, in den Schenken aufgeblühte Redner und Dichter, die von Krambuden ausgespieen waren. Auf unseren Theatern, von wo die Meisterwerke verbannt waren, heulte man wilde Rhapsodieen, die auf die Verhältnisse paßten, oder Eckel erregende Lobreden der Tugenden, die man bürgerliche hieß. Zufällig fallen mir, bei Durchsicht des Moniteurs, die Schauspiele vom 4. Oktbr. 1793 in die Augen. Diese Ankündigung rechtfertigt übrigens die Betrachtungen, welche sie mir an die Hand gegeben hat.

„Théâtre de l'Opéra-Comique National. (Zum ersten Male.) Das Bürgerfest, Lustsp. in 5 Akten."

„Théâtre national. Der Tag von Marathon, oder der Triumph der Freiheit, Heldenschauspiel in 4 Akten."

„Théâtre du Vaudeville. Der Morgen und Abend auf dem Lande; die Ehescheidung; die ländliche Eintracht."

„Théâtre du Lycée des Arts. Die Rückkehr der Landesflotte."

„Théâtre de la République. Die tartarische Ehescheidung, Lustspiel in 5 Akten.“

„Théâtre françois, comique et lyrique. Buzot, König von Calvados.“

In diesen zehn Zeilen ist die Revolution charakterisirt. Unmoralische Gesetze, denen durch unmoralischen Prunk geschmeichelt wird; komische Opern in Bezug auf die Todten. Indeß ich mögte es mir nicht zu Schulden kommen lassen, den edlen Namen Dichter bei den Verfassern dieser kläglichen Farcen zu prostituiren. Damals war die Guillotine und nicht die Bühne der Wirkungskreis der Dichter.

Nach dem Gehässigen kömmt das Lächerliche. Blickt auf die folgende Seite. Ihr befindet Euch in der Sizzung der Jakobiner. Hier ist der Anfang: „Die Sektion der Croix-Rouge, fürchtend, daß diese Bezeichnung das Gift des Fanatismus fortpflanzen werde, erklärt dem Rath, daß sie an deren Stelle die Bezeichnung Sektion des Bonnêt-Rouge annehmen wird...“ Ich protestire, daß die Anführung genau ist.

Der Moniteur, ein an Meditationen so furchtbares Buch, ist beinahe der einzige Vortheil, den wir von dreißig Jahren Unglück gehabt haben. Unsere Revolution von Koth und Blut hat ein einziges unvertilgbares Monument hinterlassen, ein Monument von Dinte und Papier.

Der Hermelin des ersten Parlaments-Präsidenten von Paris wurde mehr, als ein Mal, durch Mordthaten des Volks mit Blut besudelt; und die Geschichte wird die merkwürdige Thatsache bewahren, daß der Erste jenes Titels, Simon de Bucy, für welchen 1440 dieses Amt geschaffen wurde, und der Letzte, der damit bekleidet war, Bochard de Saron, beide Opfer revolutionärer Unruhen wurden. Ein Verhängniß, das des Andenkens werth ist.

Jeder Geschichtschreiber, der sich durch die Geschichte machen läßt und nicht das Ensemble derselben beherrscht, kömmt unfehlbar unter den Details um.

Sindbard, der Seemann, oder irgend eine andere Person aus Tausend und eine Nacht fand eines Tages an dem Ufer eines Stroms einen schwachen Greis, der jenen nicht passiren konnte. Sindbard lieh ihm seine Schultern, und der gute Mann wurde alsbald, sich daselbst festklammernd, der gebieterischste Gebieter und der hartnäckigste Stallmeister. Das ist, meiner Meinung nach, der Fall mit jedem abenteuerlichen Menschen, welcher sich unterfängt, die Vergangenheit auf seinen Rücken zu nehmen, um sie über den Lethefluß zu geleiten, d. h. Geschichte zu schreiben. Der wunderliche Greis zeichnet ihm, mit launiger Kleinigkeitskrämerei, einen krummen und schwierigen Weg vor; gibt der Sklave allen seinen Sei-

tensprüngen nach, hat er nicht die Kraft, sich einen geraderen und kürzeren Pfad zu eröffnen, so ertränkt der Alte ihn boshafter Weise im Fluß.

Kritische Fragmente.

Bei Gelegenheit eines von einer Frau geschriebenen politischen Buches.

December 1819.

I.

Der Baile Molino fragte eines Tages Achmet Pascha, weßhalb Mahomet seinen Schülern den Wein verböte. „Weßhalb er ihn uns verbietet?“ rief der Sieger von Kandia: „damit wir ein desto größeres Vergnügen daran finden, ihn zu trinken.“ Und in der That, das Verbot ist eine Würze. Es ist das, was der Sauce das Piquante gibt, sagt Montaigne; und seit Martial, welcher seiner Gebieterin sang: Galla, nega, satiatur amor, bis zu jenem großen Cato, der seine Frau bedauerte, als sie ihm nicht mehr angehörte, gibt es Nichts, worin sich die Menschen aller Zeiten und Orte so häufig als wahre und würdige Kinder der guten Mutter Eva gezeigt haben.

Ich mögte somit nicht wünschen, daß man den Frauen zu schreiben verböte; das würde nur das Mittel sein, sie alle zu bewegen, die Feder zu ergreifen. Nein, im

Gegentheil, ich mögte wünschen, daß man es ihnen, wie jenen Gelehrten der deutschen Universitäten, anbefehle, die Europa mit ihren gelehrten Kommentaren erfüllten und von denen man, seitdem ihnen auferlegt worden ist, jedes Jahr ein Buch zu schreiben, nichts mehr hört.

Und in der That, es ist etwas Bemerkenswerthes und sehr wenig Bemerktes diese erstaunliche Progression, nach welcher sich der weibliche Geist seit einiger Zeit entwickelt hat. Unter Ludwig XIV. hatte man Liebhaber und übersetzte den Homer; unter Ludwig XV. hatte man nur noch Freunde und man kommentirte Newton; unter Ludwig XVI. begab es sich, daß eine Frau in einem Alter, wo man noch nichts Anderes weiß, als Kleider für eine Puppe zu machen, den Montesquieu verbesserte. Ich frage: wo sind wir? wohin gehen wir? was künden uns diese Wunder? welche sind diese neuen Revolutionen, die sich vorbereiten?

Es gibt eine Idee, die mich quält, eine Idee, die uns, meine alten Freunde und mich, oft beschäftigt hat; eine so einfache und natürliche Idee, daß, wenn mich Etwas in Erstaunen setzen kann, es das ist, daß man sich in einem Jahrhunderte, wo man dem Anscheine nach sich zu Allem versteht, noch nicht zu dieser Idee verstanden hat.

Ich dachte — sag' ich — indem ich diese stufenweise Emancipation des weiblichen Geschlechts sah, an das, was sich ereignen könnte, wenn plötzlich irgend einem starken Geiste der Einfall käme, jene Hälfte des Men-

schengeschlechts, die bis jetzt sich begnügt hat, am Feuerheerd und anderwärts das Scepter zu führen, in die politische Wagschaale zu legen. Und dann werden es die Frauen nicht müde werden, ewig der Bestimmung des Mannes zu folgen? Regieren wir so gut, um ihnen die Hoffnung zu nehmen, besser zu regieren? Lieben sie die Herrschaft so wenig, daß wir vernünftiger Weise hoffen können, daß sie nie Lust dazu haben? Wahrlich! je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr sehe ich ein, daß wir an einem Abgrund stehen. Es ist wahr, wir haben die Kanonen und Bajonette für uns, und die Frauen scheinen uns ohne bedeutende Mittel zu einer Revolution. Das macht Euch sicher; aber was mich betrifft, so ist es gerade das, was mich erschrocken macht.

Man kennt diese schreckliche Inschrift, die von Fonseca auf der Straße von Torre del Greco angebracht wurde: **Posteri, posteri, vestra res agitur!** Torre del Greco ist nicht mehr; der prophetische Reim aber steht noch aufrecht.

Demgemäß schreib' ich diese Zeilen in der Hoffnung, daß sie, wenn nicht von meinem Jahrhundert, doch wenigstens von den Nachkommen gelesen werden. Es ist gut, daß, wenn das Unglück, welches ich vorhersehe, eingebrochen ist, unsere Enkel wenigstens wissen, daß in dem neuen Troja eine in einer Dachkammer, Straße Mezières, Nr. 10, verborgene Kassandra existirte. Und wenn es sich endlich ereignete, daß ich mit eigenen Augen

die zu Sklaven gewordenen Männer und das auf das weibliche Geschlecht vererbte Universum erblicken müßte, so würde ich mich wenigstens meines Scharfsinns rühmen können; und wer weiß? ich würde nicht der erste rechtschaffene Mann sein, der sich über ein öffentliches Unglück wegsetzt, indem er bedenkt, daß er es vorausgesagt hat.

II.

Mein Degen, sagte Karl XII., ist meine Politik. Machiavell verstand darunter die Kunst, zu betrügen. Nach Frau von M*** würde Politik das Mittel sein, die Menschen durch Klugheit und Tugend zu regieren. Die erste Definition ist die eines Thoren, die zweite die eines Schlechten; die der Frau von M*** ist die einzige, die sich für einen ehrlichen Menschen ziemt. Es ist Schade, daß sie so alt und so selten angewendet worden ist.

Nach Aufstellung dieser Definition setzt Frau von M*** den Ursprung der Gesellschaften aus einander. Vitruvius ließ sie durch einen großen Wind entstehen, wahrscheinlich, weil das Familiensystem so sehr einfach war. Mit jenem gesunden Verstand des Weibes, der über dem Genie der Philosophen steht, begnügt sich Frau von M***, den Grund davon in der Natur der Menschen, seinen Neigungen, seiner Schwäche, seinen Bedürfnissen zu suchen. Die ganze Stelle zeugt von der Gelehr-

samkeit und dem Scharfsinn der Verfasserin. Es ist merkwürdig, eine Frau nach der Reihe Locke und Seneca, den Geist der Gesetze und den socialen Kontrakt citiren zu sehen; aber was noch weit merkwürdiger ist, ist die aufrichtige und vernünftige Sprache, an welche wir nicht mehr gewöhnt waren und die so auffallend mit dem rauhen und wilden Ton kontrastirt, welchen die Lehrer des Menschengeschlechts seit einiger Zeit angenommen haben.

Die Verfasserin, dem Gang der Ideen folgend, beschäftigt sich in der Folge mit den Vorstehern der Gesellschaft. Man hat sehr viel über die Pflichten der Könige geschrieben, weit mehr, als über die Pflichten der Völker. Es ist mit den Portraits eines guten Regenten eben so zugegangen, wie mit jenen Pyramiden, die an den Landstraßen von Mexiko aufgestellt wurden, und denen sein Gebet darzubringen, jeder Reisende für seine Pflicht hielt. Es gibt keinen noch so erbärmlichen Schulfuchs, der nicht seines Theils den Herrn über Nationen zeichnen gewollt hätte. Man könnte behaupten, daß die Philosophen selbst darüber nachgedacht hätten, neue Tugenden zu erfinden, um die Fürsten mit denselben auszustatten, wahrscheinlich, weil die Fürsten mehr Schwächen ausgesetzt sind, als die übrigen Menschen, und weil ihnen ein unnachahmbares Vorbild nicht blos deßwegen geboten wird, um sie von der Erreichung desselben zu dispensiren. Frau von M*** verfällt nicht in diese Ver-

kehrtheit. Sie gibt zu, daß ein Monarch gut sein kann, ohne zu dem Ende übermenschliche Eigenschaften zu besitzen. Sie bedient sich nicht mehr des Ideals eines vollkommnen Königs, um die lebenden Herrscher zu verschreien, oder der lebenden Herrscher, um die königliche Würde überhaupt herabzusetzen; ein großes Begehren von Principien, um welches sich die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts gedreht hat. Die Verfasserin citirt, als den Inbegriff aller Pflichten eines Herrschers, den Unterricht, welchen Gustav Adolph von seinem Vater erhalten hat. Die Geschichte erwähnt mehrer ähnlicher Unterweisungen, die von den Königen ihren Nachfolgern hinterlassen wurden; aber diese hat das Merkwürdige, daß sie beinahe die einzige ist, nach welcher der Nachfolger sich gebildet hat. Hier sind einige Stellen daraus:

„Er soll alle seine List und seinen Fleiß anwenden, nie betrogen zu werden, oder zu betrügen."

„Er soll wissen, daß das vergossene Blut der Unschuld und das geschonte der Schlechtigkeit auf gleiche Weise Rache schreien."

„Er soll nie unruhig oder verdrießlich sein, es sei denn, daß einer seiner treuen Diener gestorben sei oder sich vergangen habe."

„Endlich soll er sich in allen seinen Handlungen so benehmen, daß es von Gott gut geheißen wird."

Karl IX. geht in dieser Unterweisung leicht über die Gefahr der Schmeichelei hinweg. Vielleicht fühlen die

Könige weniger die Inkonvenienzen derselben, als ihre Unterthanen. Vielleicht wird das auch für Montesquieu eine Gelegenheit sein, seine Theorie vom Klima anzubringen, die eine Art falschen Schlüssels ist, mit dessen Hülle er alle Probleme der Geschichte lös't. Indem er sich dem Süden nähert, behauptet er, daß das Favoritenwesen weit häufiger werde. Unter dem entnervenden Himmel Asiens und Afrika's regieren die Fürsten selten durch sich selbst; im Gegentheil ist bei den nördlichen Völkern das Klima spannend; wir sehen weit mehr Tyrannen, als Favoriten.

Aber vielleicht würde diese Wahrnehmung über den Haufen fallen, wenn wir besser in ihrer Geschichte unterrichtet wären. Wir sind sehr bereit, aus Allem eine Wissenschaft zu machen, selbst aus unserer Unwissenheit!

Es gibt in einem unserer alten Manuscripte des dreizehnten Jahrhunderts, welches Philipp von Mayzières zugeschrieben wird, eine Stelle, die die Unterweisung des schwedischen Monarchen ergänzen kann. Die Königin Wahrheit spricht in dem Traum des alten Pilgers, der sich an den weißen Falken mit vergoldeten Schenkeln und Füßen wendet, folgender Maasen:

„Hüte dich, Schwiegersohn, vor jenen Rittern, die die Gewohnheit haben, durch ihre feinen Ränke die Könige zu rupfen, die sich verabschiedend fast immer das Sprüchwort des Marschalls Bouciguault wiederholen:

Nur im Meere gibt es Fischfang, und nur bei'm König Geschenke; und die dich tapfer und freigebig wie Alexander machen wollen, indem sie von dir so viel Wasser für ihre Mühle abzapfen, als für sieben und dreißig Mühlen hinreichen würde, die nun den ganzen Tag stillstehen." —

Ich führe diese Stelle an, erstens, um zu beweisen, daß man in jenen gothischen Zeiten nicht so servil zu den Königen sprach, als man uns solches glauben machen mögte; zweitens, weil sie den Ursprung eines Sprüchworts angibt, ein Umstand, der Alterthumsforschern von Nutzen sein kann; drittens, weil sie dazu dienen kann, eine hydraulische Frage zu lösen, indem sie beweiset, daß Wassermühlen im Jahre 1389 bereits vorhanden waren, welches zu wissen immer für diejenigen gut ist, die nicht wissen, daß die Wassermühlen seit undenklichen Zeiten existiren.

III.

Nachdem Frau von M*** sich mit den Gesellschaften im Allgemeinen beschäftigt hat, widmet sie dem Krieg eine Seite, d. h. dem gewöhnlichsten Verhältniß, in welchem die menschlichen Gesellschaften zu einander stehen.

Dieses Kapitel sollte einer Frau viele Schwierigkeiten bieten. Frau von M*** legt jedoch auch hier, wie in dem übrigen Theil ihres Buchs, ungemeine Kenntnisse an den Tag; sie stellt mit sehr vielem Glück die Unter-

scheidung zwischen erlaubten und ungerechten Kriegen auf; mit Grund zählt sie zu den letzteren alle Eroberungskriege. „Es gibt einen Unterschied zwischen Eroberern und Straßenräubern," hat ein bemerkenswerther Schriftsteller, welchen Frau von M*** citirt, geäußert. „Der Eroberer ist ein berühmter Räuber, und der Andere ein unbekannter, obscurer! Der Eine empfängt Lorbeeren und Weihrauch als Preis seiner Gewaltthaten, der Andere den Strick."

Jener Schriftsteller mußte in der That sehr viel Philosoph sein, um diese Stelle mit derselben Hand zu schreiben, die die Besitznahme Schlesiens unterzeichnete.

Als Frau von M*** auf jenes berühmte Axiom kömmt, daß „das Geld der Nerv des Krieges" sei, ein Axiom, welches Frau von M*** Quintus Curtius zuschreibt, welches jedoch auch bei Montecuculi, Santa-Croce und bei allen Schriftstellern, die über den Krieg geschrieben haben, gefunden wird, macht sie die Bemerkung, es sei nicht das Geld, sondern das Eisen der Nerv des Krieges. Freilich schlägt man sich nicht mit Thalern, sondern mit Soldaten; und es kömmt nur darauf an, zu erfahren, ob es leichter ist, Soldaten mit oder ohne Geld zu haben. Das erste Mittel wird ökonomischer sein. Es scheint jedoch nicht nach Sully's Geschmack gewesen zu sein.

Ich las kürzlich im Grotius eine Definition des Krieges: „Krieg ist der Zustand derjenigen, die sich be-

mühen, ihre Streitigkeiten auf dem Wege der Gewalt zu schlichten.“ Es liegt am Tage, daß diese Definition dieselbe ist, wie die vom Duell.

Aber — hat man zu den Duellanten gesagt — ihr geht lachend in den Tod, ihr schlagt euch zum Vergnügen. Dasselbe ist mit dem Krieg der Fall gewesen. Vor der Revolution erwürgte man sich nur en chapeau-bas. Der große Condé ließ Lerida unter der Musik von sechs und dreißig Violinen an der Spitze der Kolonnen stürmen; und auf den Schlachtfeldern von Dettingen und Klosterzäbern sah man die jungen Officiere gegen die Batterien wie zum Ball marschiren, in seidenen Strümpfen und weißgepuderten Perrücken.

Rousseau, der Don Quixotte des Paradoxen, hatte eines Tages den Einfall, eine Wahrheit zu unterstützen. Es war für ihn etwas Neues. Er benahm sich dabei, wie bei der Vertheidigung einer schlechten Sache; er sah sich nach Autoritäten um, wie Leute, die keine haltbaren Gründe haben. Solcher Weise hat er bei Gelegenheit des Duells die Alten citirt. Wahrscheinlich hatte Rousseau nicht den Quintus Curtius gelesen. Er würde daraus erfahren haben, daß nicht leicht ein Fest bei Alexander Statt fand, ohne einige merkwürdige Zweikämpfe zwischen den Gästen. Was Anderes war jener Streit zwischen Eteokles und Polynices? Und, wenn man die Iliade berücksichtigt, ist es wahrscheinlich, daß, wenn Minerva nicht den Achilles bei den Ohren gekriegt

hätte, Agamemnon sein Schwert in der Scheide gelassen haben würde.

Aber, haben die Philosophen gesagt: die Griechen! Ach, die Griechen! Es ist zwar wahr, daß die Griechen sich nicht wie unsere Vorfahren unter dem Vorsitz von Kampfrichtern schlugen, wie wir es in der Colombière sehen; aber wollt ihr wissen, was die Griechen, die man uns so oft als Beispiel citirt, in diesem Falle thaten? Die Griechen machten es besser, sie meuchelmordeten sich. Leset nur das Leben des Kleomenes im Plutarch. Man tödtete seinen Mann verrätherischer Weise, und solches hatte keine Folgen. Er legte ihm Fallstricke, sagt ruhig der Geschichtschreiber, fast als wenn wir heute sagen würden: er hatte ihm einen Eid geleistet.

Was will man daraus schließen? Daß ich für den Zweikampf stimme? Ganz und gar nicht; es ist nur eine der tausend und ein Inkonsequenzen, die zu tadeln mir Vergnügen macht: eine philosophische Beschäftigung. Man erstaunt, daß unsere Gesetze nicht das Duell verbieten; ich bin erstaunt, daß sie es noch nicht autorisirt haben. In der That, warum sollen unsere Thorheiten nicht, wie unsere Laster, das Recht zu leben haben, indem sie ein Patent lösen? Ist es nicht eine wahrhafte Ungerechtigkeit, den Duellanten zu untersagen, was so vielen ehrlichen Lenten erlaubt ist, nämlich sich den Gesetzen zu entziehen, indem sie sich in's Budget flüchten?

IV.

Wenn es nicht Gesellschaften ohne Krieg gibt, so ist es schwer, daß es Kriege ohne Armeen gibt. Somit ist Frau von M*** ganz und gar gerechtfertigt, wenn sie sich im folgenden Kapitel mit den Details eines Schlachtfeldes beschäftigt. Ich glaube, Frau von M*** ist die erste ihres Geschlechts, die sich nach der Ritterin von Eon mit diesem Stoff beschäftigt hat; nicht als wollte ich einen Vergleich zwischen Frau von M*** und der Amazone des letzten Jahrhunderts aufstellen; es ist nur eine schriftstellerische Annäherung, und meine Bemerkung hat Grund.

Frau von M*** beweiset sich, wie alle Militär-Schriftsteller, als ein großer Anhänger des absoluten Gehorsams.

Es existirt in Betreff dieser Frage eine Meinung von Hobes, welche Frau von M*** würde haben anführen können und welche sehr merkwürdig ist: „Wenn „unser Herr," sagt er, „uns eine strafbare Handlung be„fiehlt, so müssen wir sie vollbringen, es sei denn, daß „diese Handlung für die unsere gehalten werden könnte." Das heißt, daß Hobes als Grundsatz der menschlichen Handlungen nur den Egoismus zuläßt.

Frau von M*** theilt, nach Folard, einige Eigenschaften mit, die ein wahrer Führer besitzen müsse. Was mich betrifft, so habe ich kein Vertrauen zu diesen so

vollständigen Bestimmungen, in Folge deren es nur noch Ausnahmen in der Natur geben würde. Der Anblick dieses Namenregisters der vorbereitenden Studien, welchen sich ein gelernter General hingeben muß, ist etwas Entsetzliches. Wie viele Generale konnten nicht lesen! Es könnte scheinen, daß die erste Bedingung, das Sine quâ non jedes Menschen, der sich für den Kriegsdienst entscheide, gute Augen oder wenigstens eine kräftige und taugliche Disposition sein müsse. Doch bedenkt nur, es hat eine Masse großer Krieger gegeben, die einäugig oder hinkend waren. Philipp war einäugig, hinkend und überdies einarmig; Hannibal war einäugig; Bajazet und Tamerlan, die beiden Kriegshelden ihrer Zeit, waren der Eine einäugig und der Andere hinkend; Luxembourg war buckelig. Es scheint sogar, die Natur habe uns, um alle unsere Ideen zu verwirren, das Phänomen eines gänzlich blinden Generals zeigen wollen, der, der Führer einer Armee, seine Truppen selbst in Schlachtordnung stellte und den Sieg errang. Ein solcher war Ziska, der Feldherr der Hussiten.

V.

Geschichtschreiber! Geschichtschreiber! Emphasenmacher! Aber, Freunde, glaubt nicht daran!

Der Senat ging Varo entgegen, der sich aus der Schlacht gerettet, und dankte ihm, daß er nicht an der

Republik verzweifelt habe. Was beweiset das? Daß die Partei, welche Varro zum Feldherrn erhoben und Fabius den Oberbefehl genommen hatte, noch immer stark genug war, um zu verhindern, daß Jener gestraft werde. Sie verlangte sogar, er sollte zum Diktator erhoben werden, damit Fabius, der Einzige, welcher die Republik retten könnte, nicht an die Spitze der Geschäfte gelangte. Wenn darin nichts Heroisches liegt, so liegt doch unglücklicher Weise nur Natürliches darin. Glaubt man zum Beispiel nicht, daß, hätte Buonaparte nach der Rückkehr aus Moskau solches verlangt, sein ganzer Senat ihm entgegen gegangen sein würde?

Der Senat erklärte, daß er die Gefangenen nicht loskaufen werde. Was beweiset das? Daß der Senat kein Geld hatte. Er machte es, wie so viele ehrliche Leute, die nicht Römer sind: er that hart, weil er nicht arm sein wollte. Konnte er in der That die Feigheit der Soldaten anklagen, die sich von Sonnenaufgang bis in die Nacht geschlagen und die nicht weniger, als 70,000 Todte, auf dem Schlachtfelde gelassen hatten? Das sind Thatsachen, und in der Geschichte gelten Thatsachen wenigstens so viel, wie Phrasen. Seht diese ganze Stelle in Jolard.

Man wird uns das Zeugniß Montesquieu's entgegenstellen. Montesquieu hat ein sehr schönes Buch über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer geschrieben; aber eine hat er vergessen, nämlich die,

daß die Reiterei Hannibal's sehr ermüdet war, als er vier Meilen von Rom ein Lager aufschlug. Es bleibt stets merkwürdig, einen Franzosen bei den Römern Dinge auffinden zu sehen, wovon sich weder Sallust, noch Cicero, noch Tacitus etwas haben ahnen lassen; und dennoch hatten die Römer einige Aehnlichkeit mit uns: indem sie sich selbst lobten und sich eine gute Meinung von sich selbst beibrachten, ließen sie Andern wenig zu sagen übrig.

Die Geschichtschreiber, welche nur des Glanzes wegen schreiben, wollen allenthalben Verbrechen und Genie erblicken; sie bedürfen Riesen, aber ihre Riesen sind wie Giraffen, groß von vorne, klein von hinten. Im Allgemeinen ist es eine angenehme Beschäftigung, die wahrhaften Ursachen der Ereignisse aufzusuchen; man erstaunt stets, sieht man die Quelle des Flusses; ich erinnere mich noch der Freude, die ich, die Rhone überschreitend, an den Tag legte. Es scheint, die Vorsehung selbst gefalle sich in dem Kontraste der Ursachen und Wirkungen. Ein Mal wurde die Pest nach Italien durch eine Krähe gebracht, und bei der Zergliederung einer Maus entdeckte man den Galvanismus.

Was mir Ekel verursacht, sagte eine Frau, ist das, daß, was ich sehe, eines Tages Geschichte sein wird. Wohlan! was diese Frau anekelte, ist nunmehr Geschichte, und diese Geschichte gilt so viel, wie eine andere. Was folgt daraus? Daß die Gegenstände sich, nach Maasgabe der Entfernung, vergrößern, wie die Felsen im Nebel.

März 1820. *)

Der Herzog von Berry ist ermordet worden. Es sind kaum sechs Wochen. Der Stein von St. Denis ist noch nicht geschlossen, und schon regnet es Leichenreden und Apologien auf dieses Grab. Das Ganze ist verstümmelt, inkorrekt, schlecht gedacht, schlecht geschrieben; platte oder klangvolle Schmeicheleien; keine Ueberzeugung, kein Accent, keine wahrhafte Bekümmerniß. Demungeachtet war der Gegenstand schön. Wann wird man doch den kleinen Talenten große Gegenstände untersagen? Es gab in den Tempeln des Alterthums gewisse heilige Vasen, die nicht von profanen Händen berührt werden durften.

Und, in der That, was gibt es Großartigeres und Ergiebigeres für einen Dichter, als dieses fromme und

*) Wir haben geglaubt, dieses Fragment, welches ohne Unterschrift in einer vergessenen Sammlung vergraben lag, aus welcher es hervorzusuchen uns Niemand zwang, wörtlich abdrucken zu müssen. Es schien uns, daß in dem Schauspiel der politischen Leidenschaften einer Epoche einige Belehrung für die politischen Leidenschaften einer anderen läge. In dem vorliegenden Fragment reicht der Schmerz bis zur Raserei, das Lob bis zur Apotheose, die Uebertreibung in jeder Hinsicht bis zur Thorheit. Dieses war im Jahre 1820 der Zustand eines jungen Jakobiten von siebzehn Jahren, der sicherlich sehr uninteressirt war und in der Ueberzeugung lebte. Eine Lehre, wir wiederholen es, für allen politischen Fanatismus. Es gibt noch mehre Stellen in diesem Buche, auf welche wir den Leser diese Note anzuwenden bitten.

kriegerische Leben, welches so viele beklagenswerthe Ereignisse umschließt, als diesen heldenmüthigen und christlichen Tod, welcher so viele unheilvolle Folgen herbeizieht? Ein edler Triumph ist demjenigen Schriftsteller bewahrt, der uns diese kurze Laufbahn und den ritterlichen Charakter desjenigen wiedergeben wird, der vielleicht der letzte Sprößling Ludwigs XIV. sein wird. Dieser Fürst, seit seiner ersten Jugend von dem Boden des Vaterlandes vertrieben, machte frühzeitig die Lehrjahre der Sturmhaube und des Schwertes durch. Die ersten und lange Zeit die einzigen Prärogativen, die er seinem erhabenen Range verdankte, waren das Exil und die Proskription. Aus einem Palast in ein Feldlager überschreitend, bald in den Zelten Oesterreichs aufgenommen, bald auf den Flotten Englands umherirrend, gewährte er während vieler Jahre ein schlagendes Beispiel der Unbeständigkeit des Glücks und der Undankbarkeit der Menschen. Mit fremden Feldherrn lange Zeit befreundet, hatte er Soldaten zu bekriegen, welche unter ihm zu dienen geboren waren; aber seine Standhaftigkeit und seine Tapferkeit verläugneten wenigstens niemals das Blut und den Namen seiner Ahnen. Er wurde der würdige Zögling des Erben der Condé, der, wie er, exilirt war, der würdige Führer des alten Banners der Edelleute, die mit ihren Königen geächtet waren. In diesen Zeiten des Krieges wog das Brod der Soldaten in seinen Augen die Feste der Fürsten auf, und, in Er=

mangelung eines königlichen Lagers, verstand er, am Tage die Kanonen zu erobern, auf welchen er Nachts schlafen sollte. Endlich, unter die Völker gelangt, die seine Väter regiert hatten, wurde ihm nicht das Loos zu Theil, in Frieden dieses Glücks zu genießen, welches eine erhabene Allianz dauerhaft für ihn und ewig für unsere Nachkommen machen zu müssen schien. Ach! nach vier Jahren eines einfachen und wohlthätigen Lebens ist der Jüngste der letzten Bourbonen, umgeben von der Liebe und den Hoffnungen der Nation, unter dem Dolche eines Franzosen gefallen, einem Dolche, welchem ein von einem Mamelucken beschützter Korse während der eilf Jahre seiner argwöhnischen Tyrannei nicht verfallen konnte!

Dieses loyale Kind des Bearners, das zweifelsohne bestimmt war, unsere brave und treue Armee zu befehligen, das vielleicht den heldenmüthigen Ebenen der Vendée versprochen war, ist in der Blüthe und der Kraft des Alters gestorben, ohne ein Mal den Trost gehabt zu haben, wie Epaminondas auf seinem Schild zu verscheiden.

Wenn der Geschichtschreiber eines so edlen Lebens die letzte Verzeihung und das letzte Lebewohl wird zurückgerufen haben, so wird es seine Pflicht sein, hinauf- oder vielmehr herabzusteigen zu den Ursachen und den Urhebern dieser verabscheuungswürdigen Gewaltthat. Möge er dann, um das dunkle Komplott zu enthüllen, das verzweifelte Frankreich hören; es wird, wie die römische Kaiserin, ausrufen: Ich erkenne diese Schläge!

Wir werden hier nicht auf eine Diskussion eingehen, die unsere Kräfte übersteigen würde; aber wir sind der Meinung, daß sich ernste und wichtige Fragen, die der Geschichtschreiber des ermordeten Herzogs von Berry zu lösen hat, an den elenden Urheber dieses Attentats knüpfen.

Ist Louvel ein Fanatiker? Welcher Art ist sein Fanatismus? Gehört er zu der Klasse exaltirter und uninteressirter Meuchelmörder, wie die Sand, die Ravaillac und die Clement? Ist er nicht vielmehr einer derer, denen man ihren Fanatismus bezahlt, indem man der verabredeten Belohnung Versicherungen der Protektion und der Wohlfahrt hinzufügt? ...... Wir bleiben bei diesen Worten stehen. Man thut heut zu Tage Unrecht, über die unerhörtesten Dinge zu erstaunen. Wir sehen abscheuliche Verbrecher vor den Augen Europa's ihre Ungestraftheit auskramen, die vielleicht weit abscheulicher ist, als ihre Verbrechen, und ihre Kühnheit, die noch fürchterlicher, als ihre Ungestraftheit, ist.

Derjenige unserer Schriftsteller, welcher die Geschichte des Herzogs von Berry schreiben wird, muß sich, um seinen Zweck gänzlich zu erfüllen, mit einer andern Pflicht belasten, die zwar demüthigend, aber nichts desto weniger unerläßlich ist; ich will damit sagen, daß er das heldenmüthige Andenken des Fürsten gegen die treulosen Insinuationen und die furchtbaren Verläumdungen, womit die den legitimen Thronen feindliche Partei es zu

schwärzen sich bestrebt, zu vertheidigen hat. In anderen Zeiten wäre eine ähnliche Fürsorge eine Beleidigung für den königlichen Verstorbenen, dessen Güte, Tapferkeit und Freimüthigkeit nur mit den Tugenden des großen Heinrich's zu vergleichen sind. Aber sind wir Anderen, die wahren Liberalen und die wahren Royalisten, heut zu Tage, wo eine königsmörderische Partei den verabscheuungswürdigsten Idolen schmeichelt, nicht jeden Tag gezwungen, den edelsten Ruhm, den reinsten Ruf, das vorwurffreiste Renommée gegen die unverschämten Deklamationen Jener zu vertheidigen? Haben wir nicht jeden Tag neue Insulten zu rächen, die Pichegru oder die Cathelineau, die Moreau oder die La Rochejacquelin? Und bei jedem neuen Angriff auf diese berühmten Männer beginnen wir unsere mühsame Vertheidigung von Neuem, ohne irgend eine Hoffnung, daß ein Stimme voll edelmüthigen Unwillens uns unterbrechen werde, indem sie, wie jener Mann des alten Griechenlands, ausruft: Wer wagt es, den Alciden zu beschimpfen!

April 1820.

In diesen Tagen ist eine Briefsammlung der Frau von Grafigny über Voltaire und Ferney erschienen. Dieses Werk enthält weit weniger, als sein Titel verspricht. Der Name Voltaire's an der Spitze eines Buches erregt eine lebhafte und in ihren Wünschen so sehr ausschweifende Neugier, daß es sehr schwer ist, ihr

zu genügen. Voltaire's Privatleben müßte dem Leser eine Menge ergötzlicher und interessanter Details bieten, wäre der Charakter dieses außerordentlichen Schriftstellers in einem treuen Gemälde, mit aller seiner originellen Beweglichkeit und seinen rauhen Ungleichheiten dargestellt. Es scheint sogar, daß es dem feinen und zarten Pinsel einer Dame eher, als jedem anderen gelingen würde, diese Menge mannichfaltiger Nuancen, aus welchen die moralische Physiognomie des universellen Mannes besteht, zu erfassen, besonders was sein Verhältniß zu der herrschsüchtigen Marquise von Chatelet betrifft. Es würde interessant gewesen sein und vielleicht weit leichter für eine Frau, als für einen Mann, die Ursachen dieser bizarren Neigung zu entwickeln, die einen Mann von Genie zum Sklaven einer geistreichen Frau machte und so lange den ermüdenden Intriguen, den gewaltsamen Streitigkeiten widerstand, die die Reizbarkeit des Einen und der Stolz der Anderen unvermuthet und zu jeder Stunde hervorriefen. Wäre die Sammlung der Briefe Voltaire's an seine achtbare Emilie nicht vernichtet worden, so könnten wir vielleicht noch der Hoffnuug leben, dieses Räthsel gelöset zu sehen; denn die Briefe der Frau von Grafigny bieten uns in dieser Hinsicht keine befriedigende Darstellung. Man muß behaupten und es zur Ehre des Verfassers der peruvianischen Briefe glauben, daß derselbe zweifelsohne nicht die Briefe über Cirey in der Absicht geschrieben, daß sie

eines Tages veröffentlicht werden sollten. Man soll es dem Herausgeber keinen Dank wissen, das Manuskript dem Portefeuille des Herrn von Boufflers entnommen zu haben. Frau von Grafigny hat kein Beobachtungstalent und insonderheit kein Beobachtungstalent für große Menschen. Ihr wenigstens abgeschmackter Styl trübt das Interesse für den Gegenstand. Frau von Grafigny, die 1738 nach Cirey gekommen war, theilt ihrem Freund, Herrn Devaux, dem Vorleser des Königs Stanislaus von Polen, ihre Bemerkungen über die Einwohner dieses Schlosses mit. Herr Devaux, den sie in dem vertraulichen Ton ihrer Briefe Papa und häufig in verdoppelter Zärtlichkeit Papachen nennt, empfängt ihre Anvertrauungen in Betreff Voltaire's und seiner Marquise, die sie durch verschiedene Spottnamen, deren einer fader ist, als der andere, bezeichnet: Atys, dein Idol, Dorothea u. s. w. Sie überliefert ihm in einem dummen und gesuchten Style ein detaillirtes Tagebuch aller ihrer Beschäftigungen. Hat sie die Sonne aufgehen sehen? Nein, sie hat der Toilette der Sonne beigewohnt. Ich bin, sagt sie zu Herrn Devaux, so artig, dir zu schreiben u.s.w. Man würde indeß Unrecht thun, das Buch ganz zu verwerfen; unter vielen Wiederholungen und Details von schlechtem Geschmack enthalten die Briefe der Frau von Grafigny merkwürdige und unbekannte Thatsachen; und die noch nicht herausgegebenen Fragmente Voltaire's, die den Band vollständig machen, verdienen

allein schon Beachtung. Mehre dieser fünfzig Briefe bieten großes Interesse; sie sind beinahe alle an bedeutende Personen des letzten Jahrhunderts gerichtet: an die Herzoginnen von Maine und von Aiguillon, die Herzoge von Richelieu und Praslin, den Kanzler von Aguesseau, den Präsidenten Henault u. s.w. Insonderheit bilden die Briefe an die Herzogin von Maine eine durchaus bis jetzt nicht veröffentlichte und wahrhaft interessante und merkwürdige Korrespondenz. Es findet sich auch in dieser Sammlung ein an den Pabst Benedikt XIV. in italienischer Sprache geschriebener und il devotissimo Voltaire unterzeichneter Brief vor. Das will sagen: der sehr gehorsame oder sehr ergebene Voltaire, vielleicht Eins und das Andere, und zugleich gewiß weder das Eine, noch das Andere. Verlangt Ihr Auszüge, so ist hier ein in Form und Wendung sehr artiges Billet, das an den damaligen Minister, Grafen von Choiseul, gerichtet ist. Ihr werdet in diesen wenigen Worten die Art und Weise dieses Mannes erkennen, der stets voll neuer und pikanter Ideen war; es war schwer, auf eine originellere Weise den gewöhnlichen und ceremoniösen Formeln der Hof-Empfehlungen zu entschlüpfen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie davon unterrichte, was sich mit Herrn Makartney, einem sehr jungen, aber dennoch sehr verständigen; einem sehr unterrichteten, aber bescheidenen; einem sehr reichen nnd sehr einfachen englischen Edelmann, der in Kurzem im Parlament besser,

als ein Anderer schreien wird, ereignet hat. Er hat es in Abrede gestellt, daß Sie mir gewogen seien. Ich bin hitzig geworden, ich habe mich Ihrer Protektion gerühmt; er hat mir geantwortet, daß, wenn ich die Wahrheit spräche, ich an Sie schreiben würde; ich bin sehr leidenschaftlich. Verzeihen Sie, mein Herr, dem Eifer, der Zuneigung und der tiefen Ehrfurcht des alten Bergbewohners."

Der alte freie Schweizer ist ein guter Hofmann, wie man sieht. In dem größten Theil der übrigen Briefe wird man die sich leicht und gern mittheilende Fröhlichkeit, die Lebhaftigkeit und oft die Verwegenheit des Urtheils, die gewandte Schmeichelei, den oft sanften, oft beißenden Scherz, an welchem man die unnachahmliche Art Voltaire's erkennt, wiederfinden. Unter der kleinen Anzahl von Gedichten, die mit prosaischen Fragmenten vermischt sind, ist das folgende an die berühmte Demoiselle Raucourt gerichtete noch nicht im Druck erschienen:

Raucourt, der Zauber deiner Kunst
Verschafft dir jeden Tag den Preis;
Du rühmst dich jedes Herzens Gunst,
Bringst alle Köpfe aus dem Gleis.
Um's heitre Spiel der Musen schlingst
Du sanft die Reize der Natur;
Kaum daß du nach dem Siege ringst,
Knüpft er sich schon an deine Spur.
Bei deinen Thränen sind auch wir
Von heißem inn'gem Schmerz durchglüht;

Droht Unglück und Verderben dir,
Was dich umfängt, auch uns geschieht.
Der Rührung und des Zaubers Macht
Wiegt sich auf deiner Schönheit Glanz
Dein Herz zur Liebe ist gemacht,
Doch trägt's noch nicht der Liebe Kranz.
O schütze es vor eitler Lust,
Vor Reichthum und vor nicht'gem Ruhm,
Die Lieb' allein entzückt die Brust,
Es gibt kein schön'res Eigenthum.
In deinem Auge glänzt sie schon,
Bald wird sie auch das Herz umzieh'n,
Bald wird dem Sterblichen der Lohn
Der Gegenliebe mild erblüh'n.
Wohl glücklich, überglücklich ist,
Dem deine Liebe Kränze beut,
Wenn, was du bietest, du selbst bist,
Verlangen, Sehnsucht, Zärtlichkeit.

Ohne Zweifel artige Verse. Ich gestehe jedoch ein, daß ich wenig Sympathie für diese Art Dichtung fühle. Ich ziehe Homer vor.

Ueber einen im Jahre 1820 aufgetretenen Dichter.

Mai 1820.

Ihr werdet darüber lachen, Weltmenschen, ihr werdet die Achseln zucken, Gelehrte, meine Zeitgenossen; denn ich sage es euch, unter uns, es ist vielleicht nicht Einer unter euch, der bespricht, was ein Dichter ist. Wird man ihm in euren Palästen begegnen? Wird man ihn in eurer Einsamkeit finden? Und was vor

allen Dingen die Seele des Dichters betrifft, hat sie nie, wie ein beredter Mund es gesagt hat, den Preis einer Niedrigkeit oder den Jahrgehalt einer Lüge berechnet? Dichter meines Jahrhunderts, ist jener Mann unter euch? Befindet sich in euren Reihen jener Mann, der das os magna sonaturum besitzt, den Mund, der große Dinge zu sagen fähig ist, ferrea vox, die Stimme von Eisen? der Mann, welcher sich nicht vor den Launen eines Tyrannen oder der Wuth einer Partei beugen wird? Gleicht ihr nicht im Gegentheile alle den Saiten einer Lyra, deren Ton sich nach dem Wetter ändert.

Bekennen wir es freimüthig, man wird unter euch Freigelassene finden, die die Zügellosigkeit anzurufen bereit sind, nachdem sie den Despotismus vergöttert haben; Ueberläufer, die der Gewalt zu schmeicheln bereit sind, nachdem sie die Anarchie besungen haben; Thoren, die gestern illegitime Ketten geküßt haben, und die heute, wie die Schlange in der Fabel, ihre Zähne am Gebiß der Gesetze zerbrechen wollen; aber man wird unter ihnen keinen Dichter finden. Denn diejenigen, die nicht die Titel prostituiren, erkennen ohne einen redlichen Geist, ohne ein reines Herz, ohne eine edle und erhabene Seele keinen Dichter an. Laßt es euch, nicht in meinem Namen, denn ich bin Nichts, sondern im Namen aller vernünftigen und denkenden Menschen gesagt sein — (ich

will mein Beispiel nur dem Alterthum entnehmen) — daß die Worte: Dulce et decorum est, pro patria mori, im Munde eines Flüchtlings schlecht klingen. Ich muß demnach eingestehen, ich habe mich bisher nach einem Dichter ringsum umgesehen, und ich bin keinem begegnet; daher hat sich in meiner Imagination ein ideales Modell gebildet, das ich abmalen mögte, und ich bin, wie der blinde Milton, bisweilen versucht, jene Sonne zu besingen, die ich nicht sehe.

Tags darauf schlug ich ein so eben erschienenes Buch auf; der Verfasser hatte sich nicht genannt; es hatte den einfachen Titel: Poetische Meditationen. Es waren Verse.

Ich fand in diesen Versen etwas von André de Chenier. Indem ich weiter blätterte, drang sich mir unwillkürlich eine Parallele zwischen dem Verfasser dieses Buchs und dem unglücklichen Dichter der jungen Gefangenen auf. Bei Beiden trifft man dieselbe Originalität, dieselbe Frische der Gedanken, denselben Aufwand neuer und wahrer Bilder; nur ist der eine ernster und sogar mystischer in seinen Malereien, der andere besitzt mehr Munterkeit und Gracie bei geringerem Geschmack und Korrektheit. Beide sind von der Liebe inspirirt. Aber bei Chenier ist dieses Gefühl immer profan; bei dem andern, welchen ich ihm vergleiche, ist die irdische

Leidenschaft stets durch die göttliche Liebe gereinigt. Der Erstere hat sich beeifert, seiner Muse die einfachen und strengen Formen der antiken Muse zu geben; der Zweite, welcher häufig den Styl der Väter und Propheten angenommen hat, verschmäht es nicht, der träumerischen Muse Ossian's und den phantastischen Göttinnen Klopstock's und Schiller's zu folgen. Endlich, soll ich genau unterscheiden, was übrigens nicht von Bedeutung ist, so ist der Erstere romantisch unter den Klassikern, der Zweite klassisch unter den Romantikern.

Hier hat man doch endlich Gedichte eines Dichters, Poesieen, die Poesie sind.

Ich las dieses merkwürdige Buch ganz durch, ich las es wiederholt, und, ungeachtet der Nachlässigkeiten, des Neologismus, der Wiederholungen und der Dunkelheit, die ich verschiedentlich wahrnahm, fand ich mich bewogen, dem Verfasser zu sagen: „Muth, junger Mann! du gehörst denen an, die Plato mit Ehre überhäufen und aus seiner Republick verbannen wollte. Du kannst gewärtig sein, auch von unserer anarchie- und unwissenheitzerrissenen Erde verbannt zu werden, und es wird deinem Exil der Triumph fehlen, den Plato wenigstens dem Dichter bewilligte: die Palme, die Fanfare und der Blumenkranz.“

Theater.

Man nennt den Kampf zweier entgegengesetzten Kräfte **Handlung** der Bühne. Je mehr diese Kräfte sich einander das Gegengewicht halten, desto ungewisser ist der Kampf; je mehr Furcht oder Hoffnung alterniren, desto größer ist das Interesse. Man verwechsele das Interesse der Handlung nicht mit dem, welches der Held der Tragödie erregen muß und welches nur eine Art von Schrekken, Bewunderung oder Mitleid ist. Somit kann es sehr wohl der Fall sein, daß die Hauptperson eines Stücks Interesse erregt, weil ihr Charakter edel, ihre Situation rührend ist, und daß das Stück ohne Interesse ist, weil es keine Alternative von Furcht und Hoffnung bietet. Wäre dem nicht so, so würde eine schreckliche Situation je länger, desto schöner sein, und der Zenith der Tragödie würde der Graf Ugolino sein, der mit seinen Kindern in einem Thurm eingekerkert ist, um daselbst Hungers zu sterben, eine Scene monotonen Schreckens, die selbst nicht in Deutschland, dem Lande tiefer, aufmerksamer und bestimmter Denker, reussiren konnte.

Wenn in einem dramatischen Werke die Ungewißheit der Ereignisse nur aus der Ungewißheit der Charaktere entsteht, so ist es keine Tragödie der Kraft mehr, sondern eine Tragödie der Schwäche. Das ist, wenn

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

man will, das Schauspiel des menschlichen Lebens; große Effekte durch kleine Ursachen, das sind Menschen; aber auf der Bühne bedarf es Engel oder Riesen.

Es gibt Dichter, die dramatische Springfedern erfinden und nicht verstehen, sie spielen zu lassen, gleich jenem griechischen Künstler, der den Bogen nicht spannen konnte, welchen er geschmiedet hatte.

Die Liebe muß auf der Bühne immer im ersten Gliede gehen, über allen eitlen Rücksichten, welche gewöhnlich den Willen und die Leidenschaften der Menschen bestimmen. Sie ist das Kleinste der irdischen Dinge, wenn sie nicht das Größte ist. Man wird entgegnen, daß, in dieser Voraussetzung, Cid sich nicht mit Don Garmas schlagen dürfe. Ganz und gar nicht. Cid kennt Ximene; er will lieber ihren Zorn auf sich laden, als ihre Verachtung; denn die Verachtung tödtet die Liebe. Die Liebe ist in großen Seelen eine himmlische Achtung.

Bemerkenswerth ist es, daß die Entwickelung von Mahomet weit mangelhafter ist, als man gewöhnlich glaubt. Um sich davon zu überzeugen, genügte es, ihn mit Britannicus zu vergleichen. Die Situation ist ziemlich dieselbe. In beiden Tragödien ist ein Tyrann, der seine Geliebte verliert in dem Augenblick, als er

ihres Besitzes gewiß zu sein glaubt. Das Stück Racine's hinterläßt einen traurigen Eindruck, aber nicht ohne einigen Trost, weil man fühlt, daß Britannicus gerächt und Nero nicht weniger unglücklich ist, als seine Opfer. Es scheint, dasselbe müsse bei Voltaire der Fall sein, aber Mahomet wird nirgends gestraft. Seine Liebe zu Palmiren ist nur eine Geringfügigkeit in seinem Charakter und ein Spottmittel in der Handlung. Sieht der Zuschauer diesen Mann in dem Augenblick an seine Größe denken, wo seine Geliebte sich vor seinen Augen erdolcht, so fühlt er wohl, daß sie nie geliebt worden ist, und daß Mahomet in wenig Stunden über ihren Verlust getröstet sein wird.

Das Süjet Racine's ist gewählter, als das Voltaire's. Für den tragischen Dichter gibt es einen tiefen und radicalen Unterschied zwischen einem römischen Kaiser und dem Kameeltreiber-Propheten. Nero kann verliebt sein, Mahomet nicht. Nero ist ein männliches Glied; Mahomet ist ein Gehirn.

Das Eigenthümliche gut gewählter Sujets ist, daß sie ihren Verfasser halten. Berenice hat Racine nicht zum Fall bringen können; Lamotte hat Ignes nicht zum Fall bringen können.

Der Unterschied, welcher zwischen der deutschen und französischen Tragödie existirt, rührt daher, daß die deut-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

schen Schriftsteller gleich anfangs schaffen wollten, während die Franzosen sich begnügten, die Alten zu verbessern. Der größte Theil unserer Meisterwerke ist erst, nachdem er durch die Hände der ersten Manner verschiedener Jahrhunderte gegangen war, dahin gelangt, wo wir ihn erblicken. Das ist der Grund, weßhalb es so unrecht ist, sich einen Titel aus der Umarbeitung von Original-Produktionen beizulegen.

Die deutsche Tragödie ist nichts Anderes, als die griechische; nur mit den Veränderungen, die die Verschiedenheit der Zeit in ihr hervorrufen mußte. Auch die Griechen wollten das Schauspiel durch den scenischen Pomp unterstützen; daher diese Masken, diese Chöre, dieser hochtrabende Styl; aber da bei ihnen die Künste, die eine wissenschaftliche Richtung haben, sich im ersten Zustand der Kindheit befanden, so wurden sie alsbald zu jener Einfachheit zurückgeführt, die wir bewundern. Man sehe im Servius, was geschehen mußte, um eine Dekoration auf dem Theater der Alten zu verändern.

Im Gegentheil aber bedienten sich die deutschen Schriftsteller, die in die Mitte aller modernen Erfindungen gelangten, der Mittel, die ihnen an der Hand lagen, um die Fehler ihrer Tragödien zu verdecken. Da sie nicht zum Herzen reden konnten, so redeten sie zu den Augen. Ein Glück für sie wär' es gewesen, hätten sie sich in den gehörigen Grenzen zu halten gewußt! Das ist der Grund, weßhalb deutsche oder englische Stücke

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

in der Uebersetzung auf unserer Bühne weniger Glück machen, als im Original; man läßt ihnen die Fehler, die an dem Plan und den Charakteren kleben, und nimmt ihnen den theatralischen Pomp, der jene kompensirt.

Frau von Staël schreibt den Vorzug der französischen Schriftsteller vor den Deutschen noch einem andern Grunde zu, und ihre Beobachtung ist richtig. Die großen Männer Frankreichs waren an demselben Heerd der Aufklärung vereint; die großen Männer Deutschlands waren gleichsam in verschiedenem Vaterlande zerstreut.

Man kann wahrnehmen, daß es zwei Arten von Tragödien gibt: eine, welche aus Gefühlen, eine andere, welche aus Ereignissen besteht. Die erstere betrachtet die Menschen aus dem Gesichtspunkte der zwischen ihnen durch die Natur herbeigeführten Beziehungen; die zweite betrachtet sie aus dem Gesichtspunkte, der zwischen ihnen durch die Gesellschaft herbeigeführten Beziehungen. In der Ersteren entsteht das Interesse aus der Entwickelung einer der großen Affekte, denen der Mensch, als Mensch, unterworfen ist, z. B. der Liebe, Freundschaft, Kindes- und Vaterliebe; in der Andern handelt es sich um eine politische Tendenz zur Vertheidigung oder zum Umsturz errichteter Institutionen. Im erstern Falle ist die Person auffallend passiv, das heißt, sie kann sich nicht dem Einfluß äußerer Gegenstände entziehen: ein Eifersüchtiger

kann sich nicht der Eifersucht erwehren, ein Vater kann sich nicht der Furcht für seinen Sohn erwehren; und es liegt wenig daran, wie diese Eindrücke herbeigeführt worden sind, damit sie interessant seien; der Zuschauer gehört stets dem an, was er fürchtet oder was er wünscht. Im zweiten Falle dagegen ist die Person wesentlich handelnd, weil sie nur einen festen Willen hat und der Wille sich nur durch Handlung bekunden kann. Man kann diese beiden Tragödien, die eine mit einer gemeiselten, die andere mit einer gegossenen Statue vergleichen. Im ersten Falle ist ein Steinblock vorhanden; es genügt, daß er, um eine Statue zu werden, einem äußeren Einfluß unterworfen wird; im zweiten Falle muß das Metall in sich selbst die Kraft tragen, die Form zu durchlaufen, welche es anfüllen muß. In dem Maase, in welchem sich alle Tragödien mehr oder weniger diesen beiden Typen nähern, nehmen sie mehr oder weniger an dem einen oder andern Theil. Verstandes-Tragödien bedürfen einer starken Constitution, um sich zu erhalten; die Tragödien des Gefühls haben es kaum nöthig, sich nach einem Plan zu richten. Man betrachte Mahomet und den Cid.

E. schreibt heute, den 27. April, Folgendes:

„Insgemein ist uns Etwas in den Compositionen dieser Jugend, die sich jetzt auf unseren Bühnen drängt, aufgefallen: sie begnügen sich noch leicht mit sich selbst.

Sie verlieren eine Zeit, die sie muthigen Meditationen hätten weihen sollen, damit, Kränze zu sammeln. Sie reussiren; aber ihre Nebenbuhler freuen sich über ihre Triumphe. Erwacht! erwacht! junge Leute, sammelt eure Kräfte, Ihr werdet sie am Tage der Schlacht bedürfen. Die schwachen Vögel treten ihren Flug auf einem Zug an; die Adler kriechen, bevor sie sich auf ihren Flügeln erheben."

Phantasie.

Februar 1819.

Was ich will, will und verlangt alle Welt, nämlich Gewalt für den König und dem Volke Garantieen.

Und in diesem Punkte unterscheide ich mich sehr von gewissen ehrlichen Leuten meiner Bekanntschaft, die deutlich dieselbe Maxime bekennen, und die, wenn man in Betreff dieser Sache zu Explikationen kömmt, in der Wirklichkeit nur ein Halbding verlangen, das heißt, die Einen ein wenig Despotismus, und die Andern viel Zügellosigkeit; beinahe nach Art meines seligen Groß-Onkels, der stets das berühmte Recept der Schule von Salerno: w e n i g, a b e r o f t e s s e n, im Munde führte, der indeß nur den ersten Theil des Recepts in seinem Hause in Anwendung brachte.

Februar 1819.

Tags darauf fand ich im Cicero diese Stelle: „der Redner muß in allen Fällen das Für und Wider zu beweisen verstehen;“ in omni causa duas contrarias orationes explicari; und — behaupte ich — das ist recht in einem Jahrhundert, wo man zwei Arten von Gewissen, das des Herzens und das des Magens entdeckt hat.

Was das Gewissen des Redners anbetrifft, so sagt Cicero: vir probus dicendi peritus. Was seine Sitten betrifft (das, was ich hier schreibe, ist nicht für den Unterricht der Jugend in unseren Schulen), so kennt man die Einfachheit der alten Sitten. Wir haben keine Ursache, zu glauben, daß es die Redner anders, als die Krieger machten. Nachdem Achilles und Patrokles Briseïs so sehr beweint haben, führt Achilles — sagt Madame Dacier — die schöne Diomede, die Tochter des weisen Phorbas, in sein Zelt, und Patrokles überläßt sich dem sanften Schlaf in den Armen der jungen Iphis, der Gefangenen von Scyros. Petrarka starb, nachdem er Laura verloren, in seinem siebzigsten Jahre, einen Sohn und eine Tochter hinterlassend.

Und in Athen, wo die Väter ihre Söhne zu der Aspasia in die Schule schickten, in Athen, dieser Stadt der Feinheit und Beredsamkeit: — Was hast du mit den hundert Thalern gemacht, die dir die Ohrfeige eingebracht hat, welche du von Midias im vollen Theater

erhieltst? rief Aeschines dem Demosthenes zu. — Und ihr wollt, Athener, die Stirn bekränzen, die sich selbst schindet, indem sie absichtlich lukrative Klagen anstellt? Wahrlich, dieser Mann trägt keinen Kopf auf seinen Schultern, sondern ein Pachtgut.

Was soll ich von der römischen Gerichtsstube sagen? von den Artigkeiten, die sich die Scaurus und Catulus vor der versammelten römischen Canaille erwiesen? Man hört mich nicht, ich bin Cassander, schrie Sextus. Ich bin nicht sicher genug, nur von Männern gelesen zu werden, um die blutige Replik des Marcus Antonius zu berichten.

Und bei'm Triumphzug Cäsar's, der auch ein Redner war, sangen seine eigenen Soldaten: Bürger, verbergt eure Weiber. Urbani, claudite uxores, macchum calvum adducimus.

Ich ergreife diese Gelegenheit, zu erklären, wie sehr es mich betrübt, nicht in den Jahrhunderten des Alterthums geboren zu sein; ich bin sogar Willens, gegen mein Jahrhundert ein dickes Buch zu schreiben, auf welches zu subskribiren mein Verleger Sie im Vorübergehen bittet.

Und, in der That, es mußte eine sehr schöne Zeit sein, die Zeit, als man das Volk, wenn es Hunger hatte, mit einer langen, platten und schlechten Fabel abspeisete. O tempora! o mores! werden unsere Minister nach der Reihe ausrufen.

Und wo, mein Herr, wenn man nicht einäugig, nicht buckelig, nicht hinkend, nicht krummbeinig, nicht blind war;

Wenn man überdies weder ein zu schwacher, noch zu mächtiger, weder ein zu schlechter, noch zu guter Mensch war;

Und besonders, was äußerst wichtig war, wenn man die Vorsicht gehabt hatte, sein Haus nicht auf eine Schießmauer zu bauen;

Wo man, sage ich, so lange man nicht durch den Aussatz oder durch eine Pest hinweggerafft wurde, die vernünftige Hoffnung hegen konnte, ruhig in seinem Bette zu sterben, was, in Wahrheit, keine Heldenthat ist;

Und wo, mein Herr, wenn man sich nur ein wenig als ein großer Mann fühlte, wie Sie und ich, mein Herr, — d. h. wenn man das edle Verlangen hatte, dem Vaterlande durch irgend eine tapfere That oder eine bewundernswerthe Erfindung zu nützen (ein Verlangen, welches, wie man weiß, zu nichts verbindet), es nichts gab, worauf man nicht Anspruch machen konnte, vielleicht sogar darauf, wie Phocion, gehängt, oder wie Duilius, der Schiffs-Enterer, mit einer Flüte und zwei Laternen durch die Stadt geführt zu werden, beinahe wie in unseren Tagen solches mit dem gelehrten Esel geschah.

April 1819.

Nach meiner Meinung könnten nützliche Betrachtungen aus dem Vergleich der Romane von Lesage und Walter Scott, die beide in ihrem Genre obenan stehen, hervorgehen. Lesage scheint mir geistiger zu sein; Walter Scott ist origineller; der Eine glänzt in der Erzählung der Abenteuer eines Menschen, der Andere verbindet mit der Geschichte eines Individuums das Gemälde eines ganzen Volks, eines ganzen Jahrhunderts; Jener spottet über die Wahrheit des Orts, der Sitten und der Geschichte; Dieser, welcher mit einer ängstlichen Treue an dieser Wahrheit hängt, verdankt ihr den magischen Glanz seiner Gemälde. Bei Beiden sind die Charaktere künstlich gezeichnet; aber bei Walter Scott scheinen sie besser ausgeführt, weil sie lebendiger, frischer und weniger polirt sind. Lesage opfert häufig das Gewissen seiner Helden der Komik einer Intrigue; Walter Scott gibt seinen Helden strengere Seelen; ihre Grundsätze, ihre Vorurtheile selbst haben etwas Edles, indem sie sich nicht den Ereignissen gegenüber zurückziehen. Man erstaunt, hat man einen Roman von Lesage gelesen, vor der wunderbaren Mannichfaltigkeit des Plans; aber noch mehr erstaunt man, wenn man einen Roman von Scott beginnt, über die Einfachheit des Entwurfs; der Erstere richtet seine Imagination auf die Thatsachen, der Letztere auf die Details. Der Eine malt das Leben, der Andere das Herz. Endlich bietet die Lektüre Lesage's in gewisser

Hinsicht die Erfahrung des Schicksals, die Walter Scott's bietet die Erfahrung der Menschen.

„Es war ein so wunderbarer und seltsamer Mann, als es jemals einen unter den Lateinern gegeben hat. Er legte seine Sammlungen in seine Schuhe, und wann wir ihm, in der Hitze der Disputation, irgend eine Sache streitig machten, so rief er seinem Diener: — He! he! Davus, bringe mir den Schuh der Mäßigkeit, den Schuh der Gerechtigkeit, den Schuh des Plato oder den des Aristoteles; je nach den Angelegenheiten, die verhandelt wurden. Hundert Dinge der Art machten mich von ganzem Herzen lachen, und ich lache noch jetzt darüber, als wenn es eben vorgefallen sei."

Die gelehrten Schuhe von Giraldo Giraldi verdienten wahrlich eben so berühmt zu sein, als die Perrücke von Kant, welche nach dem Tode des Philosophen für dreißig tausend Gulden verkauft worden und auf der letzten Leipziger Messe nur mit 1200 Thalern bezahlt worden ist, was, nach meiner Meinung, ein Beweis ist, daß der Enthusiasmus für Kant und seine Ideologie sich in Deutschland vermindert. Diese Perrücke könnte, je nach den Verschiedenheiten ihres Preises, als das Thermometer der Fortschritte des Kant'schen Systems betrachtet werden.

April 1820.

Das literarische Jahr kündigt sich mittelmäßig an. Kein wichtiges Buch, kein kräftiges Wort; nichts, was belehrt, nichts, was bewegt. Es würde Zeit sein, daß Einer aus dem Haufen hervorträte und spräche: ich bin da. Es würde Zeit sein, daß ein Buch oder eine Doktrin erschiene, ein Homer oder ein Aristoteles. Die Müßigen könnten wenigstens disputiren, das würde sie bilden.

Aber was soll man mit der Literatur von 1820 machen, die noch weit platter ist, als die von 1810, und weit unverzeihlicher, weil es keinen Napoleon mehr gibt, der aus allen Genies Generäle machte! Wer weiß es? Ney, Murat und Davoust würden vielleicht große Dichter gewesen sein. Sie schlugen sich so, wie man schreiben mögte.

Arme Zeit, wie die unsre! Ihre Stärke besteht in Versen, nicht in Poesie, in Vaudevilles, nicht in einer Bühne. Talma, das ist Alles.

Ich habe Molière lieber.

Man verspricht uns das Kloster, einen neuen Roman von Walter Scott. Um so besser, wenn er sich damit beeilt; denn alle unsere Büchermacher scheinen von der Wuth schlechter Romane besessen zu sein. Ich habe einen Haufen davon, und nur selten schlage ich diese Bücher auf; denn ich werde nicht ein Mal sicher sein, nur das in ihnen zu finden, weßhalb jener Hund, von

welchem Rabelais spricht, indem er seinen Knochen benagte, bat: nichts, als ein wenig Mark.

Das literarische Jahr ist mittelmäßig, das politische ist traurig. Der Herzog von Berry ist in der Oper erdolcht worden; allenthalben Revolutionen.

Der Herzog von Berry ist die Tragödie. Hier ist die Parodie.

Ein großer politischer Streit hat sich dieser Tage, bei Gelegenheit des Herrn Décazes, entsponnen. Herr Donnadieu gegen Herrn Décazes. Herr von Argout gegen Herrn Donnadieu. Herr Clausel von Coussergues gegen Herrn von Argout.

Wird Herr Décazes am Ende mit sich selbst kämpfen? Alle die Kämpfe rufen uns jene alten Zeiten zurück, wo beherzte Ritter einen treulosen Riesen herausforderten. Es erschien, unter Hörnerklang, ein Zwerg. Wir haben schon mehre Zwerge gesehen, wir erwarten nichts mehr, als den Riesen.

Die politische Thatsache des Jahres 1820 ist die Ermordung des Herzogs von Berry, die literarische ist irgend ein Vaudeville. Es ist ein zu großes Mißverhältniß. Wann wird doch dieses Jahrhundert eine Literatur haben, die seiner socialen Bewegung die Wage hält, Dichter, die so groß sind, wie seine Ereignisse?

Zweifelsohne zittre ich nur deßwegen bei der Annäherung eines gelehrten Kopfes und bebe bei'm Anblick

eines gelehrten Buches zurück, weil ich fest von meiner Ignoranz überzeugt bin. Besäße ich kritisches Talent, so wüßte ich gerade Latein genug, um zu verstehen, was genus irritabile bedeute, und hätte gerade Geist und Erfahrung genug, um zu beweisen, daß diese Benennung wenigstens eben so gut auf die Gelehrten, als die Dichter passe. Säh' ich mich nun in die Nothwendigkeit versetzt, mein kritisches Talent in Betreff einer oder der andern Klasse des genus irritabile auszuüben, so nähm' ich mir fest vor, meine Jurisdiction nur auf die letzte Klasse auszudehnen, weil sie die einzige ist, welche die Albernheit oder die Unwissenheit eines Kritikers nicht erweisen kann. Einem Dichter sagt ihr Alles, was euch durch den Kopf fährt, ihr ertheilt ihm Rath, dichtet ihm Fehler auf. Aergert er sich, so citirt ihr Aristoteles, Quintilian, Horaz, Boileau. Wird er von allen diesen großen Namen nicht zu Boden geschlagen, so ruft ihr den Geschmack an; was hat er zu antworten? Der Geschmack gleicht jenen alten heidnischen Gottheiten, die man um so mehr verehrte, je weniger man wußte, wo man sie finden, oder unter welcher Form man sie anbeten sollte. Mit den Gelehrten ist das nicht eben so. Das sind Leute, wie Laclos sagte, die sich nur mit Thatsachen schlagen; und es ist für einen bedachtsamen Journalisten, der gewöhnlich von einem Gelehrten nichts hat, als den Pedantismus, sehr unangenehm, sich die Ruthenhiebe von einem erzürnten Gelehrten zurückgeben zu sehen, die

er ihm beigebracht hat. Man denke dabei noch daran, daß es nichts Schrecklicheres gibt, als den Zorn eines Gelehrten, der auf seinem Lieblings-Terrain angegriffen wird. Diese Art Menschen weiß sich nur Injurien in Folio zu sagen; die Sprache scheint ihnen nicht Worte zu bieten, die kräftig genug sind, ihren Unwillen auszudrücken. Visdelou, dieser platonische Liebhaber der Lexikologie, erzählt in seinem Supplement zur orientalischen Bibliothek, daß die chinesische Kaiserin Un-Heu mehre Verbrechen begangen; sie habe ihren Gemahl, ihren Bruder, ihre Söhne ermorden lassen; aber insonderheit habe sie sich ein Verbrechen zu Schulden kommen lassen, welches er ein unerhörtes Attentat nennt, sie habe, alle grammatikalischen Gesetze verachtend, befohlen, daß man sie Kaiser und nicht Kaiserin nennen solle.

Alle Welt hat von Johann Alary vernommen, dem Erfinder des Steins der Weisen: Hier folgen einige Details über diesen berühmten Mann für den Maler, der sein Portrait liefern will: „Alary trug selbst am Hofe einen langen und starken Bart, einen hohen und viereckigen Hut, nicht nach der Form jener Zeit, einen langen mit Plüsch gefütterten Mantel, der über die Fersen herabreichte und den er oft in der größten Sommerhitze trug. Dies unterschied ihn von anderen Menschen und machte ihn dem Volke kenntlich, welches

ihn laut den schmutzigen Philosophen nannte, eine Bezeichnung, durch welche, nach Colletet, seine Bescheidenheit nicht beleidigt wurde."

Colletet nannte Alary den schmutzigen Philosophen, Boileau nannte Colletet den schmutzigen Dichter. Damals waren Geist und Wissen, diese beiden heut zu Tage furchtbaren Dämonen, sehr arme Teufel. Heute ist das, was den Dichter und Philosophen verunreinigt, nicht die Armuth, es ist die Feilheit; nicht der Schmutz, sondern der Gassenkoth. *)

Man betrachtet jetzt in Frankreich, und zwar mit Fug und Recht, eine gewisse Leichtigkeit in der Behandlung dessen, was man gemeiniglich den Briefstyl heißt, als ein nothwendiges Erforderniß einer feinen Erziehung. In der That, das Genre, dem man diesen Namen gibt, — vorausgesetzt, daß dies ein Genre sei — ist in der Literatur, was jene im Staatseigenthum befindlichen Grundstücke, die alle Welt zu bebauen berechtigt ist. Der Grund davon ist der, daß der Briefstyl mehr Sache der Natur, als der Kunst ist. Die Produktionen dieser Art sind, in gewisser Hinsicht, wie die Blumen, die von selbst wachsen, während alle anderen Kompositionen des mensch-

*) Der Verfasser unterscheidet zwischen crotte und boue, eine Unterscheidung, die sich im Deutschen kaum wiedergeben läßt.

lichen Geistes, so zu sagen, Gebäuden gleichen, die vom Fundament bis zum Giebel mühsam nach allgemeinen Gesetzen und besonderen Kombinationen erbaut werden müssen. Die meisten Schriftsteller, die in Briefen schrieben, wußten nicht, daß sie Schriftsteller waren; sie haben Werke geschaffen, wie jener Herr Jourdain, der so oft citirt wird, Prosa schrieb, ohne es zu wissen. Sie schrieben nicht, um zu schreiben, sondern weil sie Eltern und Freunde hatten, Geschäfte und Neigungen. Sie dachten keineswegs in ihren Korrespondenzen an die Unsterblichkeit, sondern sorgten ganz bürgerlich für materielle Interessen. Ihr Styl ist einfach, wie die Vertraulichkeit, und diese Einfachheit macht ihn anziehend. Nur weil sie ihre Briefe an ihre Verwandten schickten, sind sie an die Nachkommenschaft gelangt. Wir glauben, es sei unmöglich, die Elemente des Briefstyls anzugeben: die übrigen Genres haben Regeln, dies hat nur Geheimnisse.

Satyriker und Moralisten.

Der, welcher von dem edelmüthigen Dämon der Satyre heimgesucht, seinem Jahrhundert harte Wahrheiten sagen will, muß, um das Laster besser zu besiegen, den Lasterhaften geradezu angreifen; um ihn zu brandmarken, muß er ihn nennen; aber er kann dieses Recht nur erreichen, wenn er sich selbst nennt. Auf diese Weise sichert er sich in gewisser Hinsicht den Sieg; denn je

mächtiger sein Feind ist, desto muthiger zeigt er sich, und die Macht weicht stets dem Muthe. Uebrigens will die Wahrheit laut ausgesprochen sein, und eine anonyme Medisance ist vielleicht schändlicher, als eine mit dem Namen unterschriebene Verläumdung. Dasselbe ist nicht mit dem friedlichen Moralisten der Fall, der sich nur in die Gesellschaft mischt, um deren Lächerlichkeiten und Vorurtheile stillschweigend zu betrachten, Alles zum Vortheil der Humanität. Wenn er die Individuen einzeln untersucht, so kritisirt er doch nur die Gattung im Allgemeinen. Das Studium, dem er sich überläßt, ist demnach durchaus unschuldig; denn er sucht alle Welt zu heilen, ohne Jemand zu verwunden. Dessenungeachtet muß, damit sein nützliches Amt nicht fruchtlos sei, seine erste Vorsichtsmaasregel in der Beobachtung des Inkognito bestehen. Welche gute Meinung wir auch von uns haben, es lebt stets ein gewisses Bewußtsein in uns, das uns den Schritt eines jeden Menschen, der unsern Charakter erforschen will, als feindlich betrachten läßt. Dieses Bewußtsein ist folgendes:

> Die Stelle, die, als schwach erkannt, man will verschweigen.

Deßhalb werden wir, sind wir gezwungen, mit demjenigen zu leben, den wir als einen ungelegenen Beobachter betrachten müssen, unsere Handlungen mit dem Schleier der Verstellung umhullen, und seine Mühe wird fruchtlos sein. Können wir ihn aber vermeiden, so wer-

den wir Jedermann ihm zu fliehen auffordern, indem wir ihn als einen Ueberlästigen bezeichnen. Der beobachtende Philosoph kann, nach Art der alten Schauspieler, nur seine Rolle ausführen, indem er eine Maske trägt. Wir werden den Ungeschickten, der uns sagen wird, ich will eure Fehler aufzählen und eure Laster erforschen, schlecht bewillkommnen. Er muß, wie Horaz sagt, seine Hörner mit Heu umwinden, sonst werden wir alle ein Zetergeschrei erheben! Und derjenige, welcher sich ein Geschäft daraus macht, das Erbgut des Lächerlichen auszukundschaften, das zu allen Zeiten so ungeheuer in Frankreich ist, muß sich vielmehr in der Gesellschaft verbergen, als präsentiren, er muß Alles beobachten, ohne sich selbst beobachten zu lassen, und niemals den Vers Mahomets vergessen:

Zerstört mein Reich ist, wenn der Mensch in mir erkannt.

Man muß Voltaire nicht nach seinen Lustspielen, Boileau nicht nach seinen pindarischen Oden, Rousseau nach seinen närrischen Allegorien beurtheilen. Die Kritik darf sich boshafterweise nicht der Schwächen bemächtigen, die oft die schönsten Talente bieten, eben so wenig, als die Geschichte die Kleinlichkeiten mißbrauchen darf, die sich beinahe in allen großen Charakteren begegnen. Ludwig XIV. glaubte sich entehrt, wenn sein Kammerdiener ihn ohne Perrücke gesehen; Turenne, war er

allein im Dunkeln, zitterte wie ein Kind; und es ist bekannt, daß Cäsar fürchtete, umgeworfen zu werden, wenn er den Triumphwagen bestieg.

Im Jahre 1676 war Corneille jener Mann, den die Jahrhunderte nicht vergessen werden, von seinem Jahrhunderte vergessen, als Ludwig XIV. in Versailles mehrere seiner Tragödien darstellen ließ. Diese Erinnerung des Königs erregte die Dankbarkeit des großen Mannes, die Ader Corneilles durchströmte neues Leben und der letzte Freudenschrei des Greises wurde vielleicht einer der schönsten Gesänge des Dichters:

Ist's Wahrheit, großer König, darf ich preisen
Mich, daß zu neuem Leben ich erstanden,
Daß, nach Verlauf von vierzig Jahren, du
Rufst Cinna und Horaz aus ihrer Ruh,
Daß du Pompejus weckst, daß nicht der Kranz
Der Jugend trübt Corneilles alten Glanz.

. . . .

So sang — wird's heißen — als er hundert Jahre alt,
Der Dichter Sophokles mit alter Kraft Gewalt,
Und Oedipus gewann der Dichtung höchsten Preis
Aus der Athener Mund einstimmig d'rob dem Greis.
So weit zu kommen wird mir sicher nicht gelingen;
Kann, fünfzig Jahre alt, ich noch im Wettstreit singen,
So braucht den jungen Ruhm das nimmer zu betrüben;
Denn langes Leben ist mir nicht mehr zugeschrieben.
Was ich mir auch versprach', ihn kann nicht Furcht erfassen,
Es ist des Feuers letzter Glanz, das will erblassen.
Will' es erlöschen, strebt es noch, das Aug' zu blenden,
Es strahlt zum letzten Mal, um sich in Nacht zu wenden.

Diese Verse haben mich immer tief gerührt. Corneille, durch den Neid erbittert, durch Gleichgültigkeit abgeschreckt, trägt darin alle stolze Melancholie seiner großen Seele zur Schau. Er fühlte seine Kraft und es war nur um so bitterer für ihn, sich verkannt zu sehen. Dieses männliche Genie hatte von der Natur in hohem Grade Selbstbewußtsein erhalten. Demohngeachtet urtheile man, welchen Einfluß die wiederholten Angriffe seiner hämischen Tadler auf seine Ideen ausüben mußten, um ihn mit einer gewissen Ueberzeugung sagen zu lassen:

Sed neque Godaeis accedat musa tropaeis,
Nec Capellanum fas mihi velle sequi.

Aehnliche Verse, die von Corneille im Ernst niedergeschrieben wurden, sind ein sehr empfindliches Epigramm gegen sein Jahrhundert.

Ueber André de Chénier.

1819.

Ein Buch mit Poesieen ist erschienen, und obschon der Verfasser todt, so regnete es dennoch Kritiken. Wenige Werke sind von den Kennern roher behandelt worden, als dies Buch. Es handelt sich indeß nicht darum, einen Lebenden zu quälen, einen jungen Mann zu entmuthigen, ein keimendes Talent zu verlöschen, eine Zukunft zu tödten, eine Morgenröthe zu verdun-

keln. Nein, dießmal kämpfte die Kritik über einem Sarg? Den Grund davon mit zwei Worten. Es ist wahr, der Dichter ist todt, aber seine Dichtung ist neu. Das Grab des Dichters erhält keine Gnade wegen der Wiege seiner Muse.

Was uns betrifft, so überlassen wir Anderen den traurigen Muth über diesen jungen Löwen, der in Mitten seiner Kraftanstrengungen angehalten wurde, zu triumphiren. Man schmähe diesen unkorrekten und barbarischen Styl, diese vagen und unzusammenhängenden Ideen, dieses Aufbrausen der Einbildung, tumultuarische Träume eines erwachenden Talents; diese Manier, die Sprache zu zerstümmeln und, so zu sagen, sie griechisch zu beschneiden; die Derivationen aus fremden Sprachen, welche in dem ganzen Umfange ihrer mütterlichen Bedeutung angewendet worden sind u. s. w. Jeder Fehler dieses Dichters ist vielleicht der Keim einer Vollendung in Betreff der Poesie. In allen Fällen sind diese Fehler nicht gefährlich, und es handelt sich darum, gegen einen Mann gerecht zu sein, der seinen Ruhm nicht genossen hat. Wer möchte es wagen, ihm die Unvollkommenheit vorzuwerfen, da das revolutionäre Beil noch ganz blutig mitten unter seinen unbeendigten Werken ruht.

Wen man bedenkt, wer derjenige war, dessen Erbschaft wir heute sammeln, so befürchten wir nicht, daß auch nur ein leichtes Lächeln sich kund machen werde. Man wird diesen jungen Mann als einen edlen und

bescheidenen Charakter erkennen, der sich allen sanften Gemüthsbewegungen hingibt, als einen Freund des Studiums, einen Enthusiasten der Natur. Zu derselben Zeit ist die Revolution vor der Thür, die Wiedergeburt antiker Jahrhunderte ist proklamirt. Chénier sollte betrogen werden, er war es. Ihr jungen Leute, wer von uns hätte es nicht werden mögen? Er folgt dem Fantom. er begibt sich in die Mitte dieses Volks, welches in wahnsinniger Trunkenheit auf dem abgrundumgebenen Pfade schreitet. Später öffnete man die Augen, die Verirrten wendeten den Kopf, es war nicht Zeit mehr zum Rückschritt, es war nur noch Zeit zu einem ehrenvollen Tod. Glücklicher, als sein Bruder, hat Chénier sein Jahrhundert auf dem Schaffott désavouirt.

Er hatte sich zur Vertheidigung Ludwigs XVI. gestellt, und als der Märtyrer zum Himmel gesandt wurde, redigirte er jenen Brief, in welchem die letzte Quelle der Berufung an's Volk vergebens dem Gewissen der Scharfrichter angeboten wurde.

Dieser Mann, der des Mitgefühls so würdig ist, hatte nicht Zeit, ein vollendeter Dichter zu werden; aber wenn man die Fragmente, die er uns hinterlassen hat, durchläuft, begegnet man Details, die alle seine Fehler vergessen lassen. Wir wollen einige davon bezeichnen. Man sehe zuerst das Gemälde von Theseus, der einen Centauren tödtet!

Er will den Kopf ihm spalten;
Als plötzlich ihn gewahrt Aegeus Sohn, der Sieger,
Den Feuerbrand entnimmt er dem Altar alsbald
Wirft muthig sich auf ihn mit furchtbarer Gewalt
Und an dem wildverflocht'nen Haar zieht ihn der Krieger
Der Tapfere hinfort; sein Mund zu schreien droht,
Doch Theseus gießt zugleich ihm Flamme ein und Tod.

Dieses Fragment veranschaulicht das, was die Originalität der alten Dichter ausmacht, die Trivialität in der Größe; überdies ist die Handlung lebhaft, alle Umstände sind gut hervorgehoben und die Epitheta sind malerisch. Was fehlt ihm? Eine elegante Form? Wir ziehen demohngeachtet einen ähnlichen „Barbarismus" jenen Versen vor, die kein anderes Verdienst haben, als eine tadellose Mittelmäßigkeit.

Es heißt im Ovid:

Nec dicere Phaetus.
Plura sinit, rutilasque ferox per aperta loquentis
Condidit ora viri, perque os in pectore flammas.

Auf diese Weise ahmt Chénier nach; als Meister. Er hatte von den servilen Nachahmern gesagt:

Es naht die Nacht, der Körper bleibt, sein Geist entflieht.

Man berücksichtige noch die Verse von der Apotheose des Herkules:

Er steigt hinauf,
Der süßre Teppich ist des alten Löwen Haut,
Des Helden Schmuck; auf schwerer Keule ruht die Hand;
Sein Aug' ist hoffnungsvoll zum Himmel hingewandt,
Daß er ein Gott bald sey; der Sturm tobt laut;
Des Scheiterhaufens Flammen um den Helden strahlen,
Sie tragen schnell zum Licht ihn, zu der Götter Mahlen.

Wir ziehen dieses Bild demjenigen Ovids vor, der Herkules auf dem Scheiterhaufen ausgestreckt malt, gleichsam als liege er auf einem Festlager. Wir bemerken nur, daß das Bild Ovids heidnisch ist, das Chénier's ist christlich.

Will man jetzt gute Verse? Verse, aus denen das Verdienst strahlt, daß die Schwierigkeit besiegt worden ist? Wir wenden die Seite, denn wir sind nur in der Verlegenheit, welche Stellen wir, zum Behufe von Citaten wählen sollen.

Mit süßer Rührung denk' ich jener Zeiten,
Als unter Lachen ich und frohen Scherzen
Ihn sah zu meinem Mund die Flöte leiten,
Als er zur Seit' mir saß, an meinem Herzen,
Als er Rival mich, gar schon Sieger grüßte,
Die ungeschickte Lippe d'ran gewöhnte,
Daß, wenn mein Mund die Flöte liebend küßte,
Nur Harmonie aus meinem Hauch ertönte.
Die jungen Finger folgten seinen Händen,
Er hob sie sanft und bog sie darauf wieder,
Und stets, als woll' das Spiel er gar nicht enden,
Bis ich's begriff, führt er sie auf und nieder.

Will man anmuthige Bilder?

Ich war noch Kind, als sie schon schön und groß.
Sie rief mich scherzend, nahm mich auf den Schooß,
Unschuldig spielte ich mit Haar und Wangen,
Sogar zum Busen trug mich mein Verlangen;
Und ihre Hand, die süße, zarte, that,
Als woll' sie züchtigen meine Missethat.
Wenn die Verehrer staunend sie umgaben,
So schien's, als woll' sie nur an mir sich laben.

Wie oft (doch in dem Alter fühlt man nicht)
Bedeckte sie mit Küssen mein Gesicht;
Die Hirten sah'n mein Glück und sprachen schmerzlich;
Ach küßt' und liebte sie uns doch so herzlich.

Die Idyllen Chénier's sind der wenigst ausgearbeitete Theil seiner Werke, und dennoch sind uns in der französischen Sprache wenig Gedichte bekannt, deren Lektüre anziehender ist; das liegt an der Wahrheit der Details, dem Ueberfluß der Bilder, die die alte Poesie charakterisiren. Man hat die Bemerkung gemacht, daß eine Ecloge Virgils Stoff zu einer ganzen Gemälde-Gallerie verschaffen könne.

Aber vorzüglich glänzt Cheniers Talent in der Elegie. Hier ist er Original; hier läßt er alle seine Nebenbuhler zurück. Vielleicht macht uns die Gewohnheit an das Alterthum irre, vielleicht haben wir die ersten Versuche eines unglücklichen Dichters mit zu großer Vorliebe gelesen; indeß wir wagen die Meinung und fürchten uns nicht, sie auszusprechen, daß, ungeachtet seiner Fehler, André de Chénier in Frankreich als der Vater und das Vorbild der wahren Elegie betrachtet werden wird. Hier wird man von tiefem Kummer ergriffen, wenn man sieht wie sehr dieses junge Talent bereits von selbst einer raschen Vollendung zueilte. In der That, in der Mitte der antiken Musen auferzogen, fehlte ihm nur die Bekanntschaft mit ihrer Sprache; übrigens litt er weder an Mangel des Verstandes, noch an dem der Lektüre und noch weniger an dem Geschmack, der nur der Instinkt

des wahren Schönen ist. Auch sieht man seine Fehler schnell kühnen Schönheiten Platz machen; und wenn er sich zuweilen von den grammatikalischen Fesseln losreißt, so ist das nur in Lafontaines Weise der Fall, um seinem Styl mehr Bewegung, Grazie und Energie zu geben.

Wir führen folgende Strophen an:

Ist es Glycere, die das Fest bereitet,
Und wird Amaliens Schönheit dort auch glänzen,
Wird Rosa, die so süß im Tanz entgleitet
Mit Sehnsucht, Lust und Freude uns umkränzen?
. . . .
Wohlan! ihr Freunde eilt, ich geh' mit Euch;
Doch käm' ein Wort nur zu Camillen's Ohren,
Gewiß, es würde nach dem Mahl sogleich
Ein ernster Sturm von ihr heraufbeschworen.
Ihr wißt es nicht, wie weit ihr Scepter reicht,
Lobt' ich ein Augenpaar, den Mund, die Blicke,
Sprach ich an schöner Seit' bei'm Mahl vielleicht
Ganz leise nur von meinem großen Glücke,
Sie sah es gleich; in Eifersucht entbrannt
Fand sie im Wort, im Blick des Meineids Spur
„Wie sehr ich jene schätze, sey bekannt,
Mein Auge häng' an ihrem Auge nur“
Und Thränen ohne Zahl mischt sie in ihre Klagen,
Ja, ihre Wuth treibt sie vom Wort zum Schlagen.

Und diejenigen, wo, in gleichem Grade, die Mannichfaltigkeit der Caesur und die Lebendigkeit der Wendungen glänzen:

Die wen'ger schön, in größ'rer Liebe glühet,
Und ängstlich strebt sie zu gefallen dir;
Statt Schmollen dir nur Zärtlichkeit erblühet,
Treu ist sie, denn nie naht Versuchung ihr.

Der Laune Heiterkeit, des Frohsinns Scherzen
Vertreten hier der Schönheit Götterglanz,
Doch jene, die besieget Aller Herzen,
Der Jeder reicht des Preises Lorbeerkranz,
Sie spottet triumphirend deiner Liebe,
Denn sie ist Königin im weiten Reich.
Heut ist sie gut, entfaltet zarte Triebe,
Doch wird sie kalt und hochmüthig sogleich,
Entfliehet Einer ihres Zaubers Reizen.
Was ist's, wenn Einer aus dem Reich entweicht?
Man buhlt um sie, sie wird mit Liebe geizen,
Weil sie nur Liebe kennt, die sie selbst reicht.

Ueberhaupt, wie ungleich auch Chéniers Styl sein mag, es gibt wenig Seiten, wo man nicht ähnliche Strophen findet.

Sähst du die schöne Sünderin nur leiden,
Erröthen, sich entschuld'gen und bereuen;
Zu bitten dich, kann sie sich nicht entscheiden,
Doch ist's ihr einz'ger Wunsch, du mögst verzeihen.
Sähst du sie nur, starr ist ihr Blick und schmerzlich,
Das Haar gelöst, der Busen halb verschlossen,
Ihr Auge schaut dich hoffend an und herzlich,
Von süßer Anmuth ist dies Bild umflossen.
Sähst du sie, würde sich dein Zorn schon wenden,
Du würdest küssend ihre Qualen enden.

Hier folgt eine Piece besonderer Art, eben so kräftig, wie jene graciös ist. Man sollte glauben, Strophen eines unserer alten Dichter zu lesen:

Oft wenn ich müde bin, den bitt'ren Kelch zu trinken,
Den man das Leben nennt, wenn ich des Hohnes müde,
Und der Verachtung, die hier nur der Armuth winken,
Blick' ich auf's Grab, auf das Asyl, wo Ruh und Friede.

Und heiter schau' ich auf den freiwilligen Tod,
Ich bitte, weihend mich, mein Loos zu wenden,
Der eiserne Befreier, der dem Leben droht,
Er blendet meinen Blick, bebt unter meinen Händen.
Doch plötzlich Angst und Zweifel meine Seele quälen,
Ich denk' an Eltern, Freunde, unvollendet Streben,
An meine Jugend, denn wir Menschen selbst verhehlen
Das schwarze Schicksal uns, woran geknüpft das Leben;
Es bindet uns ein unzerreißbar magisch' Band,
Der Mensch sucht lieber, eh' er diese Kette spränge,
Eh' er das Dasein tödtete mit eig'ner Hand
Nach einem Grund, weßhalb er länger im Gedränge
Des Lebens und des Leids verweile. Hoffend schleicht
Von Leid' zu Leid', von Müh' zu Müh' er bis zum Grabe,
Und wenn der Tod, dieß süße Labsal ihn erreicht,
Er hält es für des Himmels allerschlimmste Gabe.

Außer Zweifel ist es, daß, wenn Chénier das Leben behalten, er eines Tages unter den ersten Lyrikern einen Platz eingenommen haben würde. Sogar in seinen harmlosen Versuchen bemerkt man schon den Lyriker, die Begeisterung, die Hinreißung und jenen Stolz der Ideen eines Mannes, der durch sich selbst denkt; übrigens ist allenthalben dieselbe Biegsamkeit des Styls; dort graciöse Bilder, hier Details, die mit der kräftigsten Alltäglichkeit gegeben sind. Seine Oden würden, wären sie, nach alter Weise, in Latein geschrieben, als Muster der Erhabenheit und Kraft angeführt werden; obgleich sie ganz lateinisch sind, so wird man dennoch Stellen in ihnen finden, denen kein französischer Dichter die kräftige und originelle Farbe absprechen wird:

Eitle Hoffnung! nicht'ge Qual!
Kriechen nennt man Ehre hier auf Erden.
'S ist Vergnügen, freie Wahl.
Sehen, richten machet nur Beschwerden,
Glück soll hier zum Richter werden.
Wer da glücklich, nur der ist gerecht,
Nicht durch Tugend, aber durch Besiegen
Kann man sich'ren Ruhm erkriegen.
Blut'ger Sieg macht gut, was früher schlecht.

Und weiter:

's ist gut. „Volk schaff' Recht dir gegen deinen Dränger,
Sag' dieser feige Hof ist allzu kühn;
Sie hießen's gut, wenn der blutschänderische Sänger,
Vom röm'schen Blute trunken, mit der Laut' erschien,
Frohlockend, dauerte der Brand noch länger.

Es wird über André de Chénier keine gemischte Meinung stattfinden. Man muß das Buch wegwerfen, oder sich entschließen, es noch ein Mal zu lesen; seine Verse wollen nicht gerichtet, sondern gefühlt sein. Sie werden viele bessere, die heut zu Tage erscheinen, überleben. Vielleicht — wie La Harpe so naiv sagt, vielleicht, weil sie in der That etwas enthalten. Im Allgemeinen substituire man, wenn man Chénier liest, den Worten, die Anstoß geben, die lateinische Bezeichnung, und man wird selten schlechten Versen begegnen. Uebrigens wird man in Chénier die freie und breite Manier der Alten finden; selten nichtige Antithesen, öfter neue Gedanken, lebendige Bilder, überall das Gepränge dieser tiefen Sensibilität, ohne welche kein Genie, und welche vielleicht das Genie selbst ist. Was ist, in der

That, ein Dichter? Ein Mensch, der kräftig fühlt, indem er seine Empfindungen in einer ausdrucksvolleren Sprache an den Tag legt. Die Poesie ist beinahe nur Empfindung.

Es gibt bereits in der neuen Generation dieses Jahrhunderts Anfänge großer Dichter.

Man warte noch einige Jahre.

Die Söhne der Drachenzähne wurden bereits, ehe denn sie gänzlich aus der Erde hervorgewachsen waren, für Krieger erkannt, und wenn ihr nur die Panzerhandschuhe des Erix gesehen hättet, so würdet Ihr die Kräfte des Athleten beurtheilen können.

An einen Uebersetzer des Homer.

Den großen Dichtern geht es, wie den großen Bergen; sie haben viele Echos. Ihre Gesänge werden in allen Sprachen wiederholt, weil ihre Namen in Aller Munde leben. Homer hat mehr, als jeder Andere, seinem ungeheueren Ruhme das Privilegium oder das Unglück zahlloser Uebersetzer verdankt. In jedem Volke haben ohnmächtige Abschreiber und einfältige Uebersetzer seine Gedichte entstellt, und seit Accius Labeo, der da schrieb:

Crudum manduces Priamum Priamique puellos,

Friß den Priamus roh und seine Kinder;

bis zu dem braven Zeitgenossen Marots, der den Sänger des Achilles sagen ließ:

> Man sieht die beiden Führer jämmerlich
> Einander gegenüber hingestreckt;

seit dem Zeitalter des Grammatikers Zoilus, bis auf unsere Zeit, kann man unmöglich alle Pygmäen aufzählen, die es nach der Reihe versucht haben, die Keule des Herkules aufzuheben.

Folgen Sie mir, machen Sie mit diesen Zwergen nicht gemeinschaftliche Sache. Ihre Uebersetzung ist noch im Portefeuille; Sie sind vielleicht noch glücklicherweise im Stande, sie verbrennen zu können.

Eine französische Uebersetzung des Homer ist abscheulich, unausstehlich, mein Herr. Ich versichere Sie, in voller Ueberzeugung, daß Ihre Uebersetzung meinen Unwillen erregt hat.

Ich werde sie sicherlich nicht lesen. Ich will mit der Furcht davon kommen. Ich erkläre, daß eine Uebersetzung aus einem beliebigen Vers in einen beliebigen mir etwas Ungereimtes, Unmögliches und Chimärisches scheint. Und ich weiß etwas davon, ich, der ich (was ich sorgfältig bis auf den heutigen Tag verschwiegen) vier bis fünf tausend Verse des Horaz, des Lucan und des Virgil in französische Reime gebracht habe; ich, der ich weiß, was Alles von einem Hexameter verloren geht, den man in französische Alexandriner bringt.

Aber Homer! mein Herr! Homer übersetzen!

Wissen Sie wohl, daß allein die Einfachheit Homer's stets die Klippe der Uebersetzer geworden ist? Madame Dacier hat sie in Plattheit umgestaltet; Lamotte — Heudard in Trockenheit; Bitaubé in Abgeschmacktheit. Franz Porto sagt, man müsse ein zweiter Homer sein, um den ersten würdig loben zu können. Was wird man denn sein müssen, um ihn übersetzen zu können?

Als ich Kinder aus der Schule kommen sah.

Im Juni 1820.

Ich lache, wenn die nahe Schule ist beendet,
Wenn ihr entströmt der Kinder muthwillige Fluth
Der Mentor ihnen an der Schwell' den Ruf nachsendet,
Wenn sie entlassen schon des strengen Lehrers Hut:
— Eilt euch, es ist schon spät, die Mütter warten euer! —
Unnütze Warnung ist's, der Wind trägt sie hinfort.
Er kehrt zurück. Und nun erst fühlt sich Alles freier,
Man trennt sich und vergißt des alten Argus Wort.
Die Einen stürmen, während er, vom Schlaf umfangen,
Des guten Mannes Heu im kecken, lust'gen Spiel;
Der Vögel Nester, die ihm Abends lieblich sangen,
Erwählen sich die Anderen zum Ziel;
Und jene da verstohlen sich zum Garten wagen
Von dort der Nüsse Last, als Beute wegzutragen.
Ihr tadelt sicherlich, worüber ich muß spaßen,
Montaigne aber, der hier in Paris die Welt erblickt,
Er pries sogar die üble Luft, die koth'gen Straßen.
Ihn hat Paris mit allem seinem Schmutz entzückt.
Ich bin kein Kind, doch die geliebte Kindheit spricht
Selbst in der Ausartung zu meinem Herzen,
Der unschuldige Frevelmuth erzürnt mich nicht,
Ich kann, fürwahr! nur über seine Sünden scherzen,
Des Felsens Epheu birgt des Felsens Formen nur,
Bei'm ersten Sonnenlicht trägt Alles Freudenspur.

Du heit'res Alter, wo die Seele, fern vom Neide,
Sich lachend rüstet zu des Lebens bitt'ren Schmerzen,
Wo Neigung sie nur führt und laut're stille Freude,
Wo weder Stolz noch Reue sprießt im Kindesherzen.

An kleine Kinder in der Schule.

Juni 1820.

Seht, Kinder, wie, was nach der Vorschrift, ihr
Im leichten Sand mit Sorg' und Mühe habt gezeichnet,
Wird plötzlich ausgelöscht von dieser Walze hier,
So auch im Leben es sich nur zu oft ereignet;
Dies traurige Geschäft ist eurer Zukunft Bild,
Wenn eure Seele einst des Glückes Hoffnung füllt,
So werdet ihr, gleich mir, euch schöne Pläne bauen
Auf diesen Grund sofort, mit kühnem Selbstvertrauen,
Und später greift das Schicksal in die luft'gen Räume,
Zerstört in einem Tag des Menschen schönste Träume.

Seid rein und heiter, Kinder, besser seid, als wir,
Was ist es nöthig, daß ihr einst zu Männern reift,
Was ist es nöthig, daß Tyrannen, Sklaven ihr
Aus Kindern werdet und euch Neid und Haß ergreift?

Man kann heut zu Tage nicht mehr auf originelle Weise gegen die Grammatik sündigen; viele Schriftsteller haben uns mit dieser Originalität ermüdet. Man muß es auch vermeiden, Vortheile aus kleinen Details zu ziehen, eine Weise, die zu gesucht und affektirt erscheint. Man muß diese knabenhaften Mittel des Amusements Leuten überlassen, welche dem Komma eine Meinung beilegen uud dem Gedankenstrich Reflexionen, welche

über Alles geistreich und über Nichts gelehrt schreiben; und welche noch kürzlich, bei Gelegenheit jener Piqueurs, die ganz Paris alarmirt haben, Menschen aller Jahrhunderte und aller Länder, von Caligula, der die Mücken, bis zu Don Quixotte, der die Mönche piquirte, auf die Bühne brachten.

Campistron, wie Lagrange-Chancel, hatten frühzeitig poetisches Talent gezeigt, und dennoch haben sich Beide nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben. In der That ist es etwas Seltenes, daß so frühzeitige Talente jemals zur Reife des Genies gelangen. Es ist das eine Wahrheit, von welcher wir uns jeden Tag mehr überzeugen können. Wir sehen junge Leute im neunzehnten Jahre vollbringen, was Racine in seinem zwanzigsten vollbracht hat; aber mit fünf und zwanzig Jahren sind sie zum Gipfel ihres Talents gelangt, und mit acht und zwanzig Jahren haben sie schon die Mitte ihres Ruhms zurückgelegt. Man wird uns entgegnen, auch Voltaire habe von seiner Kindheit an Verse gemacht; aber es ist zu bemerken, daß Campistron und Lagrange-Chancel seit ihrem fünfzehnten Jahre in den Salons bekannt waren und als kleine große Männer betrachtet wurden; während Voltaire in demselben Alter sich schon auf der Flucht aus dem Hause seines Vaters befand; und in der Regel darf man die Adler nicht in Käfigen, wären sie auch vergoldet, erziehen.

Wenn ein Schriftsteller als seine vorzüglichste Eigenschaft Originalität aufzuweisen hat, so wird er wenig zu Citaten benutzt. Seine Gemälde und Reflexionen, die von einem auf besondere Weise organisirten Geiste diktirt werden, wollen an der Stelle betrachtet werden, wohin sie der Verfasser gestellt hat, indem der, welcher sie leitet, ihnen vorangeht, der, welchen sie anziehen, ihnen folgt. Mit dem Werk verbunden, harmonirt die in den einzelnen Theilen übereinstimmende Farbe mit dem Ganzen; von ihm getrennt, wird dieselbe Farbe ungereimt und bildet eine Dissonanz mit Allem, was sie umgibt. Der Styl des Kritikers, der einfach und fließend sein muß und der häufig platt und gemein ist, bildet einen störenden Kontrast mit dem breiten, kühnen und oft ungestümen Styl des Originals. Ein Citat aus diesem oder jenem großen Schriftsteller in die blendende, klare und bürgerliche Prosa eines solchen Kritikers eingerahmt, wird eine ähnliche Wirkung hervorrufen, wie eine Statue Michel Angelo's unter den Casserolen des Herrn Drolling.

Es fällt schwer, kein Vorurtheil gegen jene Manie zu haben, die heut zu Tage so gewöhnlich bei unseren Schriftstellern ist, nämlich die ganz verschiedenen und oft sich widerstrebenden Gedanken zur Mitwirkung an einem und demselben Werke zu vereinen. Cowley, der von dem Marquis von Twickenham gedrängt wurde, sich zum

Behuf seiner Arbeiten mit irgend einem obscuren Dichter zu verbinden, antwortete seiner Herrlichkeit, daß ein Esel und ein Pferd einen Wagen schlecht ziehen würden. Zwei Schriftsteller, die ihr Talent vereinen, vernichten oft dasjenige, was Jeder von ihnen besonders haben könnte. Es ist unmöglich, daß zwei menschliche Köpfe denselben Stoff durchaus auf dieselbe Weise begreifen, und dennoch ist unbeschränkte Einheit des Gedankens die erste Eigenschaft eines Werks. Sonst verstümmeln sich die Gedanken der verschiedenen Mitarbeiter, ohne sich zu verbinden, und das Resultat des Ganzen ist ein unvermeidlicher Widerspruch, der Aergerniß gibt, ohne daß man den Grund davon ersieht. Die ausgezeichneten Schriftsteller des Alterthums sowohl, wie der neueren Zeit, haben stets allein gearbeitet, und das ist der Grund, weßhalb sie ausgezeichnet sind.

Ein Feuilleton.

December 1830.

Théatre français. — Johann von Burgund.
Tragödie in fünf Akten.

Es ist eine Inkonvenienz historischer Stücke, daß sie die Intelligenz unseres gelehrten Parterres in Verlegenheit setzen. Es versammelt sich vor dem Vorhang, ohne von den Ereignissen unterrichtet zu sein, die sich vor seinen Augen entwickeln sollen, und in welche nur eine

schlecht gehörte oder schlecht verstandene Exposition oberflächlich einweiht. Meistens werden die Zuschauer sich bei den Journalen des folgenden Tages erst erkundigen, von welcher Abstammung der Held war und zu welcher Familie die Heldin gehörte, über welches Land der Tyrann herrschte; sie sind aller Hoffnung beraubt, wenn der Kritiker nicht ihrer Unwissenheit zu Hülfe kömmt und ihnen, wie dem Bedienten Hector, sagt, aus welchem Lande der rechtschaffene Mann, Seneka, war.

Wir werden uns stets von der Beobachtung dieses Gebrauchs dispensiren, ein Mal, weil lange Zeit zuvor, ehe wir uns in die Belehrung der Theater mischten, die kleinen historischen Notizen des Feuilletons uns immer sehr langweilig erschienen sind, dann aber, weil wir uns nicht schmeicheln können, besser im Fache eines Geschichtschreibers zu reussiren, als so viele Kritiker, unsere Vorgänger, die weit geschickter sind, als wir; und weil wir überdies der Meinung Barnes' sind, daß, einen Proceß zu gewinnen, die Auffindung zweier Gründe, guter oder schlechter genüge, so gehen wir zu Johann von Burgund über.

Von den ersten Auftritten dieses Stücks an sehen wir drei Haupt-Charaktere sich entwerfen, was uns zwei unterschiedene Handlungen gibt, oder, wenn man will, zwei Thatsachen in verschiedenen Fragen, nämlich: die Frage zwischen dem Dauphin und dem Herzog von Burgund, oder wird Frankreich gerettet werden? und die

Frage zwischen dem Herzog von Burgund und Valentine von Mailand, oder wird der Tod des Herzogs von Orleans gerächt werden? Mit dieser Unachtsamkeit, die Aufmerksamkeit des Zuschauers, indem er seiner Affektion zwei Helden vorführt, zu theilen, hat der Verfasser einen weit größeren Fehler verbunden, nämlich den, die beiden Affektionen welche daraus resultiren, nicht für ein und dasselbe Interesse zu vereinen. In der That, indem er uns auf der einen Seite den Dauphin zeigt, der Alles zu opfern bereit ist, um Frankreich zu retten, zeigt er uns in demselben Augenblick die Herzogin, die bereit ist, Alles, selbst Frankreich, zu opfern, um ihren Gemahl zu retten; daraus folgt, daß der Zuschauer, der sich für eine der beiden Handlungen interessirt, gegen die andere theilnahmlos ist, und daß solchergestalt wechselseitig die Hälfte des Stücks das Gepräge des Todes hat. Diese Combination ist um so unglücklicher, als sie durchaus nicht nothwendig erscheint. Wollte der Verfasser sein Stück mit einer Schilderung der Verbrechen Johann von Burgund's beginnen, einer richtigen und tragischen Idee, so bedurfte er nicht der persönlichen Intervention der Herzogin von Orleans; ein Brief hätte genügt, und der Zuschauer würde sogleich in die Mitte der belebten Scenen des zweiten Akts, den einzigen Punkt des Stücks, wo die Handlung beginnt, versetzt worden sein.

Wenn wir sagen, daß die Handlung beginnt, so bemerken wir mit Bedauern, daß wir uns eines uneigent-

lichen Ausdrucks bedienen, wir hätten sagen sollen: scheint beginnen zu müssen. In der That, die neue Tragödie, so achtbar sie in anderer Beziehung, ist, was den Plan betrifft, nur ein Stück, wie so viele andere, eine Tragödie ohne Handlung, eine Art Laterna magica, wo alle Personen hinter einander herlaufen, ohne sich jemals erreichen zu können.

So erscheint, wenn der Dauphin sich so eben in seinem Conseil über die gegen den Herzog von Burgund gerichtete Anklage beräth, dieser, und erklärt, weit entfernt, sich zu rechtfertigen, seinem Souverain den Krieg. Das ist eine Situation, aber was bewirkt sie? Nichts. Beide Theile trennen sich unter gegenseitigen Drohungen. Demungeachtet ist Tannegui-Duchâtel gegenwärtig, der eines Tages den Prinzen ermorden muß, und der, so scheint es, die Gelegenheit benutzen sollte. Unter zwei Dingen war hier zu wählen, entweder hat der Herzog von Burgund die Mittel, sich der Person seines Herrn zu bemächtigen, und in diesem Falle, warum thut er es nicht? oder er hat nicht die Mittel, und in diesem Falle, weshalb setzt er sich durch eine unnütze Prahlerei den Folgen einer ersten Aufregung aus, die bei jeder anderen Person, als einem so geduldigen Helden, wie der Dauphin, von unberechenbaren Folgen hätte sein können?

Später finden wir dieselbe Situation wieder, aber von Allem entblöst, was sie als entscheidend hinstellen kann. Man meldet dem Dauphin, daß der Herzog von

Burgund Herr von Paris und im Anzuge auf das Schloß ist. Hier ist der Dauphin in Gefahr; wie wird er es anfangen, ihr zu entgehen? Nichts ist einfacher: er geht aus einer Thür heraus, und der Herzog von Burgund tritt durch eine andere ein. Aber, wird der Verfasser sagen, der Dauphin ließ sich hinweg ziehen. Das ist eben das Unglück, große Charaktere müssen durch sich selbst handeln; wär' es sonst schwer, uns Riesen anzukündigen, wenn Ihr vorher Sorge getragen hättet, ihnen die Beine zu binden?

Demungeachtet hütet sich der Herzog von Burgund, der allein geblieben, sehr, den Dauphin zu verfolgen, ein Schritt, der ihn in die Nothwendigkeit, zu siegen oder besiegt zu werden, versetzen würde. Er beschäftigte sich damit, mit den Armagnacs zu kapituliren, die Ansprüche der Engländer niederzuschlagen und sogar dem Kanzler Stellen anzubieten. Später reist er nach Montereau. Plötzlich erfährt man, daß er eine Zusammenkunft mit dem Dauphin gehabt und ermordet worden ist. Es liegt am Tage, daß, wenn der Anfang des Stücks uns große Ereignisse hat sehen lassen, die nur kleine Resultate hervorbringen, das Gleichgewicht sich im letzten Akt wieder herstellt, und man schwerlich ein wichtiges Ereigniß durch eine geringfügigere und unerwartetere Ursache herbeigeführt sehen wird.

Wir haben mit wenig Worten den Plan von Johann von Burgund, von allen Episoden getrennt, ausein-

ander gesetzt; es bleibt uns übrig, zu untersuchen, wie ein Schriftsteller, dem es durchaus nicht an Talent fehlt, nach einem so unvollkommnen Plane hat arbeiten können.

Das Unglück des Schriftstellers hat die zwei Arten der Tragödie, die Tragödie der Empfindungen und die Tragödien der Ereignisse vermischt. Um sich davon zu überzeugen, daß man zwischen diesen beiden Helden einige natürliche Beziehungen des Bruders zum Bruder oder des Vaters zum Sohn feststelle; wir werden dann alle Entstellungen der Handlung schwinden sehen. Zum Beispiel, wenn ein eines Verbrechens angeklagter Sohn seinem Vater den Krieg erklärt, kann es Erstaunen erregen, wenn sich beide Personen, hätten sie Gelegenheit, sich gegenseitig zu tödten, unter einfachen Drohungen trennen? Es liegt nichts Schimpfliches in der Flucht eines Vaters vor seinem rebellischen Sohn. Und wenn dieser Sohn, ungeachtet der Befehle des Vaters, ermordet würde, wäre die Lage dieses weniger edel und rührend? Wir sind, ohne es zu merken, auf das Ereigniß Davids und Absalons zurückgekommen, welches eines der tragischsten in der heiligen Schrift ist.

Im vorliegenden Falle mußte der Autor, wollte er uns den Tod des Herzogs von Burgund vorführen, unter zwei Hypothesen wählen, einem zufälligen Mord, oder einem prämeditirten Meuchelmord. Die erste war unanwendbar, weil eine Tragödie einen Anfang, ein Ende und eine Mitte haben muß. Läßt man die Zweite

zu, so muß man von den ersten Scenen an die tragische Frage stellen: wird der Herzog ermordet werden oder nicht? und das Interesse aus dem Kampf der Verhältnisse, die ihn vom Falle abhalten, oder zum Falle bringen, entwickeln. Aber in der Tragödie, so wie sie verfaßt ist, gewahrt der Zuschauer, von Incidenzen über Incidenzen zu der Katastrophe geführt, ohne daß diese Incidenzen durch irgend Etwas mit der Katastrophe verbunden sind, kaum einige dramatische Intentionen, einige theatralische Kombinationen, die inmitten der Fluth und Ebbe der Episoden Schiffbruch gelitten haben.

Walter Scott verbirgt seinen Namen unter dem des Jedesiah Cleishbotham. Ich sehe nicht ein, weshalb man ihn tadelt.

Wenn ein Dummkopf zur Berühmtheit kömmt, so gibt er nicht mehr zwei Seiten heraus, ohne sie mit seinem Namen zu protegiren, hoffend, daß sein Ruhm den seines Namens bewirken werde, während häufig der seines Buchs den seinigen macht. Der Mann von Verdienst, sobald er zu Ruhm gekommen, unterläßt es zuweilen, die neuen Schriften, die er dem Publikum übergibt, mit seinem Namen zu zieren. Er hat zu viel Stolz, um zu wissen, daß sein Name auf die Meinung Einfluß übt und zu viel Bescheidenheit, um es nicht zu wollen. Er möchte wieder unbekannt werden, um sich, in gewisser Hinsicht, einen neuen Ruhm zu verschaffen.

Es liegt etwas Prahlerisches in dem Verfahren dieser homerischen Krieger, die den Kampf einleiteten, indem sie ihre Namen und Geschlechtsregister aufzählten; ächtere Helden sind jene französischen Ritter, die sich mit geschlossenem Visir schlugen und nur ihr Gesicht enthüllten, wenn ihr Arm erkannt worden war.

Sie und Du.

Nach der Revolution.

Aristides an Brutus.

Quien haga aplicaciones
Con su panse lo cama.
Yriarte.

Gedenkst du Brutus jener schönen Zeit,
Du wolltest Herren Diener nicht mehr sein,
Und eiltest deshalb, im zerrißnen Kleid
Dich eines edlen Volkes Dienst zu weih'n,
Das stolz auf seiner heil'gen Majestät,
Auf seiner Buttler-Souverainität.
Du trankst und fluchtest, wie der Besten Einer,
Die Freiheitsmütze und dein cyn'scher Ton
Erregten Schrecken aus der Ferne schon,
An patriot'schem Feuer glich dir Keiner,
Du strebtest nach des Bürgers Lorbeerkron'.
Ein jedes Dorf weiß davon nachzusagen,
Wie brüderlich du hast darein geschlagen,
Was du geraubt, war nur gerechter Lohn.

Ich lenkte, mein Herr Fürst, am nächsten Tag,
Um Ihnen vorzulegen eines Freundes Bitte,

Zu Eurer Hoheit Audienz-Gemach,
Dort in dem herrlichen Palais, die Schritte.
Hier grüßte mich der Diener lust'ge Schaar
Mit Hohn und Spott und muthwilligen Scherzen.
Ich harrt' im Vorgemach, wohin ich war
Verbannt von ihnen, in der Kälte Schmerzen,
Doch wie ein Weiser, voll Resignation,
Indem ich, der von Jedermann Verletzte,
Dem dummen Diener-Hochmuth und dem Hohn
Den Stolz der Armuth nur entgegensetzte.

Doch endlich ruft man mich zur Audienz,
Und führt mich, unter tiefem Schweigen,
Vier Säl' hindurch, zu Eurer Excellenz,
Vier Säle, die den größten Reichthum zeigen,
Wo Eleganz mit hoher Pracht vereint.
Und bald der freud'ge Augenblick erscheint,
Wo ich mich kann vor Ihrer Größe beugen.
Ich sehe Eure Hoheit hingestreckt
Auf seid'nem Ruhebett, die Brust bedeckt
Ein Ordensband; dieselben Farben zeigen
Sich in dem Bande, wie an Deinem Hute.
Was! war er wirklich denn ein Fürst in spe?
Daß man bewundert Sie, spricht von dem Witze,
Der sie beseelt, mein edler Brutus seh'
Und hör' ich jeden Tag. Ihr Wissen gilt
Als Sprüchwort, königlich sind Ihre Feste,
Und das Geschenk, das Ihrer Hand entquillt,
Ist voll Geschmack stets. Des Talentes Beste
Ist aber, daß, wenn Sie was Dummes sagen,
Sie sich dabei doch stets galant betragen.
Was mich betrifft, ich lach' in's Fäustchen d'rob,
Weil heut' zu Tag der Reichthum Alles gibt:
Geist, Tugend, Anmuth und des Witzes Lob,
So hat es auch dem guten Volk beliebt:
Des Brutus Flüche dahin zu erklären,
Daß sie nur Witze Eurer Hoheit wären.

Mit Gott, mein hoher Herr, ganz ohne Groll,
Sie mögen sich um Königs Gunst bewerben
Und streben nach des Glückes süßem Zoll,
Ich werde wohl als armer Teufel sterben.
In meiner Börse ist's stets Ebbezeit,
Schuldscheine muß ich täglich leider schreiben,
Sie aber müßten auf dem Posten bleiben,
Auf dem verwegnen Platz der Herrlichkeit.

Und möcht' ich ohne Schulden fürder leben,
Sie ohne Reue und Gewissens Beben
Entschuldigen Sie, wenn ich noch Mal belache
Der Hofbeamten Niederträchtigkeit,
Die Schaar verhöhne, die als Ehrenwache,
Im Goldglanz sich um Eure Hoheit reiht,
Wenn Sie mit noblem Air erscheinen
In den Salons des Reichthums und der Macht,
Wo Glanz und Anmuth sich um Sie vereinen,
Und wo des Dieners Jahre sie verbracht.
Wo jetzt Ihr stolzer Fuß Triumphe feiert,
Wenn er beschmutzt, was einst die Hand gescheuert.

Wie viel Unglückliche, die besseres hätten thun können, haben sich in den Kopf gesetzt, schriftstellern zu müssen, weil, wenn sie ein gutes Buch zumachten, sie sich gesagt hatten: Ich könnte es eben so gut machen! und doch beweiset diese Bemerkung nur, daß das Werk unnachahmlich war. In der Literatur, wie in der Moral, scheint jede Sache, je schöner, desto leichter. Es liegt Etwas im menschlichen Herzen, welches ihm zuweilen den Wunsch für das Vollbringen halten läßt. Des-

halb glaubt er, es sei leicht, wie d'Assas zu sterben und wie Voltaire zu schreiben.

Sir Walter Scott ist Schotte, seine Romane werden genügen, es uns begreiflich zu machen. Seine ausschließliche Liebe für schottische Gegenstände beweiset seine Liebe für Schottland; leidenschaftlich für die alten Gewohnheiten seines Vaterlandes eingenommen, entschädigt er sich dadurch, daß er sie treu malt, dafür, sie nicht mehr gewissenhaft beobachten zu können, und seine fromme Bewunderung gefällt sich sogar darin, ihre Fehler zu detailliren. Eine Irländerin, Lady Morgan, hat sich gleichsam zur natürlichen Rivalin Walter Scott's aufgeworfen, indem sie, gleich ihm, hartnäckig darauf beharrt, nur Nationalstoffe zu behandeln; aber ihre Schriften zeugen von mehr Vorliebe für den Ruhm, als Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und von weniger Nationalstolz, als persönlicher Eitelkeit. Lady Morgan scheint die Irländer gern zu malen; aber es gibt eine Irländerin, die sie vorzüglich und überall mit Enthusiasmus malt, und diese Irländerin ist sie selbst. Miß O'Hallogan, in O'Donnell, und Lady Clancare, in Florence Maccarthy sind nichts Anderes, als Lady Morgan, die sich selbst schmeichelt.

Man muß eingestehen, neben den lebenskräftigen und lebenswarmen Scott'schen Gemälden nehmen sich die

Skizzen der Lady Morgan nur bleich und kalt aus. Die historischen Romane dieser Dame lassen sich lesen; die romantischen Historien Walter Scott's erregen Bewunderung. Der Grund davon ist einfach; Lady Morgan hat Takt genug, dasjenige zu beobachten, was sie sieht, und Gedächtniß genug, dasjenige zu behalten, was sie beobachtet, endlich auch Feinheit, bei Gelegenheit dasjenige wieder zusammen zu stellen, was sie behalten hat; ihre Wissenschaft geht nicht weiter. Das ist der Grund, weshalb ihre Charakiere, die bisweilen gut gezeichnet, nicht gut ausgeführt sind; an der Seite eines Charakterzugs, dessen Wahrheit uns erstaunen macht, weil sie ihn nach der Natur kopirt hat, sehen wir einen anderen, dessen Unwahrheit uns anstößig ist, weil sie ihn erfunden hat. Walter Scott dagegen begreift einen Charakter, wenn er oft nur einen Zug desselben beobachtet hat; er ersieht ihn aus einem Wort, und malt ihn von selbst. Sein vortreffliches Urtheil macht, daß er sich nicht verirrt, und daß das, was er schafft, beinahe immer so wahr ist, als das, was er beobachtet. Ist das Talent bis zu diesem Punkt gebracht, so ist es mehr, als Talent; somit kann man die Parallele mit zwei Worten ziehen: Lady Morgan ist eine Frau von Geist; Walter Scott ist ein Mann von Genie.

Der Karls=Tag von 1820.

Ich sprach vor einem Jahr, der Festtag lacht,
Mein Karl harrt meiner, wenn er kaum erwacht
Nah' mit der Tochter ich ihm blüthumkränzt,
Doch wenn dies Jahresfest mir wieder glänzt,
Und bring' der Ehe Frucht ich ihm den Sohn,
Ist's meines Glückes Kron'.

Das Jahr entfloh, der Festtag kehrte wieder.
Ist es ein Festtag, den ich heur begrüße?
Dem Tag, der einst auf rosigem Gefieder
Sich nahte, weih' ich Thränen heut' statt Küsse.
Und dennoch lebt ein Karl an meinem Herzen,
Der Gatte starb, der Sohn blieb meinen Schmerzen.

Zwei Waisen fesseln an die Erde mich,
Er aber sitzt nicht an der Kinder Seite,
Bewachend sie, wie einst, wenn sie beschlich
Der Schlaf. Den Abendkuß ich ihnen weihte,
Verlassen, klagend heute.

Unnützer Schmerz! Verlor'nes Glück!
Heut' ist der Tag, wo ich an seinem Herzen
Ihm meiner Treue Schwüre rief zurück;
Zu seinem Grabe führen mich die Schmerzen,
Sein Herz ist kalt, gebrochen ist sein Blick.

Ihr kurzes Glück, den langen Schmerz
Beweinend, Lieb' durchglüht das Herz,
In Sehnsucht aufgelößt, umschlungen
Vom Kranze der Erinnerungen,
Stand sie am Grabe, gramdurchdrungen.

Doch glänzt uns, die dem Schiffbruch jetzt entzogen,
In stürm'scher Nacht des Heiles farb'ger Bogen;

Der Himmel waffnet dräuend sich nicht mehr,
Gott hat der Mutter gnädig' Ohr geliehen,
In ihrem Kinde sollte Frankreich blühen,
Der König einstens, groß und hehr.

Trauet jenen mit der Lorgnette bewaffneten Menschen nicht, die allenthalben umhergehen, mit dem Ausrufe: ich beobachte mein Jahrhundert. Bald vergrößern ihre Augengläser die Gegenstände und dann scheinen ihnen Katzen Tiger, bald verkleinern sie dieselben. und dann scheinen ihnen Tiger Katzen. Man muß mit seinen Augen beobachten. Der Moralist darf, in der That, nur nach seiner unmittelbaren Erfahrung sprechen, wenn er des unaussprechlichen Glücks theilhaftig werden will, das durch Adisson so gepriesen ist, des Glücks, eines Tages in einer Bibliothek eines Unbekannten sein Buch, in Marokin gebunden, am Schnitt vergoldet und an mehren Stellen eingebogen wiederzufinden.

Der Moralist hat außerdem noch eine Bedingung zu erfüllen, von welcher wir schon anderswo gesprochen haben, nämlich die, den Individuen, die er studirt, unbekannt zu bleiben; er muß, nach demselben Addisson, eben so frei bei ihnen eingehen, wie ein Hund, eine Katze oder jedes andere Hausthier. Hierüber denken wir wie der „Spectateur." Der Beobachter, der sich seiner Rolle rühmt, gleicht einem in einen Pfau verwandelten

Argus, der auf seine hundert Augen stolz ist, die nicht mehr sehen können.

Wenn eine Sprache, wie z. B. die französische, bereits mehre literarische Jahrhunderte erlebt hat, während welcher sie geschaffen und vervollständigt, betastet und gereckt, während welcher sie beinahe in alle Style gebracht und in alle Genres gefaltet worden ist, während welcher sie nicht nur alle materiellen Formen des Rhythmus, sondern auch noch unzählige komische, tragische und lyrische Köpfe passirt hat, so lös't sich, gleichsam wie Schaum, von dem Ensemble der Werke, die den literarischen Reichthum dieser Sprache bilden, eine gewisse Quantität, oder, so zu sagen, eine gewisse schwimmende Masse üblicher Phrasen, von mehr, oder weniger unbedeutenden Halbversen ab,

die aller Welt gehören und doch Keinem.

Dann kann der nicht erfinderische Kopf, mit Hülfe eines ziemlichen Gedächtnisses, indem er aus diesem Behälter schöpft, sich eine Tragödie, ein Gedicht, eine Ode, zusammentragen, die Verse von zwölf, oder acht, oder sechs Silben haben werden, gute Reime, vortreffliche Caesuren, die sogar, wenn man will, einer gewissen Eleganz, Harmonie und Leichtigkeit nicht ermangeln werden.

Hierauf wird unser Mann sein Werk in einem großen leeren Bande veröffentlichen und sich für einen

lyrischen, epischen oder tragischen Dichter halten, nach Art jenes Wahnsinnigen, der sich für den Eigenthümer seines Hospitals hielt. Demohngeachtet wird der Neid, der Protektor der Mittelmäßigkeit, seinem Werke Beifall lächeln; hochmüthige Kritiker, die es wie Gott machen und eine Sache aus Nichts schaffen möchten, werden ihm mit Vergnügen einen Ruf bauen, Kenner, die nicht lächerlicher Weise darauf bestehen, daß Worte Gedanken ausdrücken, werden im Morgen-Journal die Klarheit, die Weisheit, den Geschmack des neuen Dichters loben; die Salons, die Echo's der Journale, werden entzückt sein, und die Publikation des fraglichen Werks wird nur das Uebele haben, daß sie die Tressen von Piron's Hute abnutzt.

Diejenigen, welche nicht aus eigenem Antrieb zu bewundern wissen, ermüden in der Bewunderung sehr schnell. Im Innern fast aller Menschen gibt es irgend ein Gefühl des Neides, das unaufhörlich das Herz bewacht, um den Ausdruck verdienten Lobes daselbst gefangen zu halten, oder den Ausbruch eines gerechten Enthusiasmus daselbst zu fesseln. Der gewöhnlichste Mensch wird dem vorzüglichsten Werke nur ein beschränktes Lob zollen, damit man ihn nicht für unfähig halten möge, Aehnliches zu liefern. Er wird fast der Meinung sein, daß einen Andern loben, sein eigenes Recht auf Lob verjähren machen heiße, und dem Genie eines solchen Dichters nur so viel Lob zugestehen, als ihm hinzureichen

scheint, seinem eignen nicht zu entsagen; und ich spreche hier nicht von denen, welche schreiben, sondern von denen, welche lesen, von denen, die größten Theils niemals schreiben werden. Außerdem ist es schlechter Ton, zu applaudiren; die Bewunderung gibt der Physiognomie einen lächerlichen Ausdruck und ein enthusiastisches Entzücken kann die Falte einer Cravatte dérangiren.

Das sind sicher triftige Gründe, damit unsterbliche Menschen, die ihr Jahrhundert unter den Jahrhunderten ehren, ein Leben voll Bitterkeit und Widerwillen führen, damit das Genie entmuthigt erlösche, ein Camoëns bettele, ein Milton im Elend verschmachte, damit andere Unbekannte, die vielleicht noch unglücklicher und größer sind, sterben, ohne ein Mal ihren Namen und ihre Talente offenbaren zu können, wie jene Lampen, die in einem Grabe angezündet werden und erlöschen.

Man rechne dazu noch, daß, während die verdientesten Auszeichnungen dem Genie verweigert werden, es eine Menge unerklärbarer Reputationen und usurpirter Renommées sich über es erheben sieht; es bemerkt, wie die kleine Anzahl mehr oder weniger mittelmäßiger Schriftsteller, die augenblicklich die öffentliche Meinung leiten, die Mittelmäßigkeiten, welche sie nicht fürchten, mit Lob überschütten, indem sie die Superiorität, welche ihnen furchtbar ist, unterdrücken. Was nützt alle diese Fürsorge des Nichts für Nichts! man wird zwar dahin gelangen, die Seele abzunutzen, die Existenz des großen

Mannes zu vergiften; aber Zeit und Tod werden kommen und richten. Den Reputationen in der öffentlichen Meinung ergeht es wie Flüssigkeiten von verschiedener Schwere in derselben Vase. Bewegt man die Vase, so wird man die Flüssigkeiten mit leichter Mühe unter einander mengen; bringt man jene wieder in eine ruhige Stellung, so werden die Flüssigkeiten insgesammt, nach und nach und von selbst sich nach ihrer Schwere und Natur ordnen.

Bittere Gedanken bemächtigen sich unseres Geistes, denken wir an das jetzt unvermeidbare Erlöschen dieses berühmten Geschlechts der Condé, welches, ohne jemals auf dem Thron zu sitzen, stets bewundernswerth unter allen königlichen Geschlechtern Europa's gewesen ist, und im Hause Frankreich gewisser Maaßen eine militairische Dynastie gegründet hatte, die in Mitten des Feldlagers und der Schlachtfelder herrschte. Wenn neue politische Convulsionen (was Gott verhüten möge) in einigen Jahren neue Bürgerkriege herbeiführten, so würden wir alle, die wir jetzt die Sache der Monarchie verfechten, alsbald exilirt, verbannt und proscribirt sein; aber wir würden nicht mehr, wie die Sieger von Berstheim und Biberach, Condéer sein. Denn diesen treuen Kriegern, ohne Heerd und Asyl, war wenigstens der Name ihres sechzigjährigen Chefs, dieser großer Name Condé, gleichsam ein Vaterland geworden.

Das Gemälde der Leidenschaften, die veränderlich sind, wie das menschliche Herz, ist eine unerschöpfliche Quelle neuer Ausdrücke und Ideen; nicht derselbe Fall ist es mit dem Vergnügen. Hier ist Alles materiell, und wenn man den Alabaster, die Rose und den Schnee erschöpft hat, so ist Alles gesagt.

Diejenigen, welche die verschiedenen Veränderungen, die die Zeit und die Zeiten in dem Geiste einer wie ein großes Individuum betrachteten Nation herbeiführen, mit neugierigem Gefallen betrachten, können in diesem Augenblick ein merkwürdiges literarisches Phänomen bemerken, das von einem anderen politischen Phänomen erzeugt wurde, der französischen Revolution. Es findet in Frankreich in diesem Augenblick ein Kampf zwischen einer noch mächtigen literarischen Meinung und dem Genie dieses Jahrhunderts Statt. Diese Meinung, die unfruchtbare Erbschaft, welche unserer Zeit von dem Jahrhundert Voltaire's hinterlassen ist, will nur ihren Pfad, in Begleitung alles Ruhms des Jahrhunderts Ludwigs XIV., schreiten. Sie erblickt nur Poesie in der engen Form des Verses, sie will, den Richtern von Galiläa ähnlich, nicht, daß die Erde sich drehe und daß das Talent schaffe; sie befiehlt den Adlern, nur mit Flügeln von Wachs zu fliegen; sie vermengt, in ihrer blinden Bewunderung, mit unsterblichen Renomméen, die sie

verfolgt haben würde, wären sie in unseren Tagen aufgetreten, gewisse alte Reputationen, über welche die Jahrhunderte gleichgültig hinweggegangen sind, und woraus sie Autoritäten gegen die Reputationen unserer Zeit macht; mit einem Worte, sie wird den wieder erstandenen Corneille mit dem Namen des todten verfolgen.

Diese entmuthigende und beleidigende Meinung verdammt alle Originalität, wie eine Ketzerei. Sie schreit, das Reich der Wissenschaften sei vorüber, die Musen haben sich verbannt und werden nicht wieder kehren; und täglich bieten ihnen junge Lyriker harmonische Beschuldigungen der Lüge und die französische Dichtung erneuert sich glorreich um uns. Wir sehen die Morgenröthe einer großen literarischen Aera, und diese beschimpfende Meinung will, daß unsere Epoche, die in ihrem eigenen Glanze so mächtig glänzt, nur der falbe Wiederschein der vorhergehenden Epochen sei! Die unheilvolle Literatur des verflossenen Jahrhunderts hat, so zu sagen, diese anti-poetische Meinung in unser Jahrhundert, wie ein mit tödtlichen Stoffen geschwängertes Miasma, ausgehaucht, und, um ganz die Wahrheit zu sagen, wir müssen zugeben, daß sie die große Majorität der Geister leitet, die das literarische Publikum bilden. Die Häupter, welche diese Meinung aufgestellt haben, sind verschwunden; aber sie beherrscht immer die Masse; sie schwimmt wie ein Schiff umher, das seine Masten verloren. Demohngeachtet erstehen junge Geister, voll

Saft und Kraft, die über die Bibel, Homer und Dante nachgedacht, die an den Urquellen der Begeisterung getrunken, die den Ruhm unseres Jahrhunderts in sich tragen. Diese jungen Menschen werden die Häupter einer neuen und reinen Schule werden, einer Rivalin und keiner Feindin der alten, einer poetischen Meinung, die eines Tages auch die Meinung der Masse sein wird. Einstweilen werden sie viele Gefechte zu liefern haben, viele Kämpfe zu bestehen, aber sie werden die Widerwärtigkeiten des Ruhms mit dem Muth des Genies ertragen. Die Routine wird sehr allmälig vor ihnen weichen; aber es wird ein Tag kommen, wo sie fallen wird, um ihnen Platz zu machen, wie der vertrocknete Ausfluß einer alten Wunde, die vernarbt.

Alle diese gewichtigen Männer, die in der Grammatik so hell sehen, in der Versifikation, in der Prosodie, und die in der Poesie so blind sind, erinnern uns an jene Aerzte, die die geringste Fiber der menschlichen Maschine kennen, aber die Seele läugnen und die Tugend nicht kennen.

Ueber das Genie.

Jede Leidenschaft ist beredt; jeder, der überzeugt ist, überzeugt; um Thränen zu entlocken, muß man weinen; der Enthusiasmus, hat man gesagt, sei kontagiös.

Nehmt ein Weib und entreißt ihr ihr Kind; versammelt alle Redner der Erde und ihr werdet sagen können: in den Tod, und laßt uns zu Mittag speisen; hört die Mutter, woher kömmt es, daß sie Schmerzeslaute gefunden, Thränen, die Euch gerührt und Eure Sentenz entwaffnet haben? Man hat, wie von etwas Erstaunlichem, von der Beredtsamkeit Cicero's und der Gnade Cäsar's gesprochen; wäre Cicero Ligarius Vater gewesen, was hätte man gesagt? Es war nichts Besonderes daran.

Und, in der That, es gibt eine Sprache, die nicht täuscht, die alle Menschen verstehen, und die allen Menschen gegeben worden ist; es ist die Sprache der großen Leidenschaften, wie der großen Ereignisse, sunt lacrymae rerum; sie hat Augenblicke, wo alle Herzen sich begreifen, wo ganz Israel sich erhebt, wie ein einziger Mensch.

Was ist Beredtsamkeit? sagt Demosthenes. Handlung, Handlung und noch ein Mal Handlung. — Aber in der Moral, wie in der Physik, muß man, um Bewegung hervorzurufen, selbst das Princip der Bewegung in sich tragen. Wollt ihr bewegen, so seid bewegt; weint und ihr werdet weinen machen; in diesen Kreis führt euch Alles zurück und ihr könnt nicht darüber hinaus. Und in der That, ich frage euch, wozu würde uns die Gabe der Mittheilung nützen, wenn uns, wie Cassandra, die Gelegenheit entzogen wäre, uns Glauben zu verschaffen? Was war der schönste Augenblick des römischen

Redners? Der, als die Volkstribunen ihm das Wort versagten. — „Römer," rief er aus, „ich schwöre, die Republik gerettet zu haben!" und alles Volk erhob sich mit dem Ruf: „Wir schwören, daß er die Wahrheit gesagt."

Was wir von der Beredtsamkeit behauptet haben, das werden wir von allen Künsten behaupten, denn alle Künste sind verschiedene Dialekte derselben Sprache. Und in der That, was sind unsere Gedanken? Empfindungen, verglichene Empfindungen. Was sind die Künste, wenn sie nicht die verschiedenen Weisen sind, unsere Gedanken auszudrücken.

Rousseau, der sich selbst prüfte und jenem idealen Muster gegenüber stellte, daß alle Menschen, in ihr Gewissen geprägt, tragen, entwarf einen Erziehungsplan, mittelst welches er seinen Zögling gegen alle Laster sicherte, aber zugleich auch gegen alle Tugenden. Der große Mann sah nicht ein, daß, indem er seinem Emil gab, was ihm fehlte, er ihm dasjenige nahm, was er selbst besaß. Und wahrlich, ein Mensch, der mitten unter Lachen und Freude erzogen würde, würde einem Athleten gleichen, der fern von Kämpfen gebildet würde. Um ein Herkules zu sein, muß man Schlangen in der Wiege erdrückt haben. Du willst ihm den Kampf der Leidenschaften ersparen, aber heißt denn das Leben meiden gelebt haben? Was ist existiren? sagt Locke. Fühlen. Große Männer sind diejenigen, die viel gefühlt

haben, viel gelebt; und oft hat man binnen einigen Jahren viel Leben gelebt. Man täusche sich in dieser Hinsicht nicht, die hohen Tannen wachsen nur in der Region der Stürme. Athen, die Stadt der Unruhe, hatte tausend große Männer; Sparta, die Stadt der Ordnung, hatte nur einen einzigen: Lykurg; und Lykurg war vor seinen Gesetzen geboren.

Auch sehen wir die meisten großen Männer in Mitten großer Volks-Gährungen in's Leben treten; Homer in Mitten der heroischen Jahrhunderte Griechenlands; Virgil unter dem Triumvirat; Ossian über die Trümmer seines Vaterlandes und seiner Götter; Dante, Ariost, Tasso, in Mitten der wiederauflebenden Konvulsionen Italiens; Corneille und Racine im Jahrhundert der Fronde; und endlich Milton, der die erste Revolution am Fuße des blutigen Schaffots von White-Hall anstaunte.

Und untersuchen wir, welches insbesondere die Bestimmung dieser großen Männer war, so sehen wir sie alle durch ein bewegtes und elendes Leben gepeinigt; Camoens durchschiffte die Meere, sein Gedicht in der Hand; d'Ercilla schrieb seine Verse auf Thierhäute in den mexikanischen Wäldern. Diejenigen, deren körperliche Leiden nicht die der Seele zerstreuen, leben ein stürmisches Leben, verschlungen von einer Reizbarkeit des Charakters, die sie sich selbst und Anderen zur Last macht. Glücklich sind diejenigen, die nicht vor der Zeit sterben, verzehrt von der Thätigkeit ihres eigenen Genies; wie

Pascal, vor Schmerz, wie Molière und Racine; oder besiegt von jenen Schrecknissen ihrer eigenen Imagination, wie jener unglückliche Tasso.

Nehmen wir somit jenen von dem ganzen Alterthum anerkannten Grundsatz an, daß große Leidenschaften große Männer machen, und wir werden zugleich erkennen, daß eben so, wie es größere und geringere Leidenschaften gibt, auch verschiedene Stufen des Genies stattfinden.

Und untersuchen wir jetzt, welche Dinge sind am fähigsten, die Gewalt unserer Leidenschaften, d. h. unserer Wünsche, welche nur der mehr oder minder ausgesprochene Wille sind, bis zu jenem festen und beharrlichen Verlangen zu steigern, mit welchem man eine Sache, die das Ideal des ganzen Lebens ist, verlangt. Alles oder Nichts, wie Cäsar sagte, ein schrecklicher Hebel, mit welchem der Mensch sich selbst zerbricht.

Wir werden zugeben müssen, daß, wenn Etwas existirt, das fähig ist, einen ähnlichen Willen in einer edlen und festen Seele zu wecken, dieses zweifelsohne das Größte sein muß, was es unter den Menschen gibt.

Nun laßt uns überlegen, indem wir die Blicke rings um uns werfen, ob es ein Etwas gibt, dem diese erhabene Benennung von dem einstimmigen Urtheil aller Zeiten und aller Völker zuerkannt ist.

Und jetzt sind wir mit wenig Worten zu jener entzückenden Wahrheit gelangt, vor welcher die ganze alte

Philosophie und der große Plato selbst zurückgewichen waren: daß das Genie die Tugend ist.

Dichter, habet stets die Strenge eines moralischen Zwecks vor Augen. Vergesset nicht, daß Euch zufälliger Weise Kinder lesen können. Habet Mitleid mit blonden Köpfen.

Man ist der Jugend noch mehr Ehrfurcht schuldig, als dem Alter.

Der Mann von Genie darf vor keiner Schwierigkeit zurückweichen; die gewöhnlichen Menschen reichen mit kleinen Waffen aus, die großen Athleten bedürfen der Kampfhandschuhe des Herkules.

Plan einer Tragödie, in der Schule entworfen.

Zwei der Nachfolger Alexander's, Cassander und Alexander, Sohn des Polysperchon's, machen sich die Herrschaft Griechenlands streitig. Der Erstere ist in der Citadelle von Athen eingeschlossen, der Zweite lagert unter den Mauern. Athen, welches zwischen diesen beiden mächtigen Feinden jeden Augenblick mit dem Untergang bedroht ist, wird außerdem noch durch innere Unruhen gefoltert. Das Volk neigt sich auf Alexander's Seite, der die Herrschaft des Volks wieder herzustellen verspricht; der Senat dagegen hält es mit Cassander, der das aristokratische Regiment wieder hergestellt hat. Daher der

grausame Haß des Volks gegen Phocion, das Oberhaupt des Senats, und den größten Feind der Launen der Menge. Phocion denkt in dieser Krise, wo es sich um ihn eben so sehr, wie um den Staat handelt, unempfindlich gegen jedes andere Interesse, als das seiner Mitbürger, nur an das Heil der Republik; er schafft daran mit allem Ungestüm einer edlen Seele. Die Mittel, welche er zur Rettung des Vaterlandes anwendet, sind diejenigen, die man zu seinem Verderben benutzt. Es gelingt ihm, beide Nebenbuhler dahin zu bringen, daß sie sich aus Attika entfernen und Athen respektiren; und in demselben Augenblick wird er des Verraths angeklagt, vor das Volk geführt und verurtheilt. Das ist, mit wenig Worten, die ganze Handlung der Tragödie; sie ist einfach und dennoch vielleicht edel. Es ist das Gemälde der Volks-Bewegungen und der unglücklichen Tugend, d. h. das größte Beispiel, welches man den Menschen zeigen kann und das Schauspiel, welches der Götter würdig.

Von der einen Seite der Haß des Volks, die Feinde Phocion's, seine ungestüme Tugend, die ihnen Waffen gegen ihn in die Hände gibt, endlich Alexander und seine Armee; von der andern Cassander's Truppen, die Parthei der guten Bürger, die alte Autorität des Senats, endlich der stete Stern der Tugend, der Phocion immer, der Menge gegenüber, triumphiren läßt. So ist das theatralische Gleichgewicht festgestellt; die Handlung

entwickelt sich in einer Folge unerwarteter Revolutionen; die Mittel des Angriffs und Widerstands stehen in solchem Verhältniß zu einander, die die Angst möglich machen.

So scheint es, als Phocion im dritten Akt furchtlos in das Lager seines Feindes Alexander geht und ihn zu einer Zusammenkunft mit Cassander bewegt, daß dieser muthige Schritt die Undankbarkeit des Volks entwaffnen und seinen Anklägern den Mund verschließen werde. Aber Phocion hat sich dem Tod ohne Auftrag ausgesetzt; er hat, um das Volk zu retten, einen Beschluß desselben verachtet, der ihn seines Amtes entsetzt, einen Beschluß, den der Senat nicht genehmigt hat. Somit findet der Zuschauer, glaubt er, die Handlung gehe einer glücklichen Entwickelung entgegen, daß die Gefahr am höchsten ist. Das Volk belagert, im offnen Aufruhr, Phocion's Wohnung. Kein Mittel zur Rettung bietet sich dar. Der Senat ist ohne Kraft, und Cassander ist sehr entfernt. Er sieht nur den Tod. Man schlägt Phocion vor, seine Sklaven zu bewaffnen und sein Leben theuer zu verkaufen. Aber der große Mann verweigert es. Das Volk stürzt auf die Scene, mit dem Ruf: Tod! Tod! Phocion ist davon nicht erschüttert. Die Redner reizen die Menge durch ihr Geschrei auf; Phocion redet es feierlich an; aber da er einsieht, daß es ihm nicht gelingen kann, es zu menschlichen Gefühlen zurückzuführen, so besteigt er seinen Richterstuhl, und bei diesem Schritt ist die theatralische Revolution fertig. Er ist nicht mehr der Greis,

der sein Leben gegen ein zügelloses Volk vertheidigt; er ist ein höchster Richter, der die Aufrührer niederdonnert. Die Meuchelmörder fallen Phocion zu Füßen. Der Greis, tief erschüttert von der Undankbarkeit seiner Mitbürger, fordert keine Rache, nicht ein Mal sein Leben, er verlangt nur, daß sie ihn noch einen Tag leben lassen, damit er sie retten könne. So verändert sich der Anblick der Scene; das Volk ist besänftigt; die beiden Könige wollen sich in die Stadt begeben, um einen Waffenstillstand zu schließen; es scheint, Phocion habe nichts mehr zu fürchten. Plötzlich erhebt sich Agnonides und räth, sich beider Könige zu bemächtigen und so dem Unglück Griechenlands ein Ende zu machen. Bei diesem treulosen Vorschlag, dessen Vortheile er nur zu gut enthüllt, beginnt die Ungewißheit von Neuem; man fühlt sofort, welche Wirkung Phocion's Antwort auf ein Volk äußern wird, bei welchem Aristides nicht zum zweiten Mal das Gerechte dem Nützlichen vorzuziehen wagte. Phocion sieht die Falle, und er ist darüber nicht erschrocken. Er thut, was Aristides nicht zu thun gewagt haben würde, er bleibt der Gerechtigkeit, dem, was nützlich, gegenüber, treu. Die Unterredung beider Könige wird aufgehoben, und Phocion wird vor die Volks-Versammlung geladen und beschuldigt, die Gelegenheit versäumt zu haben, die Republik zu retten.

Jetzt drängt sich die Handlung. Phocion steht auf dem Punkt, vor jene Versammlung geschleppt zu werden,

die aus einem Haufen von seinen Feinden aufgewiegelter Sklaven und Fremden besteht, als man erfährt, daß Cassander von der Akropolis zu seiner Hülfe herbeieilt. Der Greis will nicht, obschon man die Gesetze verletzt, um ihn zu verdammen, diesen zum Trotz gerettet werden. Er selbst geht seinen Befreiern entgegen und nöthigt sie, in die Citadelle zurückzukehren; hierauf stellt er sich dem Volke vor. Er ist daran, freigesprochen zu werden, als Alexander's Heer unter den Wällen erscheint. Das Volk wird aufrührisch, die Autorität des Senats wird nicht anerkannt und Phocion verurtheilt. Er nimmt den Becher und trinkt das Gift.

Diese Tragödie hätte schön werden können, dem ungeachtet würde sie nur den Beweis der Achtung erhalten. Das liegt daran, daß sie kalt sein wird; auf der Bühne gilt eine Liebesgeschichte mehr, als alle Geschichte.

Campistron hat bereits diesen Gegenstand auf die Bühne gebracht. Sein Stück, wie alle, die er verfaßt, ist sehr gut angelegt und nicht übel ausgeführt. Die Charaktere zeugen von Erfindung, aber er hat es nicht verstanden, sie auszuführen. Das geht oft denjenigen so, die, wie er, weder gesehen, noch beobachtet haben, und die sich einbilden, man schaffe Liebe mit Ausrufungen, und Tugend mit Maximen.

So verbessert sich auf ein Mal in einer Scene zwischen dem Tyrannen und Phocion, die übrigens gut geschrieben ist, wenn man zugibt, daß der Styl der

Voltaire'schen Tragödie ein guter Styl ist, Phocion, nachdem er als ein wahrer Prahler gesagt hat:

Ein Mann, wie ich, erniedriget sich nimmer,
Er sagt, was er, rechtfert'gend sich, gethan.
Verkünde selbst, wie ich gelebet immer,
Nur Ruhm erblüht auf meiner Lebensbahn,
Niemals ein Tag mir thatenlos entwich.

dahin, daß er mit einer bescheidenen Emphase, die eben so lächerlich ist, als seine Prahlerei, hinzufügt:

Was sag' ich? Wohin führt mein Eifer mich?
Ist es an mir, des Lebens Ruhm zu künden,
Wenn nicht Athen der That erinnert sich?
Was ich vollbracht, mag gern in Nacht verschwinden,
Ich hasse Selbstlob, lieber sterbe ich.

Und weiter, als Campistron in Verlegenheit ist, wie er den sterbenden Phocion auf die Bühne zurückbringen soll, geräth er auf den Einfall, ihn eine Unterredung mit dem Tyrannen verlangen zu lassen. Der Tyrann, höchst erstaunt, bewilligt dieselbe aus bloser Neugierde; aber weil der Verfasser nicht wohl zwei Personen einander gegenüber stellen kann, die sich nichts zu sagen haben, so ruft man den Tyrannen im Augenblick, wo Phocion eintritt, zu einem Aufruhr ab. Phocion kömmt, und da er den Tyrannen nicht findet, so grübelt er nach Motiven, die denselben zum Verlassen der Bühne bewogen haben, und er findet kein besseres, als daß er Furcht vor ihm gehabt habe, und bemerkt dem gemäß mit einer Art ganz und gar komischer Bonhomie:

Selbst sterbend noch erfüll' ich ihn mit Zagen;
Tyrannen-Loos ist wahrlich zu beklagen.

Und noch weiter, als der sterbende Phocion, der während des ganzen fünften Akts, in Mitten des Aufstandes, im Todeskampfe liegt, mit seiner Tochter Chrisis zusammentrifft und sich, als guter Vater, damit beschäftigt, ihr einen Mann zu suchen. Die Stelle ist wahrhaft seltsam. Wißt Ihr, auf wen die Wahl fällt? Auf den Sohn des Tyrannen. Es scheint, man habe sich, nach dem Sprüchwort, nur zu küssen und zu heirathen:

Und soll ich, sterbend, dir den Gatten wählen,
Muß, als den Würdigsten, ich Jenen zählen.

Die Antwort der Tochter ist vielleicht noch auffallender:

Was hör' ich, ihn willst du zum Gatten geben?
Ich läugn' es nicht, ich lieb' ihn, wie mein Leben.

Es ist dieselbe Chrisis, die, als sie ihren Vater und Geliebten sterben sieht, zu erhaben, um ihnen in den Tod zu folgen, in die rührend naiven Worte ausbricht:

Entsetzliches Geschick,
Nicht länger trotz' ich deines Zornes Blick.

Und sie geht ab, und der Vorhang fällt. Corneille ist im ähnlichen Falle erhaben, er läßt Eurydice sagen:

Ich weine nimmer, Weib, ich weiß zu sterben.

Im Jahre 1793 machte Frankreich gegen Europa Fronte, die Vendée bot Frankreich die Spitze. Frank-

reich war größer, als Europa, die Vendée war größer, als Frankreich.

December 1830.

Jeder junge Mensch, der aus unserer Gegenwart zu politischen Ideen erwacht, ist in einer sonderbaren Verwirrung. In der Regel sind unsere Väter Buonapartisten, unsere Mütter dagegen Royalisten.

Unsere Väter sehen in Napoleon nur den Mann, der ihnen Epaulets gab, unsere Mütter sehen in Buonaparte nur den Mann, der ihnen ihre Kinder raubte.

Für unsere Väter ist die Revolution das Größte, was das Genie der Gesellschaft vollbringen konnte; das Kaiserreich ist das Größte, was das Genie eines einzigen Mannes vollbringen konnte. Für unsere Mütter ist die Revolution eine Guillotine, das Kaiserreich ein Säbel.

Wir übrigen Kinder, die wir unter dem Konsulat geboren sind, sind alle auf den Knieen unserer Mütter groß geworden; und da unsere Väter im Felde, und jene oft durch den Eroberungsgeist eines Mannes ihrer Ehemänner, ihrer Brüder beraubt wurden, so haben sie ihre sanften mütterlichen Augen auf uns, die wir muntere Buben von acht bis zehn Jahren waren, gerichtet, indem sie dachten, daß wir 1820 achtzehn Jahre zählen und 1825 Obristen oder todt sein würden.

Die Akklamationen, mit welchen Ludwig XVIII. im Jahre 1814 begrüßt wurde, waren nur ein Freudengeschrei der Mütter.

Im Ganzen gibt es wenig Jünglinge, die nicht mit der Muttermilch den Haß gegen die beiden Epochen eingesogen haben, die der Restauration vorhergingen. Der Schreckensmann der Kinder von 1802 war Robespierre, derjenige der Kinder von 1815 war Buonaparte.

Kürzlich verfocht ich hitzig, in Gegenwart meines Vaters, meine Vendée'schen Grundsätze. Mein Vater hörte mich stillschweigend an, dann wandte er sich zum General L****, der zugegen war, und sagte: Lassen wir die Zeit machen. Das Kind ist der Meinung seiner Mutter, der Mann wird des Vaters Meinung sein.

Diese Prophezeiung hat mich sehr nachdenkend gemacht.

Obschon es sich ereignet, und selbst zugestanden, daß die Erfahrung bis auf einen gewissen Punkt den ersten Eindruck der Dinge, bei unserm Eintritt in's Leben, später modificiren könne, so sind wir doch der Meinung, der rechtschaffene Mann könne nicht irren, wenn er alle diese Modifikationen der strengen Kritik seines Gewissens unterwerfe. Ein gutes Gewissen, das über den Geist wacht, bewahrt ihn vor allen nachtheiligen Abschweifungen, wo die Rechtschaffenheit untergehen kann. Im Mittel-Alter glaubte man, daß jede Flüssigkeit, in welcher ein Saphir gelegen hatte, ein Präservatif gegen die Pest, die Pestbeule, den Aussatz und alle dergleichen Krankheiten sei, sagt Jean-Baptiste de Rocoles.

Dieser Saphir ist das Gewissen.

Journal der Ideen und der Meinungen eines Revolutionärs von 1830.

August.

Seit dem Julius 1830 bedürfen wir des Dinges Republik und des Wortes Monarchie.

Um die Dinge nur aus dem Gesichtspunkt des politischen Verfahrens zu betrachten, die Julius-Revolution hat uns rasch vom Konstitutionalismus zum Republikanismus geführt. Die englische Maschine ist in Zukunft in Frankreich nicht mehr anzuwenden; die Whigs werden zur äußersten Rechten unserer Kammer sitzen. Die Opposition hat das Terrain geändert. Vor dem 30. Julius war sie in England, jetzt ist sie in Amerika.

Die Gesellschaften sind faktisch und rechtlich nur gut regiert, wenn sich beide Kräfte: die Intelligenz und die Macht, ergänzen. Wenn die Intelligenz nur einen Kopf auf dem Gipfel des socialen Körpers, der durch diesen Kopf regiert wird, erleuchtet; so haben die Theokratien ihre Logik und ihr Schönes. Sobald Mehre Einsicht besitzen, mögen Mehre regieren; die Aristokratien sind alsdann legitim. Aber wenn endlich die Finsterniß allenthalben geschwunden ist, wenn alle Köpfe erleuchtet sind, mögen Alle Alles regieren. Das Volk ist zur Republik reif; es mag die Republik haben.

Alles, was wir jetzt sehen, ist eine Morgenröthe. Nichts fehlt hier, nicht ein Mal der Hahn.

Das Schicksal, welches die Alten blind nannten, sieht hier klar und urtheilt. Die Ereignisse folgen sich, verketten sich und leiten sich in der Geschichte mit einer Logik, die erschrecken macht. Begibt man sich in eine kleine Entfernung, so kann man alle ihre Demonstrationen in ihren scharfen und kolossalen Verhältnissen begreifen; und die menschliche Vernunft zerbricht ihren kurzen Maasstab vor diesen großen Syllogismen des Verhängnisses.

Es kann nur etwas Nachgemachtes, Künstliches und Gegypstes in einer Ordnung der Dinge geben, wo die socialen Ungleichheiten den natürlichen widersprechen.

Das vollkommene Gleichgewicht der Gesellschaft folgt aus der unmittelbaren Uebereinandersetzung dieser beiden Ungleichheiten.

Die Könige haben den Tag, die Völker den folgenden Tag.

Platz Geber! Platz Nehmer! Platz Forderer! Platz Bewahrer! — Es ist zum Erbarmen, alle diese Leute zu sehen, die eine Trikolor-Kokarde an ihrem Fleischtopf tragen.

Es gibt, sagt Hippokrates, etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Göttliches der Krankheiten. Quid divinum. Was er von den Krankheiten gesagt hat, kann man von den Revolutionen sagen.

Der letzte Grund der Könige ist die Kugel. Der letzte Grund der Völker ist das Straßenpflaster.

Ich bin nicht von Euren mit der rothen Mütze geputzten und auf die Guillotine stolzen Leute.

Für viele kalte Beurtheiler, die die Schreckenstheorie nach der That aufstellen, ist 1793 eine ungeschliffene, aber nothwendige Amputation gewesen. Robespierre ist

ein politischer Dupuytren. Was wir Guillotine heißen, ist nur ein Einschnittmesser.

Das ist möglich. Aber künftig müssen die Uebel der Gesellschaft nicht mit dem Einschnittmesser, sondern durch die langsame und allmähliche Reinigung des Bluts, durch gesunde Nahrung, durch gute Regierung geheilt werden. Wenden wir uns nicht mehr an den Wundarzt, sondern an den Arzt.

Viele gute Dinge sind erschüttert und zittern noch von der ungestümen Erschütterung, die statt gefunden. Besonders sind die Künstler sehr verwirrt und laufen in allen Richtungen nach ihren zerstreuten Ideen. Mögen sie sich wieder beruhigen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn dies Erdbeben vorüber, das Gebäude unserer Poesie aufrecht und fester dastehen wird, als alle Erschütterungen, denen es wird widerstanden haben. Auch unsere Frage ist eine Frage der Freiheit, auch sie ist eine Revolution. Sie wird unangetastet an der Seite ihrer Schwester, der politischen, einherschreiten. Die Revolutionen, wie die Wölfe, fressen sich nicht.

September.

Unsere Krankheit ist seit sechs Wochen das Ministerium und die Majorität der Kammer; es ist eine zurückgetretene Revolution.

Man hat Unrecht, zu glauben, das europäische Gleichgewicht werde nicht von unserer Revolution gestört werden. Es wird es werden. Was uns stark macht, ist das, daß wir jedem König, der gegen uns seine Armee führt, sein Volk auf den Hals hetzen können. Eine Revolution wird allenthalben, wo wir wollen, für uns kämpfen.

England allein ist furchtbar durch tausend Gründe.

Das englische Ministerium zeigt uns eine freundliche Miene, weil wir dem englischen Volke einen Enthusiasmus eingeflößt haben, der die Regierung treibt. Demungeachtet weiß Wellington, wo wir anzufassen. Er wird uns, ist die Stunde gekommen, bei Algier oder Belgien angreifen. Dagegen müßten wir uns immer enger und enger mit dem englischen Volk verbinden, um sein Ministerium in Respekt zu halten; und zu dem Ende einen populären Gesandten nach England schicken, z. B. Benjamin Constant, dessen Wagen 1,200,000 Engländer von Dover nach London gezogen haben würden. Solchergestalt wär' unser Gesandter die erste Person in England, und man kann die schöne Wirkung beurtheilen, die eine Kriegserklärung gegen Frankreich in London, Manchester und Birmingham hervorgerufen haben würde. Die französische Idee auf englischen Boden zu verpflanzen, wär' eine große und politische Idee gewesen.

Ein Bündniß zwischen Frankreich und England kann ungeheuere Resultate für die Zukunft der Menschheit herbeiführen.

Frankreich und England sind die beiden Füße der Civilisation.

Auffallend sind die Figuren, die am Tag nach einer Revolution in den Straßen umherwandeln.

Jeden Augenblick wird man von der Sünde und Unpopularität in Person mit der tricolornen Kokarde angestoßen. Viele bilden sich ein, die Kokarde bedecke die Stirn.

Wir nehmen in diesem Augenblick einen Platzregen wahr, der merkwürdige Wirkungen hat. Die Einen reinigt er, die Andern besudelt er.

Man ist ganz erstaunt über die Dinge, die fix und fertig in der Nacht, die einer Revolution folgt, hervorschießen. Ein politischer Mann hat Aehnlichkeit mit einem Champignon, Zufall und Intrigue, Coterie und Lotterie.

Karl X. glaubt, die Revolution, die ihn gestürzt, sei eine vorbereitete, minirte, lange Zeit vorher geschürte Verschwörung. Irrthum! Sie ist Nichts, als ein Ausschlagen des Volks.

Meine alte royalistisch-katholische Ueberzeugung von 1820 ist stückweise vor dem Alter und der Erfahrung

zusammengestürzt. Demungeachtet bleibt Etwas davon in meinem Geiste zurück, aber es ist nur eine poetische und religiöse Ruine. Oft wende ich mich, um sie ehrfurchtsvoll zu betrachten, aber ich werde daselbst nicht mehr beten.

Der Befehl unter der Tyrannei, sagt Alfieri irgendwo, ist ein Leben ohne Seele.

Die Idee von Gott und dem König ist zweierlei und muß zweierlei sein. Die Monarchie unter Ludwig XIV. vereinte beide zum Nachtheil der zeitlichen, wie zu dem der geistigen Ordnung. Aus diesem Monarchismus entsteht ein gewisser politischer Mysticismus, ein royalistischer Fetischdienst, irgend eine Religion in Betreff der Person und des Leibes des Königs, der einen Palast als Tempel hat und Hofleute als Priester; die Etiquette vertritt die Stelle der zehn Gebote. Daher rühren alle jene Fiktionen, die man göttliches Recht, Legitimität, Gnade Gottes heißt, und die sämmtlich dem wahrhaftigen göttlichen Recht, welches die Gerechtigkeit ist; der wahrhaften Legitimität, welches die Intelligenz ist; der wahrhaften Gnade Gottes, welches die Vernunft ist, entgegen sind. Diese Religion der Hofleute läuft auf nichts Anderes hinaus, als das Hemd eines Menschen an die Stelle des kirchlichen Banners aufzupflanzen.

Wir befinden uns in dem Augenblick der panischen Schrecken. Ein Club z. B. erschreckt, und das ist ganz einfach; es ist ein Wort, welches die große Menge durch eine Zahl: 93, übersetzt. Und für die unteren Klassen ist 93 der Mangel; für die Mittelklassen ist es das Maximum; für die ersten Klassen ist es die Guillotine.

Aber wir leben im Jahre 1830.

Die Republik ist — nach dem, was gewisse Leute darunter verstehen — der Krieg derjenigen, die keinen Sou, keine Tugend, keine Idee haben, gegen Jeden, der eins von diesen drei Dingen hat.

Nach meiner Meinung ist die Republik, nämlich jene Republik, die noch nicht reif ist, die aber Europa binnen einem Jahrhundert haben wird, die Gesellschaft als Souverain der Gesellschaft; sich beschützend, als Nationalgarde; sich richtend, als Jury; sich verwaltend, als Commune; sich regierend, als Wahl-Colleg.

Die vier Glieder der Monarchie: das Heer, die Magistratur, die Verwaltung, die Pairie, sind für diese Republik nur hindernde Auswüchse, die bald schwinden und sterben.

— Mein Leben ist voll Dornen gewesen.

— Ist deshalb ihr Gewissen so zerrissen?

Es gibt stets zwei Dinge in einer Charte, die Auflösung eines Volks und eines Jahrhunderts und ein Blatt Papier. Jedes Geheimniß, die politischen Fortschritte einer Nation gut zu leiten, besteht in der Unterscheidungsgabe, was die sociale Auflösung und was das Blatt Papier sei. Alle Principien, welche die vorhergehenden Revolutionen frei gemacht haben, bilden den Grund, das Wesentliche der Charte; achtet sie. Also Freiheit des Cultus, Freiheit des Gedankens, Freiheit der Presse, Freiheit der Association, Freiheit des Handels, Freiheit der Industrie, Freiheit der Kanzel, der Tribune, der Bühne, des Marktschreiergerüstes, Gleichheit vor dem Gesetz, freier Zutritt aller Fähigkeiten zu allen Aemtern, alle diese Dinge müssen heilig gehalten werden, und die Könige, die sie anzutasten wagen, zu Boden werfen, wie der Krampffisch. Aber wegen des Blatts Papier, wegen der Form, der Redaktion, des Buchstaben, der Altersfragen, des Census, der Wählbarkeit, der Erblichkeit, der Unantastbarkeit, der Strafbarkeit beunruhigt euch wenig und reformirt hier in dem Maaße, als die Zeit fortschreitet. Der Buchstabe darf niemals versteinern, wenn die Dinge fortschreiten. Leistet der Buchstabe Widerstand, so muß man ihn zerbrechen.

Man muß die Charten häufig verletzen, um ihnen Kinder zu machen.

Was die Macht betrifft, so ist alle Mal die That, sobald sie, um zu geschehen, nicht Gewalt anzuwenden braucht, gerecht.

Eines Tages wird ein allgemeiner Krieg in Europa ausbrechen; der Krieg der Königreiche gegen das Vaterland.

Herr von Talleyrand hat zu Ludwig=Philipp mit einem anmuthigen Lächeln bei seiner Eidesleistung die Worte gesprochen: — Sire! es ist der dreizehnte.

Herr von Talleyrand sagte vor einem Jahr, als man sehr viel Trilogie in der Literatur sprach: Ich will auch meine Trilogie verfaßt haben; ich habe Napoleon gemacht, ich habe das Haus Bourbon gemacht, ich werde mit dem Hause Orleans endigen.

Wenn nur das Stück, was Herr von Talleyrand uns vorspielt, nicht mehr als drei Akte hat.

Die Revolutionen sind prächtige Improvisatricen, manchmal mit ein bischen zerzausten Haaren.

Ein entsetzlicher Pflug ist der der Revolutionen! es sind menschliche Köpfe, die, bei'm Einschneiden der Pflug-

schaar, zu beiden Seiten rollen. Zerstört unsere gothische Architektur nicht. Gnade den tricolornen Kirchenfenstern.

Napoleon sagte: Ich will keinen Hahn, der Fuchs frißt ihn. Und er nahm den Adler. Frankreich hat den Hahn wieder genommen. Und nun sehe man die Füchse, die in der Dunkelheit, Einer hinter dem Andern sich verbergend, heranschleichen: P— hinter T—, B— hinter M— Eia! vigila, Galle.

Es gibt Leute, die sich sehr vorgeschritten glauben und die noch im Jahre 1668 leben. Es ist doch lange her, daß wir bereits 1789 zurückgelegt haben.

Die neue Generation hat die Revolution von 1830 gemacht, die alte behauptet, sie zu befruchten. Thorheit, Ohnmacht! Eine Revolution von 25 Jahren, ein Parlament von 60, wie kann sich das paaren?

Greise, verbarricadirt euch nicht so sehr in der Gesetzgebung; öffnet die Thür lieber und lasset die Jugend herein. Bedenkt, wenn ihr die Kammer verschließt, so laßt ihr sie auf dem Markte.

Ihr habt eine schöne Tribune von Marmor, mit Basreliefs von Herrn Lemot, und ihr wollt sie nur für euch haben; das ist schon gut. An einem schönen Morgen wird die neue Generation ein Faß umkehren und diese Tribune wird in unmittelbare Berührung mit dem Straßenpflaster gebracht werden, welches eine Monarchie, die acht Jahrhunderte alt, zerschmettert hat. Denkt daran.

Bemerkt übrigens, daß, so ehrwürdig ihr dem Alter nach seid, dennoch das, was ihr seit dem August 1830 gethan habt, nur Uebereilung, Unbesonnenheit und Unklugheit ist. Junge Leute würden vielleicht nicht Antheil an einer so großen Feuersbrunst genommen haben. Es gab in der Monarchie des älteren Zweiges viele nützliche Dinge, die ihr zu eilig verbrannt habt, und die, wenn auch nur zu Faschinen, um den tiefen Graben, der uns von der Zukunft trennt, auszufüllen, hätten dienen können. Wir anderen, junge politische Steuerleute, haben euch oft in der müßigen Abgeschlossenheit, in welcher ihr uns ließet, wegen der schnellen, rücksichtslosen Zerstörung getadelt, wir, die wir doch von einem gänzlichen und vollständigen Wiederaufbau träumen. Aber was Zerstörung und Wiederaufbau betrifft, so bedarf es einer langmüthigen und geduldigen Aufmerksamkeit, viel Zeit und Beachtung aller Interessen, die unter alten socialen Gebäuden Schutz finden und häufig junge und grüne Zweige

treiben. Am Tage des Einsturzes muß man den Interessen ein vorläufiges Schutzdach erbauen.

Eine merkwürdige Sache! Ihr habt das Alter, aber nicht die Reife.

Folgende Worte Mirabeau's sind des Nachdenkens würdig.

„Wir sind keine Wilden, die nackt von den Ufern des Oronoko kommen, um eine Gesellschaft zu bilden. Wir sind eine alte Nation, und zweifelsohne zu alt für unsere Zeit. Wir haben eine vorher existirende Regierung, einen vorher existirenden König, vorher existirende Vorurtheile; man muß so viel als möglich alle diese Dinge mit der Revolution vereinen und die Plötzlichkeit des Ueberganges retten.

In dem gegenwärtigen Zustand Europa's hat jeder Staat seine Sklaven, jedes Königreich schleppt seine Kugel. Die Türkei hat Griechenland, Rußland hat Polen, Schweden hat Norwegen, Preußen hat das Großherzogthum Posen, Oesterreich hat die Lombardei, Sardinien hat Piemont, England hat Irland, Frankreich hat Corsika, Holland hat Belgien. So befindet sich an der Seite jedes Herrschenden ein Sklavenvolk, an der Seite jeder Nation im natürlichen Zustande eine Nation außer dem natürlichen Zustande. Ein schlecht gebautes Gebäude, halb Marmor, halb Kalk.

Oktober.

Der Geist Gottes strömt, wie die Sonne, stets auf einmal sein Licht aus. Der Geist des Menschen gleicht jenem blassen Monde, der seine Phasen, seine Abwesenheit und seine Rückkehr, seine Helle und seine Flecken, seinen vollen Glanz und seinen abnehmenden hat, der alles Licht von den Strahlen der Sonne borgt, und der es dennoch wagt, sie zu hemmen.

Bei vielen Ideen, vielen Ansichten, vieler Redlichkeit betrügen sich die Saint-Simonisten. Man begründet mit der Moral allein keine Religion. Es bedarf des Dogmas, des Cultus, der Mysterien. Um an die Mysterien glauben zu machen, bedarf es der Wunder. — Seid Propheten, seid zuerst Götter, wenn ihr könnt, und dann seid Priester, wenn ihr wollt.

Die Kirche bejaht, der Verstand verneint. Zwischen das Ja des Priesters und das Nein des Menschen kann nur Gott sein Wort stellen.

Alles, was jetzt in der politischen Ordnung geschieht, ist nur eine Schiffsbrücke. Diese dient dazu, um uns von einem Ufer zum andern zu helfen. Aber sie hat keine Pfeiler in dem Fluß der Ideen, der unter ihr

hinwegfließt, und der kürzlich die alte Steinbrücke der Bourbonen hinweggeschwemmt hat.

Köpfe, wie der Napoleons, sind der Durchschnittspunkt aller menschlichen Fähigkeiten. Es bedarf Jahrhunderte, um dasselbe Begebniß hervorzurufen.

Vor der Republik, wenn es angeht, eine res publica.

Ich bewundere noch Laroche Jaquelin, Lescure, Cathelineau, Charette selbst; ich liebe sie nicht mehr. Ich bewundere immer Mirabeau und Napoleon; ich hasse sie nicht mehr.

Das Gefühl der Ehrfurcht, welches mir die Vendée einflößt, ist mir nichts mehr, als eine Sache der Imagination und der Tugend. Ich bin nicht mehr von Herzen, sondern nur von der Seele Vendéer.

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist die Gleichheit vor Gott, in die politische Sprache übersetzt. Jede Charte muß eine Uebersetzung des Evangeliums sein.

Jede sociale Doctrin, welche die Familie zu zerstören sucht, ist schlecht, und, was noch mehr, unanwend-

bar. Die Gesellschaft ist, unbeschadet der späteren Wiederzusammensetzung, auflösbar, die Familie nicht. Und zwar aus dem Grunde, weil sich die Familie an natürliche Gesetze knüpft, die Gesellschaft ist wegen jedes Zusatzes von gemachten, künstlichen, transitorischen, zufälligen Gesetzen, der mit ihrer Konstitution vermischt ist, auflösbar. Es kann zuweilen nützlich, nothwendig, gut sein, eine Gesellschaft aufzulösen, wenn sie schlecht ist, oder zu alt, oder schlecht gediehen. Es ist niemals nützlich, nothwendig oder gut, die Familie in Staub zu treten. Wenn ihr eine Gesellschaft auflös't, so ist das, was übrig bleibt, nicht das Individuum, sondern die Familie. Die Familie ist das Crystall der Gesellschaft.

November.

Es gibt große Dinge, die nicht das Werk eines Menschen, sondern eines Volks sind. Die ägyptischen Pyramiden sind ohne Namen; die Juliustage gleichfalls.

Im Frühling wird ein Schmelzen der Russen stattfinden.

Ein vortreffliches Wahlgesetz.

(Wenn das Volk zu lesen verstehen wird.)

Art. I. Jeder Franzose ist Wähler.

Art. II. Jeder Franzose ist wählbar.

December.

9. December 1830. — Benjamin Constant, der gestern gestorben, war einer jener seltenen Menschen, welche die allgemeinen politischen Ideen ihrer Zeit, diese Waffen der Völker, die alle diejenigen der Armeen zertrümmern, putzen, poliren und schärfen. Nur die Revolutionen können solche Menschen in die Gesellschaft werfen. Um Bimsstein zu machen, ist ein Vulkan erforderlich.

An einem Tage berichtet man den Tod Göthe's, Benjamin Constant's und Pius VII. *) Drei todte Päbste.

Napoleon. Sehen Sie diesen Stern?
Caulincourt. Nein.
Napoleon. Wohlan! ich sehe ihn.

Wenn der Clerus sich nicht vorsieht und das Leben ändert, so wird man bald in Frankreich an keine andere Dreieinigkeit, als die dreifarbige glauben.

Eine unbezwingbare Veste ist Frankreich in diesem Augenblick! Zu Wällen hat es im Süden die Pyrenäen, im Osten die Alpen, im Norden Belgien mit seiner

---

*) In der That cirkulirte diese dreifache Neuigkeit in Paris. In Betreff Göthe's verwirklichte sie sich erst 15 Monate später.

Reihe Festungen, im Westen den Ocean als Festungsgraben. Diesseits der Pyrenäen, diesseits der Alpen, diesseits des Rheins und der belgischen Festungen, bilden drei im Revolutionszustande befindliche Völker: Spanien, Italien, Belgien, die Wache Frankreichs; diesseits des Meers ist die amerikanische Republik. Und in diesem uneinnehmbaren Frankreich bilden drei Millionen Bajonette die Garnison; an den Schießscharten der Alpen, der Pyrenäen und Belgiens stehen vier Mal hunderttausend Soldaten auf Wache; das Land zu vertheidigen, ist eine Nationalgarde in geschlossenem Carré bereit. Endlich halten wir die Lunte aller Revolutionen in Händen, von denen Europa unterminirt ist. Wir haben nur Feuer! zu sagen.

Ich habe vorgestern einer Gerichtssitzung in dem Ministerproceß beigewohnt, und zwar der traurigsten, derjenigen, wo man das Volk draußen am lautesten brüllen hörte. Ich will diesen Tag beschreiben.

Ein Gedanken beschäftigte mich während der Sizzung, nämlich der, daß die verborgene Macht, die Karl X. in den Abgrund stieß, das schlechte Genie der Restauration, jene Regierung, die Frankreich als wie im Anklagestand und criminaliter behandelte, die ihm unaufhörlich den Proceß machte, geendigt hatte, sobald ein innerer Grund in der Regierung vorhanden war, keine andere Männer zu Ministern zu nehmen, als

General-Prokuratoren. Und, in der That, welche waren die drei Männer, die neben Herrn von Polignac als seine unmittelbaren Agenten saßen? Herr von Peyronnet, General-Procurator; Herr von Chantelauze, General-Procurator; Herr von Guernon-Ranville, General-Procurator. Was ist Herr Mangin, der wahrscheinlich an ihrer Seite figurirt haben würde, hätte die Julius-Revolution sich seiner bemächtigen können? Ein General-Procurator. Kein Minister des Innern, kein Minister des öffentlichen Unterrichts, kein Polizei-Präfect, überall General-Procuratoren. Frankreich wurde weder im Conseil des Königs administrirt, noch regiert, sondern angeklagt, gerichtet, verurtheilt.

Was in der Regierung liegt, bahnt sich stets auf irgend einer Seite einen Weg nach Außen.

Die Zügellosigkeit gräbt sich ihre hundert Augen mit ihren hundert Armen aus.

Einige Felsen halten den Fluß nicht auf; die Ereignisse fließen über den menschlichen Widerstand hinweg, ohne einen andern Lauf zu nehmen.

Jeder depopularisirt sich, kömmt die Reihe an ihn. Das Volk wird vielleicht damit endigen, sich zu depopularisiren.

Es gibt unglückliche Menschen. Christoph Columbus konnte seinen Namen nicht an seine Entdeckung knüpfen; Guillotin konnte den seinigen nicht von seiner Erfindung losmachen.

Die Bewegung pflanzt sich vom Centrum zum Umkreis fort. Die Väter haben die Revolution von Frankreich gesehen, die Söhne werden die Revolution von Europa sehen.

Die öffentlichen Gerechtsame, die Functionen der Jury, der Wähler und der Nationalgarde sind offenbar in der Normal-Verfassung eines jeden Mitgliedes der Stadt enthalten. Jeder Mann des Volks ist, a priori, Mann der Stadt.

Indeß eben so offenbar ist es, daß die öffentlichen Rechte so lange in dem Individuum schlummern müssen, bis das Individuum klar weiß, was politische Rechte sind, was das bedeute und was man damit macht. Zur Ausübung bedarf es der Kenntniß. Nach einer guten Logik muß die Intelligenz der Sache stets der Handlung in Betreff der Sache vorgehen.

Man muß deshalb, und man kann nicht genug auf diesem Punkt bestehen, das Volk aufklären, um es eines Tages constituiren zu können. Und es ist eine heilige Pflicht für die Regierenden, sich mit der Verbreitung des Lichts unter jenen dunklen Massen, wo das definitive

Recht schläft, zu beeilen. Jeder rechtschaffene Vormund beeilt die Emancipation seines Pupillen. Vervielfältigt denn die Wege, die zur Intelligenz, zur Wissenschaft, zur Fähigkeit führen. Die Kammer, beinahe hätt' ich der Thron gesagt, muß die letzte Sprosse einer Leiter sein, deren erste Sprosse eine Schule ist.

Und dann, das Volk unterrichten, heißt, es verbessern; das Volk aufklären, heißt, es moralisch machen; das Volk Wissenschaft lehren, heißt, es civilisiren. Alle Rohheit bildet sich bei dem gelinden Feuer der guten täglichen Lektüre. Humaniores litterae. Man muß das Volk seine Humaniora machen lassen.

Verlangt keine Rechte für das Volk, so lange das Volk Köpfe verlangen wird.

Januar.

Das Bemerkenswertheste dieses Monats ist folgende Probe des Rednerstyls. Die Phrase ist von einem der vorzüglichsten Redner wörtlich in der Deputirtenkammer gesprochen worden:

„. . . . . . das heißt, die wahrhaften Basen des socialen Bundes ächten.

Februar.

Der König Ferdinand von Neapel, Vater des Verstorbenen, sagte, es bedürfe nur drei F., um ein Volk zu regieren: Festa, Forca, Farina.

Man will Saint-Germain-l'Auxerrois zum Behuf der Abschnürung eines Platzes, oder einer Straße demoliren; eines Tages wird man Notre-Dame zerstören, um den Vorhof der Kirche zu vergrößern; eines Tages wird man Paris schleifen, um la plaine des Sablons zu vergrößern.

Abschnürung, Gleichmachung, große Wörter, große Principien, für welche man alle Gebäude demolirt, die wirklichen und die figürlichen, die der intellektuellen Ordnung, wie der materiellen, die in der Gesellschaft, wie die in der Stadt.

Die Städte der Menschen bedürfen der Monumente; wo wäre sonst der Unterschied zwischen der Stadt und dem Ameisenhaufen.

März.

Es gab etwas Schöneres, als die Brochüre des Herrn von C—; sein Stillschweigen. Er hat Unrecht gehabt, es zu brechen. Die Achille in ihrem Zelte sind furchtbarer, als die auf dem Schlachtfelde.

---

13. März. — Kombination Casimir Périer. Ein Mann, der das Blut der Wunde stillen, sie aber nicht heilen wird; ein Palliativ, kein Heilmittel; ein Ministerium von Opiumextrakt.

„Welche Verwaltung! welche Epoche! wo man Alles fürchten, Allem Trotz bieten muß; wo der Tumult aus dem Tumult entsteht; wo man eine Emeute durch dieselben Mittel hervorruft, welche man, sie zu verhindern, anwendet; wo es unaufhörlich der Maasregel bedarf, und wo die Maasregel zweideutig, furchtsam, kleinmüthig erscheint; wo man viel Gewalt anwenden muß, und wo die Gewalt wie Tyrannei aussieht; wo man von tausend Rathgebungen belagert ist, und wo man sich selbst rathen muß; wo man genöthigt ist, sogar die Bürger zu fürchten, deren Intentionen rein sind, die aber das Mißtrauen, die Unruhe, die Uebertreibung beinahe eben so furchtbar, wie Verschwörer machen; wo man selbst darauf beschränkt ist, in schwierigen Fällen weise nachzugeben, die Unordnung zu leiten, um sie in Schranken zu halten, sich mit einem zwar rühmlichen, aber von schrecklichen Unruhen umgebenen Amte zu bekleiden; wo man noch dazu, mitten unter so großen Schwierigkeiten, eine heitere Stirn zeigen, stets ruhig sein, bis zu den kleinsten Dingen Vorkehrungen treffen, alle Jalousieen heilen, unaufhörlich dienen und zu gefallen suchen muß, als wenn man gar nicht diente.“

Gewiß sind dies Worte, die den gegenwärtigen Augenblick bewundrungswürdig charakterisiren, und die in ihren kleinsten Details auf die kleinsten Details unserer politischen Lage genau passen. Sie haben ein vierzigjähriges Datum. Sie sind von Mirabeau am 19. Oktober 1789

gesprochen worden. Also haben die Revolutionen gewisse Phasen, die unabänderlich zurückkehren. Die Revolution von 1789 war damals auf demselben Punkt, auf welchem die Revolution von 1830 heute ist, in der Periode der Insurrektionen.

Eine Revolution, wenn sie aus dem Zustand der Theorie in den der Handlung überschreitet, läuft gewöhnlich in eine Emeute aus. Die Emeute ist die erste der verschiedenen gewaltsamen Formen. Die Emeute ist die Verstopfung aller neuen Interessen, Bedürfnisse, Ideen in den engen Thoren des alten politischen Gebäudes. Alle wollen auf ein Mal in alle socialen Genüsse eintreten. Somit fängt eine Revolution selten ohne Einbruch der Thore an. Das Wesen der revolutionären Emeute, die man nicht mit anderen Emeuten verwechseln darf, ist das, daß sie beinahe immer in der Form Unrecht und in der Sache Recht hat.

Letzte Blätter, ohne Datum.

Eine alte Prophezeiung Mahomets sagt, es werde eine Sonne im Westen aufgehen? Wollte er von Napoleon sprechen?

Ihr seht jene beiden Männer: Robespierre und Mirabeau. Der Eine ist von Blei, der Andere von Eisen. Der Schmelzofen der Revolution wird den Einen schmel-

zen, er wird dadurch aufgelös't werden; der Andere wird darin glühen und flammen, er wird dadurch glänzend und prachtvoll werden.

Man muß ein Riese wie Hannibal, Karl der Große, oder Napoleon sein, um die Alpen zu überschreiten.

Die Revolutionen sind von Männern begonnen, die durch die Umstände gemacht, und von Männern beendigt worden, die durch die Ereignisse gemacht werden.

Unter der Monarchie nahm ein lettre de cachet die Freiheit eines Individuums gefangen und setzte sie in die Bastille.

Alle individuelle Freiheit Frankreichs häufte sich solchergestalt tropfen- und menschenweise seit mehreren Jahrhunderten in der Bastille auf. Nachdem die Bastille zertrümmert, verbreitete sich die Freiheit in Strömen durch Frankreich und Europa.

Ein klassischer Jakobiner: eine rothe Mütze über einer Perrücke.

Mehre haben Wörter in der Sprache geschaffen. Baugelas hat das Wort Scham (pudeur), Corneille

das Wort unbesiegt (invaincu), Richelieu das Wort Generalissimus (généralissime) gemacht.

Die Civilisation ist allmächtig. Bald eignet sie sich eine Sandwüste zu, wie, unter Rom, Afrika; bald eine Schnee-Region, wie in diesem Augenblick Rußland.

Der Kaiser sagte: französische Officiere und russische Soldaten.

Ruhm, Ehrgeiz, Armeen, Flotten, Throne, Kronen; Polichinelle der großen Kinder.

Der Schlächter Legendre richtete Lanjuinais auf der Tribune des Konvents mit Faustschlägen übel zu: „Laß doch zuvor dekretiren, daß ich ein Ochse bin,“ sagte Lanjuinais.

Frankreich ist stets in Europa an der Mode.

Die Schrift erzählt, daß es einen König gegeben, der sieben Jahre lang ein wildes Thier in den Wäldern war und dann seine menschliche Gestalt wieder annahm. Häufig ist dasselbe mit dem Volke der Fall. Es macht auch seine sieben Jahre der Wildheit durch, später wird es Mensch. Diese Metamorphosen heißen Revolutionen.

Volk, wie König, gewinnt dabei an Weisheit.

Toast: Auf die Aufhebung des salischen Gesetzes! Frankreich werde künftig von einer Königin regiert, und diese Königin nenne sich la loi (das Gesetz).

Merkwürdiger Parallelismus der Schicksale Rom's! Nach einem Senat, der Götter machte, gibt es ein Konklave, das Heilige macht.

Was ist denn diese menschliche Weisheit, die so sehr der Thorheit gleicht, betrachtet man sie von einem etwas höheren Standpunkt.

Die Reiche haben ihre Krisen, wie die Gebirge ihren Winter haben. Ein zu laut gesprochenes Wort ruft hier eine Schneelawine hervor.

Im Jahre 1797 sagte man: die Koterie Bonaparte; im Jahre 1807 sagte man: das Kaiserreich Napoleon.

Die großen Männer sind die Koefficienten ihres Jahrhunderts.

Richelieu nannte sich Marquis von Chillou; Mirabeau Riquetti; Napoleon Buonaparte.

Folgendes Dekret wurde in der chinesischen Zeitung, zu Pekin, gegen Ende August 1830 publicirt:

„Die astronomische Akademie hat Bericht erstattet, daß in der Nacht vom fünfzehnten des siebten Mondes (20. August) zwei Sterne beobachtet worden sind, und ein weißer Nebel in der Nahe des Zeichens des Thierkreises Tsyvei-Tchoun niedergefallen ist. Sie sind zur Ablösungsstunde der vierten Nachtwache (beinahe um Mitternacht) wahrgenommen worden und verkünden schreckliche Unruhen im Westen.“

Napoleon sagte: Mit Antwerpen halt' ich ein geladenes Pistol auf das Herz Englands.

Gott behüte uns vor den Reformatoren, die die Gesetze des Minos lesen, weil sie auf Dienstag eine Konstitution zu machen haben.

Der Kutscher, welcher Bonaparte am Abend des 3. Nivose fuhr, hieß Cesar.

Spanien hat die größte Marine der Welt gehabt, England hat sie.

Der Süden Amerika's spricht spanisch, der Norden englisch.

Der Brand von Moskau, die von Napoleon angezündete Morgenröthe.

Adel.	Volk.
Graf Mirabeau.	Franklin.
Napoleon Buonaparte, korsisch. Edelmann.	Washington.
Marquis Simon de Bolivar.	Sièyes.
Marquis de Lafayette.	Bentham.
Lord Byron.	Schiller.
Herr von Göthe.	Canarts.
Sir Walter Scott.	Danton.
Graf Henri de Saint-Simon.	Talma.
Vicomte de Chateaubriand.	Cuvier.
Frau von Staël.	
Graf de Maistre.	
J. de la Mennais.	
O'Connell, irländischer Edelmann.	
Mina, katalonischer Hidalgo.	
Benjamin de Constant.	
Larochejaquelein.	
Riego.	

Luther sagte: Ich kehre die Welt um, indem ich meinen Krug Bier trinke. Cromwell sagte: Ich habe den König im Sack, und das Parlament in der Tasche. Napoleon sagte: Waschen wir unsere schmutzige Wäsche in Familie.

Anweisung für Tragödien-Dichter, die große Dinge ohne große Worte nicht begreifen.

„Er hatte (Ludwig XIV.) viel natürlichen Verstand, aber er war sehr unwissend; er schämte sich dieser Unwissenheit. Somit war man genöthigt, die Gelehrten lächerlich zu machen.“ (Memoiren der Prinzessin von der Pfalz.)

Genua: eine Republik und ein Ocean im Kleinen.

Ich komme von England zurück, schrieb vor zwanzig Jahren Henri de Saint-Simon, und ich habe keine neue Haupt-Idee auf dem Werft gefunden.

Es ist mit einem großen Mann, wie mit der Sonne. Er ist nie schöner für uns, als in dem Augenblick, wo wir ihn in der Nähe der Erde erblicken: bei seinem Auf- und Untergang.

Unter den Kolossen der Geschichte bezeichnet Cromwell, halb Fanatiker und halb Politiker, den Uebergang von Mahomet zu Napoleon.

Die Gallier verbrannten Luctecian in Gegenwart Cäsars. (Vid. Com.) Zwei tausend Jahre später verbrannten die Russen Moskau in Napoleon's Gegenwart.

Man muß nicht alle Dinge des Lebens durch das Prisma der Poesie betrachten. Es gleicht jenen künstlichen Gläsern, die die Gegenstände vergrößern. Sie zeigen Euch die Sphären des Himmels in ihrem ganzen Lichte, in ihrer ganzen Majestät; rücket sie auf die Erde herab, und Ihr werdet nichts mehr sehen, als zwar gigantische, aber blasse, vage und konfuse Formen.

Napoleon im Wappen ausgedrückt ist eine riesige Krone, überragt von einer königlichen.

Eine Revolution ist die Maske einer Civilisation.

Die Vorsehung ist die Haushälterin ihrer großen Männer. Sie verschwendet sie nicht, sie verschleudert sie nicht. Sie stellt sie zu rechter Zeit hin und zieht sie zurück und gibt ihnen niemals etwas Anderes zu regieren, als würdige Ereignisse; hat sie irgend eine gemeine Arbeit zu vollbringen, so läßt sie sie durch gemeine Hände vollbringen; sie rührt das Blut und den Koth nur mit schlechten Werkzeugen um. So schied Mirabeau vor dem Terrorismus; Napoleon erschien erst nach demselben. Zwischen beiden Riesen gewahrt man den Ameisenhaufen kleiner und boshafter Menschen, die Guillotine, die Metzeleien, die Ertränkungen, 93. Und für 93 genügt Robespierre, er ist gut genug dafür.

Ich habe große Männer des Jahrhunderts, Männer der Politik, der Literatur, der Wissenschaft sich über Neid, Haß, Verläumdung beklagen hören. Sie hatten Unrecht. Es ist das Gesetz, der Ruhm. Die großen Renommeen müssen sich diesen Proben unterziehen. Der Haß verfolgt sie allenthalben. Nichts ist ihm heilig. Die Bühne überlieferte ihm Shakespeare und Molière; das Gefängniß entzog ihm Christoph Columbus nicht; das Kloster schützte den heiligen Bernhard nicht gegen ihn, der Thron rettete Napoleon nicht vor ihm. Das Genie hat nur einen Ort auf Erden, der ihm ein Asyl ist — das Grab.

Historisches Fragment.

1827.

Unserer Meinung nach würde ein Gemälde, welches die ganze Geschichte der Civilisation unseren Blicken vorführen würde, nicht ohne Größe und Neuheit sein. Man könnte zeigen, wie sie stufenweise von Jahrhundert zu Jahrhundert über den Erdball fortschreite, und nach der Reihe alle Theile der Welt durchziehe. Man würde sie in Asien, in jenem mittelpunktskräftigen und geheimnißvollen Indien, wohin die Sage das irdische Paradies verlegt hat, aufgehen sehen. Die Civilisation hat, wie der Tag, ihre Morgenrothe im Orient. Nach und nach erwacht sie und verbreuet sich über ihre asiatische Wiege.

Mit dem einen Arm stellt sie in einen Winkel der Welt China, mit den Hieroglyphen, der Geschütz- und Buchdruckerkunst, als eine erste Skizze ihrer künftigen Werke, als eine unveränderliche Probe dessen, was eines Tages geschehen wird; mit dem andern schleudert sie jene großen Reiche: Assyrien, Persien, Chaldäa, jene wunderbaren Städte: Babylon, Susa, Persepolis, die Metropolen der Erde, die nicht ein Mal ihre Spur bewahrt hat, in den Orient. Hierauf, während der übrige Theil der Erdkugel von tiefer Finsterniß umflossen ist, glänzt jene hehre theokratische Civilisation des Orients, von der man, mitten durch die Jahrhunderte, kaum einige blendende Strahlen aus weiter Ferne sieht, einige gigantische Spuren, und die uns fabelhaft erscheint, so weit entfernt, vage und verwirrt ist sie, in ihrem vollen Glanze. Unterdessen schreitet die Civilisation vorwärts und entwickelt sich immer mehr. Das Innere des Festlandes genügt ihr nicht, sie kolonisirt das Ufer der Meere. Ackerbautreibenden und Hirten-Völkern folgen vom Fischfang und Handel lebende Stämme. Daher die Phönicier, die Phrygier, Sidon, Troja, Sarepta und Tyrus, welches, wie die Schrift sagt, das Meer mit den Flügeln von tausend Schiffen schlägt. Endlich, im Begriff, Asien zu überflügeln, gründet sie an der Gränze Afrika's jenes räthselhafte Aegypten, jenes Volk von Priestern und Kaufleuten, Ackerbauern und Seefahrern, welche gewissermaasen den Uebergang der asiatischen Civi-

lisation zur afrikanischen ist, der theokratischen Reiche zu den Handels-Republiken, Babylons zu Karthago.

Auf Aegypten stützen sich in der That die drei successiven Civilisationen Asiens, Afrikas und Europas. Aegypten ist der Schlüssel zum Gewölbe des alten Kontinents.

Hier theilt sich — so zu sagen — die Civilisation in zwei Zacken. Sie schlägt zwei Wege ein, den einen gen Norden, den andern gen Westen; und während Aegypten Griechenland in Europa hervorbringt, trägt Sidon Karthago nach Afrika. Hierauf verändert sich die Scene. Asien erlischt. Afrika kömmt an die Reihe. Die Karthaginenser vollenden das Werk der Phönicier, ihrer Väter. Während sich hinter ihnen, gleichsam als die Gewölbpfeiler ihres Reichs, jene Königreiche: Nubien, Abyssinien, Nigritien, Aethiopien, Numidien erheben; während sich dieses Feuerland bevölkert und befruchtet, das die Juba's und Jugurtha's tragen soll, bemächtigt sich Karthago der Meere und geht auf Abenteuer aus. Es schifft nach Sicilien, Korsika, Sardinien. Später genügt ihm das Mittelmeer nicht mehr. Seine zahllosen Schiffe überschreiten die Säulen des Herkules, wo später die furchtsame Schifffahrt der Griechen und Römer die Grenzen der Welt zu erblicken glaubte. Bald schiffen die karthaginensischen Kolonien, waghaft auf dem Ocean, die spanische Halbinsel vorbei. Sie schiffen kühn gen Norden und tragen, sich an den Küsten des westlichen Europa's

haltend, zuerst den phönicischen Dialekt nach Biscaya, wo man die alte iberische Sprache, mit fremden Wörtern gefärbt, wiederfindet, dann nach Irland, dem Lande der Gallier, nach Armorikum, wo sie noch heute, mit der celtischen Ursprache vermischt, besteht. Sie lehren jene wilden Völkerschaften Etwas von ihrer Kunst, ihrer Religion, den abscheulichen Kultus des karthaginensischen Saturn, der der celtischen Teutates wurde, die Menschenopfer und sogar die Weise dieser Opfer, die Verbrennung der Schlachtopfer bei lebendigem Leibe in aus Weidenruthen geflochtenen, menschlich geformten Behältern. So reicht Karthago den Celten, was es von der asiatischen Theokratie hat, entartet durch seine wilde Civilisation. Alles läßt bei diesen Völkern die Berührung mit dem Orient spüren. Ihre rohen Monumente nehmen etwas Aegyptisches an. Mächtige Hieroglyphen, Runenschriften beginnen die Oberfläche derselben zu bezeichnen, die bis dahin das Eisen noch nicht berührt hatte; und es ist nicht erwiesen, daß es nicht die mächtige karthaginensische Schifffahrt gewesen, die jenes andere hieroglyphische Denkmal, Karnac, jenes kolossale und ewige Buch, dessen Sinn die Jahrhunderte vernichtet haben und wovon jeder Buchstab ein Obelisk aus Granit ist, an das sandige Ufer von Armorikum gestellt haben. Wie Theben, hat auch die Bretagne ihren Karnac-Palast.

Die punische Kühnheit machte dabei noch nicht Halt. Wer weiß, wie weit Karthago gegangen ist? Befremdet

es nicht, daß man nach so vielen Jahrhunderten in Amerika den Sonnen-Kultus in seiner Blüthe wiedergefunden hat, den assyrischen Belus, den persischen Mithra? Ist es nicht zum Erstaunen, daß man dort Vestalen (Töchter der Sonne) wiedergefunden, Trümmer des asiatischen und afrikanischen Priesterthums, die auch Rom von Karthago entlehnte? Ist es endlich nicht wunderbar, daß jene Ruinen von Peru und Mexiko, die prachtvollen Zeugen einer alten erloschenen Civilisation, ihrem Charakter und ihren Verzierungen nach so sehr den syrischen Denkmälern, ihrer Form und ihren Hieroglyphen nach aber der ägyptischen Baukunst gleichen.

Wie dem auch sei, der karthaginensische Koloß, Herr der Meere, Erbe der asiatischen Civilisation, mit einem Arm sich auf Aegypten stützend, mit dem andern bereits Europa umarmend, ist einen Augenblick das Centrum der Nationen, die Herzwurzel der Erdkugel. Afrika beherrscht die Welt.

Unterdessen hat die Civilisation ihren Keim in Griechenland gelegt. *) Er hat dort Wurzel gefaßt, er hat

*) Obiges ist nur ein erstes Kapitel. Der Verfasser hat hier nur die allgemeinsten und summarischsten Thatsachen anzeigen und ordnen können. Er hat zu dem Ende nicht andere Thatsachen vernachlässigt, die, obschon zweiten Ranges, nichts desto weniger einen hohen Werth haben. Man wird in den folgenden Artikeln dieses Buchs, wovon Obiges ein Fragment ist, wenn er jemals dieses Buch

sich dort entwickelt und ein Volk hervorgebracht, das im Stande war, ihn gegen die Einfälle von Asien, gegen die hochmüthigen Revindikationen dieser alten Mutter der Nationen zu vertheidigen. Aber wenn jenes Volk das geweihte Feuer auch zu vertheidigen wußte, es verstand es nicht fortzupflanzen. Der Metropole und Einheit ermangelnd, in kleine Republiken getheilt, die mit einander im Streite liegen, und in derem Inneren bereits alle Regierungs-Formen sich bekämpfen, die Demokratie, die Oligarchie, die Aristokratie, die Königs-Würde; hier entnervt durch frühzeitige Künste, dort durch enge Gesetze gebunden, hat der griechische Staat mehr Schönheit aufzuweisen, als Macht, mehr Eleganz, als Größe, und die Civilisation verfeinert sich, bevor sie sich gekräftigt hat. Auch beeilt sich Rom, Griechenland die Fackel von Europa zu entreißen, es schwingt sie von der Höhe des Kapitols und läßt sie unerwartete Strahlen werfen. Rom, dem

---

beenden sollte, sehen, wie er jene ordnet und sie an die Hauptidee knüpft. Auch die Beweise werden geliefert werden. Es gibt viele Höhlungen in der Geschichte zu durchspüren; viele unergründliche Tiefen in diesem Meer, selbst da, wo es am meisten untersucht und mit dem Senkblei geprüft ist. Die große, Europa beherrschende Civilisation z. B., die Civilisation, welche zuerst den Blicken entgegentrat, ich meine die griechische und römische, ist nur eine große Palimpseste, unter welcher man, sobald die erste Lage weggenommen, die Pelasger, Etrusker, Iberer nnd Celten wiederfindet. Das allein wird ein Buch füllen.

Adler, seinem furchtbaren Symbol, ähnlich, breitet seine Flügel weit aus, zeigt seine mächtigen Krallen, ergreift den Donnerkeil und erhebt sich zum Fluge. Karthago ist die Sonne der Welt, auf Karthago sind seine Augen gerichtet. Karthago ist Herrin der Meere, Herrin der Königreiche, Herrin der Nationen. Es ist eine prächtige Stadt, voll Glanz und Reichthum, wiederstrahlend von den bewundernswürdigen Künsten des Orients. Es ist eine vollständige Gesellschaft, vom Grund aus vollendet, der nichts fehlt, weder Arbeit, Zeit, noch Menschen. Endlich befindet sich die Metropole von Afrika auf dem Gipfel ihres Ruhms, sie kann nicht weiter steigen, und jeder Fortschritt wird künftig ein Rückschritt sein. Rom dagegen hat Nichts. Es hat bereits Alles in Besitz genommen, was es in Besitz nehmen konnte; aber es hat es mehr des Besitzes wegen genommen, als um sich zu bereichern. Es ist halb wild, halb barbarisch. Es hat seine Erziehung und sein Glück zugleich zu machen. Einige Zeit bestehen beide Völker neben einander. Das eine ruhet auf seinem Glanze, das andere wird groß in der Dunkelheit. Aber nach und nach fehlt es ihnen Beiden an Raum zur Entwickelung. Rom fängt an, Karthago im Wege zu stehen. Schon lange ist Karthago Rom ungelegen. Auf den beiden entgegengesetzten Ufern des mittelländischen Meeres gelegen, schauen sich beide Städte in's Antlitz. Dieses Meer reicht nicht hin, sie zu trennen. Europa und Afrika liegen schwer Eines auf dem

Andern. Wie zwei blitzschwangere Wolken ziehen sie neben einander her. Sie werden sich in Donner auflösen.

Hier ist die Entwickelung dieses großen Dramas. Welche Schauspieler sind gegenwärtig! Zwei Arten, Kaufleute und Seeleute, Ackerbauer und Soldaten; zwei Völker, das eine regiert mit Gold, das andere mit Eisen; zwei Republiken, eine theokratische, eine aristokratische; Rom und Karthago; Rom mit seinem Heer, Karthago mit seiner Flotte; Karthago alt, reich, listig; Rom jung, arm und kräftig; die Vergangenheit und die Zukunft; der Geist der Entdeckung und der Eroberung; das Genie der Reisen und des Handels, der Dämon des Krieges und des Ehrgeizes; der Orient und Süden von der einen Seite, der Occident und der Westen von der anderen; endlich, zwei Welten, die Civilisation Afrikas und die Civilisation Europas.

Beide messen sich mit den Augen. Ihre Stellung vor dem Gefecht ist gleich furchtbar. Rom vereint alle seine Völker und Kräfte. Karthago, welches Spanien, Armorikum und jene Bretagne, die die Römer für das Ende der Welt hielten, am Bande hält, Karthago hat schon seine Landungs-Anker in Europa ausgeworfen.

Die Schlacht beginnt. Rom ahmt die Marine seiner Nebenbuhlerin im groben Style nach. Der Krieg entzündet sich zuerst auf der Peninsula und den Inseln. Rom kämpft mit Karthago in jenem Sicilien, wo bereits Griechenland mit Aegypten gekämpft hat, in jenem Spa-

nien, wo später noch Europa und Afrika, der Orient und Occident, der Süden und Norden mit einander streiten werden.

Nach und nach entspinnt sich das Gefecht, die Welt fängt Feuer. Die Colosse kämpfen Mann gegen Mann, sie fassen sich, lassen sich los, fassen sich wieder. Sie suchen sich und treiben sich zurück. Carthago steigt über die Alpen; Rom durchschifft die Meere. Beide Völker, personificirt in Hannibal und Scipio, kämpfen in hizzigem Handgemenge, um einander den Garaus zu machen. Es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod. Rom taumelt, es stößt einen Angstschrei aus: Annibal ad portas! Aber es erhebt sich, strengt seine Kräfte zu einem letzten Schlag an, stürzt sich auf Carthago und vertilgt es von der Welt.

Dies ist das größte Schauspiel, das die Geschichte bietet. Es ist nicht allein ein Thron, welcher fällt, eine Stadt, welche zusammenstürzt, ein Volk, welches stirbt. So etwas sieht man nur ein Mal; es ist ein Stern, der erlischt, eine Welt, die vergeht, eine Gesellschaft, die eine andere erstickt.

Sie erstickt sie ohne Erbarmen. Nichts soll von Carthago übrig bleiben. Künftige Jahrhunderte werden Nichts von diesem Reich erfahren, als was seinem unversöhnlichen Rival gefallen wird. Sie werden jene Hauptstadt Afrika's, ihre barbarische Civilisation, ihre ungestaltete Regierung, ihre blutige Religion, ihr Volk, ihre

Künste, ihre gigantischen Monumente, ihre Flotten, die griechisches Feuer ausspieen und jenes andere, seinen Piloten bekannte Universum, welches das römische Alterthum höhnisch die untergegangene Welt nannte, nur durch dicke Nebel erblicken.

Nichts wird davon übrig bleiben. Erst lange Zeit hernach wird sich Rom, gleichsam keuchend und athemlos von seinem Siege, in sich selbst sammeln und in einer Art tiefen Traumes die Worte sprechen: Africa portentosa!

Holen wir mit Rom Athem; das große Werk ist vollendet. Der Streit der beiden Erdhälften ist entschieden. Diese Gegenwirkung des Occidents auf den Orient hatte Griechenland schon zwei Mal versucht. Argos hatte Troja zerstört. Alexander hatte Indien über Persien erreicht. Aber die griechischen Könige hatten nur eine Stadt, ein Reich vernichtet. Aber der macedonische Abenteurer hatte nur eine Oeffnung in dem alten Asien gemacht, die sich rasch über ihn geschlossen hatte. Um die Rolle von Europa in diesem ungeheueren Drama zu spielen, um die orientalische Civilisation zu tödten, bedurfte es mehr, als Achilles, mehr, als Alexander's; es bedurfte Roms.

Die Geister, welche gern die Tiefen prüfen, werden nicht umhin können, sich hier zu fragen, was aus dem Menschengeschlecht geworden sein würde, hätte Carthago in diesem Kampfe triumphirt. Der Schauplatz von zwei

Jahrtausenden würde verrückt worden sein. Die Kaufleute hätten geherrscht und nicht die Soldaten. Europa würde dem Nebel und Wäldern überlassen geblieben sein. Es würde sich auf der Erde irgend etwas Unbekanntes begeben haben.

Es sollte nicht also sein. Afrika reklamirte den Sand und die Wüste; die Scene mußte nach Europa verlegt werden.

In der That prävalirt seit dem Falle Carthago's die europäische Civilisation. Rom erhält einen wunderbaren Zuwachs; es entwickelt sich, sobald es beginnt, sich zu zertheilen. Eroberer der bekannten Welt, führte es, als keine auswärtigen Kriege mehr zu führen waren, Bürgerkriege. Wie eine alte Eiche breitete es sich aus, aber es ward hohl. Unterdessen befestigt sich hier die Civilisation. Sie ist die Wurzel Roms gewesen, sie wird sein Stamm, sein Haupt. Vergebens bemühen sich die Kaiser, von der Thorheit ihrer Macht befangen, die ewige Stadt bei Seite zu setzen und die Metropole der Welt nach dem Orient zurückzutragen. Sie sind es, die dorthin gehen; die Civilisation folgt ihnen nicht, sie gehen in die Barbarei. Byzanz wird Stambul werden, Rom wird Rom bleiben.

Der Vatican tritt an die Stelle des Capitols; das ist Alles, Alles um Rom herum ist vor Alter zusammengestürzt; die heilige Stadt verjüngt sich. Sie herrschte durch die Kraft, das neue Rom herrscht durch den Glau-

ben mächtiger, als durch die Kraft. Petrus erbt von Caesar. Rom handelt nicht mehr, es redet; und sein Wort ist Donner. Seine Blitze treffen in Zukunft die Seelen. Dem Geist der Eroberung folgt der Geist des Proselytismus. Der Heerd der Welt, hat es Echos unter allen Völkern; und was ein Mensch von der Höhe des päbstlichen Stuhls der heiligen Stadt sagt, ist aller Welt gesagt. Urbi et orbi.

So macht eine Theokratie Europa, wie eine Theokratie Afrika gemacht hat, wie eine Theokratie Asien gemacht hat. Alles resumirt sich in drei Städten: Babylon, Carthago, Rom. Ein Gelehrter in seinem Stuhl geht den Königen auf ihren Thronen vor. Hauptstadt des Christenthums, ist Rom nothwendig die Hauptstadt der Gesellschaft. Wie eine wachsame Mutter hütet es die große europäische Familie und rettet sie zwei Mal gegen die Irruptionen des Nordens, die Invasionen des Südens. Seine Mauern machen Attila und die Vandalen zurückkehren. Es schmiedet den Hammer, womit Karl Abderamen und die Araber in Staub zermalmt.

Man möchte sagen, das christliche Rom habe den Haß des heidnischen gegen den Orient geerbt. Als es Europa stark genug zum Kampfe sah, predigte es ihm die Kreuzzüge, jenen glänzenden und merkwürdigen Krieg, den Krieg der Ritterlichkeit und Religion, für welchen die Theokratie das Feudalsystem bewaffnet.

Seit zwei Jahrtausenden begeben sich solche Ereig-

nisse. Seit zwanzig Jahrhunderten herrscht die europäische Civilisation, die die Erde umschattet hat. Vielleicht sind wir ihrem Ende nahe. Unser Gebäude ist sehr alt. Nach allen Seiten hin zeigen sich Risse. Rom ist nicht mehr das Centrum davon. Jedes Volk zieht von seiner Seite. Keine Einheit mehr, weder politische, noch religiöse. Die Meinung ist an die Stelle des Gesetzes getreten. Das Dogma übt keine Gewissens-Disciplin mehr aus. Die französische Revolution hat das Werk der Reformation vernichtet; sie hat den Katholicismus, wie die Monarchie enthauptet; sie hat Rom das Leben genommen. Napoleon hat das Pabstthum, indem er es hart behandelte, beendet; er hat dem Phantom sein Blendwerk genommen. Was wird die Zukunft mit dieser europäischen Gesellschaft beginnen, die jeden Tag immer mehr ihre päbstliche und monarchische Form verliert? Wird der Augenblick nicht gekommen sein, wo die Civilisation, die wir nach der Reihe Asien mit Afrika, Afrika mit Europa haben vertauschen sehen, von Neuem den Marsch beginnen und ihre majestätische Reise um die Welt fortsetzen wird? Scheint sie sich nicht nach Amerika zu wenden? Hat sie nicht Mittel gefunden, den Ocean schneller zu überschreiten, als früher das mittelländische Meer? Was bleibt ihr auch in Europa viel zu thun übrig? Ist die Voraussetzung so gewagt, daß sie, abgenutzt und entartet in dem alten Continent, ein neues und jungfräuliches Land zu suchen gehe, um

sich wieder zu verjüngen und zu befruchten. Und hält sie für dieses neue Land nicht ein neues Princip bereit; neu, obwohl es aus jenem Evangelium entspringt, welches zwei tausend Jahre alt, wenn überhaupt das Evangelium ein Alter hat. Wir wollen hier nur von dem Princip der Emancipation sprechen, von dem Fortschritt und der Freiheit, die künftig das Gesetz der Humanität zu sein scheint. In Amerika hat man bis jetzt davon die ausgedehntesten Anwendungen gemacht. Dort ist der Raum zu Versuchen unermeßlich. Dort sind die Neuerungen leicht. Nichts steht ihnen im Wege. Sie stolpern nicht bei jedem Schritt über die Fragmente alter Institutionen in Trümmern. Auch wird, wenn dieses Princip berufen ist, die Gesellschaft der Menschen von Neuem zu bilden, Amerika das Centrum desselben sein. Von diesem Heerd wird sich das Licht über die neue Welt verbreiten, statt die alten Continente auszutrocknen, wird es ihnen vielleicht Wärme, Leben und Jugend geben. Die vier Welten werden in ewiger Umarmung Brüder werden. Den drei auf einander folgenden Theokratieen von Asien, Afrika und Europa wird die allgemeine Familie folgen. Das Princip der Autorität wird dem der Freiheit Platz machen, welches, um menschlicher zu sein, nicht weniger göttlich ist.

Wir wissen es nicht, aber wenn es sein soll, wenn Amerika den vierten Act dieses Drama's der Jahrhunderte bieten soll, so wird es gewiß sehr bemerkenswerth

sein, daß zu derselben Zeit, in welcher der Mann geboren wurde, der, indem er die politische Anarchie durch die religiöse vorbereitete, den Keim des Todes in die alte königliche und priesterliche Gesellschaft von Europa tragen sollte, daß zu derselben Zeit ein anderer Mann ein neues Land entdeckte, das künftige Asyl der flüchtigen Civilisation, daß, mit einem Wort, Christoph Columbus in demselben Augenblick eine Welt fand, wo Luther daran ging, eine andere zu zerstören.

Aliquis providet.

Krieg den Zerstörern.

1825—1832.

1825.

Wenn dies noch einige Zeit so fortgeht, so wird Frankreich bald kein anderes National-Denkmal übrig bleiben, als das der malerischen und romantischen Reisen, in welchen der Zeichenstift Taylors und die Feder Charles Nodier's an Anmuth, Imagination und Poesie wetteifern, Charles Nodier's, dessen Namen mit Bewunderung auszusprechen, uns wohl vergönnt ist, obschon er den unsrigen bisweilen mit Freundschaft ausgesprochen hat.

Der Augenblick ist gekommen, wo es Keinem, er

sei, wer er wolle, mehr gestattet ist, Stillschweigen zu beobachten. Ein allgemeiner Ruf muß endlich das neue Frankreich zur Hülfe des alten herbeirufen. Alle Arten von Profanation, von Verfall und Vernichtung bedrohen zugleich das Wenige, was uns von diesen bewunderns=werthen Monumenten des Mittelalters geblieben, denen der alte Nationalruhm aufgeprägt ist, an welche sich das Gedächtniß der Könige und die Sage des Volks knüpft. Während man mit großen Kosten, ich weiß nicht, welche unächte Gebäude, erbaut, die, mit der lächerlichen Anmaßung, griechisch oder römisch zu sein, weder das Eine, noch das Andere sind, stürzen andere bewundernswerthe und originelle Gebäude züsammen, ohne daß man sie einer Untersuchung werth hält, und ihr einziges Unrecht ist das, daß sie ihrem Ursprung, ihrer Geschichte und ihrem Zwecke nach französisch sind. In Blois dient das Schloß der Stände zur Caserne, und der schöne Octagon=Thurm der Catharina von Medicis stürzt, unter dem Zimmerwerk eines Cavalerie=Quartiers begraben, zusammen. In Orleans wird die letzte Spur der von Johanna d'Arc vertheidigten Mauern verschwinden. Wir wissen, was man in Paris mit den alten Thürmen von Vincennes gemacht hat, die sich neben dem Schloßthurm so prächtig ausnahmen. Die Abtei Sorbonne, so elegant und geschmückt, fällt in diesem Augenblick unter dem Hammer. Die schöne romantische Kirche von Saint=Germain=des=Prés, von wo Heinrich IV. Paris beob=

achtet, hatte drei Thurmspitzen, die einzigen dieser Art, die die Silhouette der Hauptstadt verschönern. Zwei dieser Spitzen drohten den Einsturz. Man mußte sie stützen, oder abbrechen; man hat es für kürzer gefunden, sie abzubrechen. Später haben die Restauratoren, um jenes ehrwürdige Monument so viel als möglich mit dem schlechten Porticus im Style der Zeit Ludwigs XIV., der das Portal desselben maskirt, in Einklang zu bringen, an die Stelle einiger der alten Kapellen kleine Bonbonnières mit corinthischen Kapitälern, im Geschmack der von Saint Sulpien gesetzt; und das Uebrige hat man mit Steinmörtel angestrichen, daß es wie ein schöner gelber Canarienvogel aussieht. Die Cathedrale von Autun hat dieselbe Verunglimpfung erfahren. Als wir im August 1825, es sind jetzt zwei Monate, nach Lyon reiseten, vertilgte man auf gleiche Weise die schöne Farbe, welche die Jahrhunderte der Kathedrale des Primas der Gallier verliehen, durch ein Anstreichen mit rosenrother Wasserfarbe. Wir haben noch, in der Nähe Lyons, das berühmte Schloß l'Arbresle demoliren sehen. Doch ich irre mich, der Eigenthümer hat einen der Thürme erhalten und an die Gemeinde vermiethet; er dient zum Gefängniß. Eine kleine historische Stadt, in Forez, Crojet fällt mit der Wohnung der von Aillecourt, dem Herrenhause, wo Tourville geboren wurde, und den Monumenten, die Nürnberg verschönern würden, in Trümmer. In Nevers dienen

zwei Kirchen des eilften Jahrhunderts zu Pferdeställen. Es gab noch eine aus derselben Zeit daselbst, wir haben sie nicht gesehen. Zur Zeit unserer Reise war sie vom Erdboden vertilgt. Nur am Eingang einer Hütte, wohin man sie bei Seite geschafft, haben wir zwei romantische Kapitäler jener Kirche bewundert, die durch ihre Schönheit die des Gebäudes, deren Ueberbleibsel sie waren, bezeugten. Man hat die alte Kirche von Mauriä zerstört. In Soissons läßt man das reiche Kloster des heiligen Johannes verfallen nebst seinen beiden schlanken und kühnen Thurmspitzen. Aus diesen prachtvollen Ruinen holte der Steinmetz Materialien. Dieselbe Gleichgültigkeit findet gegen die reizende Kirche von Braisne Statt, deren niedergerissenes Gewölbe auf die zehn königlichen Gräber, die sie enthält, herabregnet.

In Charité-sür-Loire, in der Nähe von Bourgos, gibt es eine romanische Kirche, die an Umfang und Reichthum der Architektur mit den berühmtesten Kathedralen Europa's wetteifern könnte; aber sie ist halb verfallen. Sie fällt Stein vor Stein zusammen, unbekannt wie die orientalischen Pagoden, im Sand der Wüste. Sechs Diligencen fahren täglich dort vorüber. Wir haben Chambord besucht, dieses Alhambra Frankreichs. Es wankt schon, ausgehöhlt durch Regenströme, die den zarten Stein seiner von Blei entkleideten Dächer durchsiebt haben. Wir erklären schmerzlich, wenn man nicht rasch dazu thut, so wird, ehe wenige Jahre verfließen, die

Subscription, welche in Wahrheit eine nationale zu sein verdiente, welche dem Lande das Meisterwerk des Primats zurückgegeben hat, vergeblich gewesen sein; und nur sehr wenig wird von diesem Gebäude erhalten werden, das so schön, wie ein Feenpalast, so groß wie ein Königspalast.

Wir schreiben dieses in Eile, ohne Vorbereitung, und die ersten besten Erinnerungen, die uns von einer raschen Excursion in einen kleinen Theil Frankreichs geblieben sind, auswählend. Man denke darüber nach; wir haben nur den Rand der Wunde enthüllt. Wir haben nur Thatsachen angeführt, und Thatsachen, die wir bewahrheitet haben.

Wir haben gehört, daß Engländer für 300 Francs das Recht erkauft haben, was ihnen gefalle, von den Trümmern der Abtei Jumièges einzupacken. So erneuern sich die Profanationen Lord Elgins bei uns und wir ziehen Vortheil davon. Die Türken verkauften nur griechische Monumente; wir machen es besser, wir verkaufen die unsrigen. Man versichert noch, daß das so schöne Kloster von Saint-Mandrille, stückweise, von irgend einem unwissenden und geldgierigen Eigenthümer, der in einem Denkmal nur einen Steinbruch sieht, verkauft worden ist. Proh pudor! im Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben, dient in Paris, und zwar an der Stelle, die man S c h u l e d e r s c h ö n e n K ü n s t e heißt, eine Holztreppe, die von den wunderbaren Künstlern des

vierzehnten Jahrhunderts gearbeitet ist, Maurern zur Leiter; bewundernswürdige Holzarbeiten, einige noch gemalt, vergoldet und mit Wappen verziert, Getäfel, Thüren, die von jenem zarten und feinen Meißel berührt sind, der das Schloß Anut bearbeitet hat, liegen dort zertrümmert, verrenkt, haufenweise auf dem Boden, in den Speichern, unter den Dächern und bis in dem Vorzimmer eines Individuums, welches sich dort niedergelassen und den Titel: Architekt der Schule der schönen Künste, führt, und welches täglich unempfindlich über das Alles hinwegschreitet.

Es wird endlich Zeit sein, diesen Unordnungen, auf welche wir die Aufmerksamkeit des Landes lenken, ein Ziel zu setzen. Obgleich durch die revolutionairen Verwüster, die Handels-Spekulanten und besonders durch die klassischen Restauratoren arm gemacht, ist Frankreich dennoch immer an französischen Denkmälern reich. Man muß dem Hammer, der das Antlitz des Landes verstümmelt, Einhalt thun. Ein Gesetz würde genügen; man gebe es. Welches auch die Rechte des Eigenthums sein mögen, die Zerstörung eines geschichtlichen und denkwürdigen Gebäudes darf diesen unedlen Spekulanten, die ihr Vortheil in Betreff ihrer Ehre blind macht, nicht erlaubt sein; erbärmliche Menschen und so schwach, daß sie nicht ein Mal einsehen, sie seien Barbaren! Es gibt zwei Dinge an einem Gebäude, seine Benutzung und seine Schönheit; jene gehört dem Eigenthümer, diese

aller Welt; es heißt somit sein Recht überschreiten, zerstört man das Gebäude.

Es müßte eine thätige Aufsicht über unsere Denkmäler stattfinden. Mit leichten Opfern würde man Bauten retten, die ungeheure Kapitalien repräsentiren. Allein die Kirche von Brou, die gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts erbaut wurde, hat vier und zwanzig Millionen gekostet, zu einer Zeit, als der Taglohn eines Arbeiters zwei Sous betrug. Heut zu Tage würden das hundert und funfzig Millionen sein. Es bedarf nicht mehr, als drei Tage und drei hundert Francs, sie niederzureißen.

Und dann wird sich unser eine lobenswerthe Betrübniß bemächtigen, wir möchten diese wundervollen Gebäude wieder herstellen, aber wir können es nicht.

Schließen wir hier unsere Bemerkungen; auch möchte für diesen Gegenstand wohl ein Buch erforderlich sein. Der diese Zeilen schrieb, wird oft darauf zurückkommen, gelegentlich und ungelegentlich; nud gleich jenem alten Römer, der stets in die Worte ausbrach; Hoc censeo, et delendam esse Carthaginem, wird der Verfasser dieser Bemerkungen unaufhörlich die Worte wiederholen: „Ich halte dafür, das man Frankreich nicht zerstören müsse."

1832.

Man muß es sagen, laut sagen, diese Zerstörung des alten Frankreichs, die wir verschiedene Male unter

der Restauration verkündet haben, wird mit mehr Eifer und Barbarei, als jemals, fortgesetzt. Seit der Julius-Revolution ist mit der Demokratie einige Unwissenheit und zugleich einige Brutalität eingetreten. In vielen Gegenden ist die Lokal-Gewalt, der Municipal-Einfluß, die Kommunal-Kuratel von Edelleuten, die nicht schreiben, zu Bauern, die nicht lesen konnten, übergegangen. So lange bis diese guten Leute zu buchstabiren verstehen, regieren sie. Das administrative Verfahren ist das natürliche Facit jener Maschine von Marly, welche man die Centralisation heißt.

Unsere Absicht geht nur dahin, hier eine der unzähligen Formen zu betrachten, unter welchen es sich den Blicken des verwunderten Landes darstellt. Wir wollen das administrative Versehen nur bei Gelegenheit der Denkmäler betrachten, und wir werden diesen ungeheueren Stoff, den fünf und zwanzig Bände in Folio nicht erschöpfen möchten, nur oberflächlich berühren.

Wir setzen als faktisch voraus, daß es vielleicht in Frankreich in diesem Augenblick nicht eine Stadt, nicht einen Haupt-Bezirks-Ort, nicht einen Haupt-Kantons-Ort gibt, wo man nicht mit der Zerstörung irgend eines National-Denkmals umgeht, dieselbe beginnt oder beendigt, sei es von Central-Behörden oder von Lokal-Behörden wegen, mit Bewilligung der Central-Behörde; sei es von Privat-Personen unter den Augen und mit Duldung der Lokal-Behörde.

Wir stellen dieses mit der tiefen Ueberzeugung, uns nicht zu täuschen, voran und berufen uns deßhalb an das Gewissen eines Jeden, der nach irgend einem Punkte Frankreichs eine artistische oder antiquarische Exkursion unternommen hat. Jeden Tag stirbt eine alte Erinnerung Frankreichs mit dem Stein, auf welchem sie geschrieben war. Jeden Tag reißen wir einen Buchstaben aus dem ehrwürdigen Buche der Tradition. Und bald, wenn der Ruin aller dieser Ruinen vollendet sein wird, wird uns nichts übrig bleiben, als mit jenem Trojaner, der wenigstens seine Götter mit sich nahm, auszurufen:

Fuit Ilium, et ingens
Gloria!

Man gestatte uns, zur Unterstützung des eben Gesagten, unter einer Menge von Dokumenten, die wir anführen könnten, nur einen an uns gerichteten Brief zu citiren. Der Verfasser dieses kennt den Schreiber nicht persönlich, der, seinem Briefe zufolge, ein Mann von Geschmack und Herz sein muß; aber er dankt ihm, daß er sich an ihn gewendet. Er wird sich gegen Keinen, der ihm eine Ungerechtigkeit oder eine schädliche Ungereimtheit zur Enthüllung anzeigen wird, eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Er bedauert nur, daß seine Stimme nicht mehr Autorität und Wiederschall hat. Man lese somit diesen Brief und denke bei'm Lesen daran, daß die Thatsache, welche er beglaubigt, kein isolirtes Faktum, sondern eine der tausend Episoden der

großen allgemeinen Thatsache der successiven und unaufhörlichen Verstörung aller Denkmäler des alten Frankreichs ist.

„Charleville, 14. Februar 1832.

„Mein Herr,

. . . .

. . . .

„Vorigen September unternahm ich eine Reise nach Laon (im Aisne-Departement), meinem Geburtslande. Ich hatte es seit mehren Jahren nicht gesehen: somit war meine erste Sorge nach meiner Ankunft, die Stadt zu durchwandern. Auf dem Burgplatz angekommen, wie groß war mein Erstaunen, als meine Blicke auf den alten Thurm von Louis d'Outremer fielen. Derselbe war nach allen Seiten hin mit Leitern, Hebeln und allen möglichen Werkzeugen der Zerstörung bedeckt. Ich bekenne es, dieser Anblick machte einen üblen Eindruck auf mich. Ich rieth hin und her, weßhalb diese Leitern und Steinhauen an den Thurm gelegt, als gerade Herr Th....., ein schlichter und unterrichteter Mann, der den Wissenschaften sehr zugethan und Allem Freund ist, was Wissen und Kunst betrifft, vorüberging. Ich theilte ihm den schmerzlichen Eindruck mit, den die Zerstörung dieses alten Denkmals auf mich machte. Herr Th....., der sie theilte, benachrichtigte mich, daß er, der von den Mitgliedern des alten Municipal-Raths allein übrig geblieben sei, sich allein gegen den Aktus erklärt habe, dessen

Zeugen wir seien; aber seine Bemühungen hätten Nichts vermocht. Gründe, Worte, Alles wäre gescheitert. Die neuen Räthe hätten die Majorität gehabt. Weil er nur mit einiger Wärme Partei für den unschuldigen Thurm ergriffen, so habe man ihn sogar des Karlismus beschuldigt. Die Herren hätten geschrieen, der Thurm erinnere nur an die Zeiten des Feudalismus, und seine Zerstörung sei beifällig dekretirt worden. Ueberdies hat die Stadt dem, der die Vollziehung jenes Beschlusses übernommen, eine Summe von mehren tausend Franken und die Baumaterialien noch dazu geboten. Das ist der Preis des Mörders, denn es ist in der That ein Mörder! Herr Th.... wies mich auf den Adjudikations-Anschlag an einer benachbarten Mauer hin. An der Spitze desselben stand mit ungeheueren Buchstaben: Zerstörung des sogenannten Thurms von Louis d'Outremer. Das Publikum wird benachrichtigt u. s. w.

„Dieser Thurm umfaßte einen Raum von einigen Toisen. War es der Zweck, den benachbarten Markt zu vergrößern, so konnte man ein Privathaus opfern, dessen Preis nicht die dem Unternehmen gebotene Summe überstiegen hätte. Sie haben es vorgezogen, den Thurm zu vernichten. Mit Betrübniß muß ich zur Schande der Laonner eingestehen, daß ihre Stadt ein seltenes Denkmal besaß, ein Denkmal der Könige zweiter Art; jetzt existirt kein einziges mehr von ihnen. Das von Ludwig IV. war das letzte. Nach einem

solchen Akt des Vandalismus, wird man eines Tages kein Erstaunen äußern, wenn sie ihre schöne Kathedrale aus dem eilften Jahrhundert zerstören, um eine Kornhalle daraus zu machen."

Die Betrachtungen mehren und eilen sich, solchen Thatsachen gegenüber. Zuerst, ist es nicht eine vortreffliche Komödie? Veranschaulicht Euch jene zehn oder zwölf Municipal-Räthe in ihrer Deliberation über die große Zerstörung des sogenannten Thurms von Louis d'Outremer? Sie sitzen im Kreise, zweifelsohne auf dem Tisch, mit gekreuzten Beinen, Pantoffeln an den Füßen, nach Art der Türken. Hört sie. Es handelt sich darum, den Kohlmarkt zu vergrößern und ein feudalistisches Denkmal zu vertilgen. Wie sie Alles, was sie an großen Redensarten seit den fünfzehn Jahren, daß sie sich den Constitutionnel von ihrem Dorfschulmeister vorlesen lassen, wissen, zusammenstellen. Sie schießen zusammen. Es regnet vernünftige Gründe. Der Eine hat den Thurm des Feudalismus beschuldigt und hält sich daran; ein Anderer führt den Zehnten an; ein Dritter den Frohndienst; ein Vierter die Leibeigenen, die in das Wasser der Burggräben schlugen, um die Frösche zum Schweigen zu bringen; ein Vierter das Recht der Brautnacht; ein Fünfter die Schrecken der Bartholomäus-Nacht; ein Sechster, der höchst wahrscheinlich Advokat ist, die Jesuiten; dies und das und noch ein

Mal dies und das; und das heißt: der Thurm von Louis d'Outremer ist verurtheilt.

Stellt Ihr Euch nun in Mitten dieses grotesken Sanchodrin die Lage des armen Mannes recht vor, der der einzige Repräsentant der Wissenschaft, der Kunst, des Geschmacks, der Geschichte ist? Betrachtet Ihr die demüthige und gedrückte Stellung dieses Paria? Vernehmt Ihr es, wie er einige furchtsame Worte zu Gunsten des ehrwürdigen Denkmals zu sagen wagt? Und seht Ihr den Sturm gegen ihn ausbrechen? Er biegt sich unter den Schmähungen. Man heißt ihn von allen Seiten einen Karlisten und wahrscheinlich eine Karlistia. Was soll er darauf erwiedern? Es ist beendet. Die Sache ist fertig. Die Zerstörung des „Denkmals der Zeitalter der Barbarei" ist definitiv mit Enthusiasmus votirt, und Ihr hört das Hurrah der braven Municipal-Räthe von Laon, die den Thurm von Louis d'Outremer mit Sturm genommen haben.

Glaubt Ihr, Rabelais und Hogarth hätten jemals drolligere Gesichter finden können, närrischere Profile, lustigere Silhouetten, um sie mit einer Kohle an die Mauer einer Schenke oder auf die Seiten einer Batrachomyomachie zu zeichnen.

Lacht nur. Aber während die Biedermänner schwätzten, krächzten und deliberirten, fühlte sich der alte, so lange Zeit unerschütterliche Thurm in seinen Grundvesten erschüttert. Plötzlich kriechen die Zerstörer aus seinen

Fenstern, Thüren, Schießscharten, Dachfenstern, Dachtraufen, wie Würmer aus einem Leichnam. Er schwitzt Maurer. Diese Blattläuse stechen ihn. Dieses Ungeziefer frißt ihn auf. Der arme Thurm stürzt Stein vor Stein ein; seine Skulpturen zerbrechen auf dem Straßenpflaster. Er bespritzt die Häuser mit seinen Trümmern; seine Seite wird ausgeweidet, sein Profil zerbrochen, und der unnütze Bürger, der, ohne zu wissen, was da geschieht, vorübergeht, ist erstaunt, ihn mit Stricken, Winden und Leitern in größerem Maase beladen zu sehen, als solches jemals bei einem Sturm der Engländer oder Burgunder der Fall war.

Also hat, um diesen Thurm von Louis d'Outremer, der beinahe ein Zeitgenosse der römischen Thürme des alten Bibrax ist, zu stürzen, um das zu vollenden, was weder Mauerbrecher, noch Wurfmaschienen, weder Skorpione, noch Katapulten, weder Aexte, noch Dolabren, weder Hebelzeuge, noch Bombarden, weder Serpentinen, noch Falkonets, weder Feldschlangen, noch Eisenkugeln aus den Schmieden von Creil, oder Steingeschosse aus den Steinbrüchen von Peronne, weder Kanonen, noch Donner, weder Sturm, noch Schlacht, weder das Feuer der Menschen, noch das des Himmels vollbracht haben, also hat, um das zu vollbringen, dem neunzehnten Jahrhundert, o bewundrungswürdiger Fortschritt! eine Gänsefeder genügt, die beinahe zufällig von einigen unendlich kleinlichen Menschen auf einem Blatt Papier hin und

her geführt wird! schändliche Feder eines Municipal-Raths zwanzigsten Ranges! eine Feder, die hinkend die einfältigen Fetfas eines Divans von Bauern niederschreibt! Winzige Feder des Senats von Lilliput! eine Feder, die französische Fehler macht! eine Feder, die Nichts von Orthographie weiß! eine Feder, die sicheren Zuges mehr Kreuze, als Unterschriften unter den einfältigen Beschluß gesetzt hat.

Und der Thurm ist zerstört worden! das Werk ist vollbracht! und die Stadt hat dafür bezahlt! man hat ihr die Krone gestohlen, und sie hat den Räuber bezahlt!

Welchen Namen soll man allen diesen Dingen geben?

Und wir wiederholen, damit man es wohl bedenke, die Thatsache von Laon ist nicht die einzige. In jeder Stunde gehen in Frankreich analoge Dinge vor. Ob mehr oder weniger, ob wenig oder viel, ob klein oder groß, aber stets und allenthalben stößt man auf Vandalismus. Die Liste der Zerstörungen ist unerschöpflich. Sie ist von uns und anderen Schriftstellern, die wichtiger sind, als wir, begonnen worden. Es wird leicht sein, sie zu vergrößern, unmöglich, sie zu schließen.

Man hat eine Heldenthat des Municipalraths gesehen. Anderwärts ist es ein Bischof, der seine Kathedrale abkratzt und mit Steinmörtel überstreicht; ein Präfekt, der eine Abtei aus dem vierzehnten Jahrhundert niederreißt, um den Fenstern seines Salons eine freie Aussicht zu verschaffen; ein Artillerist, der ein Kloster von

1460 rasirt, um ein Polygon zu verlängern; ein Adjunkt, der aus dem Sarkophag Theobertus' einen Schweinetrog macht.

Wir könnten Namen nennen. Doch wir haben Erbarmen. Wir verschweigen sie.

Doch jener Pfarrer von Fécamp, der das Chor seiner Kirche zerstören ließ, vorschützend, daß diese massive Unbequemlichkeit, die von den bewundrungswürdigen Händen des fünfzehnten Jahrhunderts gearbeitet und ciselirt war, seine Pfarrgehörigen des Glücks beraube, ihn zu sehen, ihn, den Pfarrer, in seinem Glanze am Altar, dieser Pfarrer verdient keine Schonung. Der Maurer, welcher den Befehl des Frömmlers vollzogen, hat sich aus den Trümmern des Chors ein bewundrungswerthes Häuschen gemacht, welches man in Fécamp sehen kann. Welche Schande! Wo ist die Zeit, wo der Priester der höchste Architekt war? Jetzt lehrt der Maurer den Priester!

Gibt es nicht auch einen Dragoner oder Husar, der aus der Kirche von Brou, diesem Wunder, einen Heuschober für sich machen will und dazu treuherzig genug die Erlaubniß vom Minister verlangt. War man nicht daran, die schöne Kathedrale zu Angers von oben bis unten abzukratzen, als der Blitz in die noch schwarze und unberührte Thurmspitze schlug, er, der Intelligenz besaß und lieber den alten Glockenthurm zerstören, als ihn von den Municipal-Räthen abkratzen lassen wollte.

Hat ein Minister der Restauration nicht die wundervollen Thürme von Vincennes abgebrochen, die schönen Wälle von Toulouse abgetragen? Hat es nicht in Saint-Omer einen Präfekten gegeben, der die prachtvollen Ruinen von Saint-Bertin bis auf drei Viertel zerstört hat, unter dem Vorwand, den Ouvriers Arbeit zu geben? Spott! Wenn Ihr so erbärmliche Administratoren, so trockene Köpfe seid, daß Ihr, wo es Eisenbahnen anzulegen, Kanäle zu graben, Häfen zu reinigen, Steppen urbar zu machen, Schulen zu bauen gibt, nicht wißt, was Ihr mit Euern Arbeitern machen sollt, so überlaßt ihnen wenigstens nicht die Vernichtung unserer National-Gebäude zur Beute, sagt ihnen nicht, daß sie sich Brod aus diesen Steinen machen. Theilt vielmehr diese Arbeiter in zwei Hälften; beide mögen eine große Grube graben, und jede Hälfte mag sodann die ihrige mit der Erde der anderen ausfüllen. Und dann bezahlt ihnen die Arbeit. Das ist eine Idee. Ich ziehe das Unnütze dem Schädlichen vor.

In Paris blühet und gedeihet der Vandalismus unter unseren Augen. Der Vandalismus ist Architekt. Der Vandalismus macht sich breit und thut dick. Der Vandalismus wird fetirt, bewillkommnet, ermuthigt, bewundert, beschützt, konsultirt, unterstützt, freigehalten, naturalisirt. Der Vandalismus ist der Unternehmer der Arbeiten für Rechnung des Ministeriums. Er hat sich tückisch in das Budget eingesetzt, er durchlöchert es unter

leisem Geräusch, wie die Ratte ihren Käse. Und gewiß, er verdient sein Geld. Jeden Tag zerstört er etwas von dem Wenigen, welches uns von diesem bewunderns-werthen alten Paris übrig blieb. Was weiß ich? der Vandalismus hat Notre-Dame mit Steinmörtel ange-strichen, der Vandalismus hat die Thürme des Justiz-Palastes ausgebessert, der Vandalismus hat Saint-Magloire rasirt, der Vandalismus hat das Kloster der Jakobiner zerstört, der Vandalismus hat zwei Thurm-spitzen von dreien in Saint-Germain-des-Près abge-brochen. Wir werden vielleicht binnen kurzer Zeit von Gebäuden reden, die er erbaut. Der Vandalismus hat seine Journale, seine Koterieen, seine Schulen, seine Lehrstühle, sein Publikum, seine Gründe. Der Vanda-lismus hat die Bürger für sich. Er ist gut genährt, mit guten Einkünften versehen, stolz geschwollen, beinahe gelehrt, sehr klassisch, ein guter Logiker, ein starker Theo-retiker, mächtig, zur Noth leutselig, ein guter Redner, und mit sich zufrieden. Er spielt den Mäcen. Er pro-tegirt die jungen Talente. Er ist Professor. Er setzt große architektonische Prämien aus. Er schickt Schüler nach Rom. Er trägt ein gesticktes Kleid, den Degen an der Seite und ein französisches Beinkleid. Er ist vom Institut. Er geht an den Hof. Er reicht dem König den Arm und schlendert mit ihm in den Straßen umher, indem er ihm seine Pläne in's Ohr raunt. Ihr habt ihm begegnen müssen.

Bisweilen macht er sich zum Eigenthümer und gestaltet den prachtvollen Thurm von Saint-Jacques de la Boucherie in eine Jagdkugel-Fabrik um, die dem neugierigen Antiquar unerbittlich verschlossen ist; oder er macht aus dem Schiff der Kirche von Saint-Pierre-aux-Boeufs ein Tonnen-Magazin; aus dem Hotel de Sens eine Fuhrmanns-Kneipe, aus dem Maison-de-la-Couronne-d'or eine Tuchfabrik; aus der Kapelle von Cliny eine Druckerei. Bisweilen macht er sich zum Baumeister und demolirt Saint-Landry, um an die Stelle dieser einfachen und schönen Kirche ein großes häßliches Haus zu setzen, welches sich nicht vermiethet. Bisweilen macht er sich zum Greffier und füllt la Sainte-Chapelle mit alten Papieren an, jene Kirche, welche die bewundrungswürdigste Zier von Paris sein wird, wenn er Notre-Dame zerstört haben wird. Bisweilen macht er sich zum Spekulanten und richtet das profanirte Kirchenschiff von Saint-Benoît zu einem Theater ein, und zu welchem Theater? Schande! Das heilige, gelehrte und wichtige Kloster der Benediktiner wird in irgend eine schlechte literarische Stätte umgewandelt!

Unter der Restauration machte er es sich bequem und ergötzte sich auf eine charmante Weise, wir geben es zu. Jeder wird sich errinnern, wie der Vandalismus, der damals Architekt des Königs war, die Kathedrale von Reims behandelt hat. Ein Mann von Ehre, Wissenschaft und Talent, Herr Vitet, hat bereits diese That-

sache beschrieben. Diese Kathedrale ist, wie man weiß, von oben bis unten mit vortrefflicher Bildhauerarbeit beladen. Als Karl X. gesalbt werden sollte, hatte der Vandalismus, ein guter Hoffmann, Furcht, es könne sich zufällig ein Stein von allen diesen Skulpturen ablösen und plumper Weise in dem Augenblick, wo Se. Majestät vorübergehen würde, auf den König fallen; ohne Erbarmen und mit gewichtigen Hammerschlägen brachte er drei Monate damit zu, die alte Kirche zu rasiren. Schreiber dieses hat einen schönen Christuskopf, einen merkwürdigen Trümmer jener Exekution, zu Hause.

Seit dem Julius hat man eine andere veranstaltet, die als ein Pendant zu dieser dienen kann, nämlich die Exekution des Gartens der Tuilerieen. Wir werden eines Tages, und zwar weitläuftiger, diese barbarische Umkehrung besprechen. Wir führen sie hier nur des Gedächtnisses wegen an. Aber wer hat nicht die Achseln gezuckt, als er von diesen beiden kleinen Einzäunungen, die man auf einer öffentlichen Promenade usurpirt hat, vorüberging? Man hat den König von dem Garten der Tuilerien abbeißen lassen, und das sind die zwei Mundvoll, die er sich reservirt hat. Die ganze Harmonie eines königlichen und ruhigen Werks ist zerstört, die Symmetrie des Parterres ist einäugig gemacht, die Bassins schneiden die Terrasse ein; das ist gleich, man hat seine zwei Gärtchen. Was würde man von einem Vaudeville-Fabrikanten sagen, der sich ein Couplet oder

zwei aus den Chören der Athalie herausschnitte! Die Tuilerien waren die Athalie von Le Nôtre.

Man behauptet, der Vandalismus habe bereits unsere alte und unverbesserliche Kirche von Saint-Germain-l'Auxerrois verurtheilt. Der Vandalismus hat seine Absicht mit ihr. Er will quer durch Paris eine große, große, große Straße machen. Eine Straße von einer Meile. Welche prachtvolle Verwüstungen werden Statt finden, um den Weg zu bahnen! Saint-Germain-l'Auxerrois wird dabei verloren gehen, der bewunderungswürdige Thurm von Saint-Jacques-de-la-Boucherie vielleicht auch. Aber was liegt daran! Eine Straße von einer Meile! Begreift Ihr, wie schön das sein wird! Eine Straße in gerader Linie vom Louvre bis zur Barrière du Trone! von einem Ende der Straße, der Barrière, wird man die Façade des Louvre sehen. Es ist wahr, daß das ganze Verdienst der Kolonnade von Perrault, wenn es anders Verdienst ist, in den Verhältnissen liegt, und daß dieses Verdienst in der Entfernung verloren gehen wird; aber was thut das? Man wird eine Straße von einer Meile haben! Von dem andern Ende, vom Louvre, wird man die Barrière du Trone sehen, die beiden sprichwörtlichen Säulen, die, wie Ihr wißt, mager, kränklich und spaßhaft sind, wie die Beine Potiers. O wunderbare Perspektive.

Leben wir der Hoffnung, daß das burleske Projekt nicht in Erfüllung gehen werde. Hoffen wir, daß, sollte

man es versuchen, eine Künstler-Emeute statt finden werde. Wir werden nach unseren besten Kräften dahin mitwirken.

Die Verwüster haben stets einen Vorwand. Unter der Restauration zerstörte, verstümmelte, profanirte man die katholischen Kirchen des Mittelalters auf die andächtigste Weise von der Welt. Die Congregation hatte in Betreff der Kirchen denselben Auswuchs hervorgerufen, wie in Betreff der Religion. Das geweihte Chor war von Marmor, Bronze, Steinmörtel und vergoldetem Holze. Am öftersten stellte es sich in den Kirchen in Gestalt einer kleinen, gemalten, vergoldeten, mysteriösen, elegischen, mit angeschwollenen Engeln bedeckten, koketten, galanten, runden und im falschen Lichte stehenden Kapelle dar, wie die von Saint-Sulpice. Es gab keine Kathedrale, kein Kirchspiel in Frankreich, an welche, entweder vorne, oder an der Seite, nicht eine solche Kapelle angeklebt war. Diese Kapelle bewirkte in Betreff der Kirche eine wahrhafte Krankheit. Es war die Warze von Saint-Acheul.

Seit der Julius-Revolution dauern die Profanationen auf eine noch unheilvollere und tödtlichere Weise und mit andern Symptomen fort. Dem andächtigen Vorwand ist der nationale, liberale, patriotische, philosophische, voltairische gefolgt. Man restaurirt nicht mehr, man verdirbt nicht mehr, man verunstaltet nicht mehr ein Denkmal, man wirft es über den Haufen. Und man hat dafür gute Gründe. Eine Kirche ist der Fana-

tismus; ein Schloßthurm ist der Feudalismus. Man denuncirt ein Denkmal, man massacrirt einen Steinhaufen, septembrisirt Ruinen. Kaum retten sich unsere Kirchen dadurch, daß sie die Cokarde nehmen. Es gibt nicht eine Nôtre-Dame in Frankreich, so colossal, ehrwürdig, prachtvoll, unparteiisch, historisch, ruhig, majestätisch sie auch sein mag, die nicht ihre kleine Tricolor-Fahne im Ohr hat. Bisweilen rettet man eine bewundrungswürdige Kirche, indem man darüber schreibt: Mairie. Nichts ist weniger populär bei uns, als jene durch und für das Volk errichteten Gebäude. Wir gehen ihnen, wegen der Verbrechen, deren Zeugen sie gewesen sind, zu Leibe. Wir möchten unsere ganze Geschichte auslöschen. Wir verwüsten, pulverisiren, zerstören, demoliren aus Nationalgeist. Um gute Franzosen zu sein, werden wir vortreffliche Welches.

Man stößt auch auf Leute, denen das ein wenig Alltägliche, was in dem prachtvollen Julius-Pathos vorkömmt, nicht zusagt, und die den Zerstörern durch andere Gründe, durch gelehrte und wichtige Gründe, durch Gründe eines Oekonomen und Banquiers ihren Beifall zu erkennen geben. Wozu dienen diese Denkmäler? sagen sie. Das kostet Unterhaltskosten, und das ist Alles. Werft sie über den Haufen und verkauft die Materialien, dabei ist noch immer Gewinn. — Dies Raisonnement ist schon aus rein ökonomischem Gesichtspunkte falsch. Wir haben es schon weiter oben gesagt, jene Denkmäler sind Kapitalien.

Viele von ihnen, deren Renommée reiche Fremde nach Frankreich zieht, bringen dem Lande weit mehr, als sie gekostet. Sie zerstören, heißt das Land einer Revenue berauben.

Aber setzen wir diesen trockenen Gesichtspunkt bei Seite und betrachten die Sache von einem höheren. Seit wann wagt man, bei vollständiger Civilisation, die Kunst über ihren Nutzen zu befragen? Unglück für euch, wenn ihr nicht wißt, wozu die Kunst dient! Man hat euch nichts mehr zu sagen. Geht! demolirt! benutzt. Macht aus Nôtre-Dame de Paris Bruchsteine. Macht aus der Colonne Kupferheller.

Andere acceptiren und verlangen die Kunst; aber höre man sie, so sind die Bauten des Mittelalters Denkmäler von schlechtem Geschmack, barbarische Werke, Monstra der Architektur, die man nicht schnell und sorgfältig genug zerstören kann. Solchen Leuten ist nicht mehr zu antworten. Die Erde hat sich umgekehrt, die Welt ist vorgeschritten seit ihnen; sie haben die Vorurtheile eines anderen Jahrhunderts; sie gehören der Generation nicht mehr an, die die Sonne sieht. Denn, wir wiederholen es, die Ohren von jeder Größe müssen sich daran gewöhnen, es sagen und wieder sagen zu hören, daß zu derselben Zeit, wo sich eine ruhmwürdige politische Revolution in der Gesellschaft begab, eine ruhmwürdige intellectuelle Revolution in der Kunst vorgefallen ist. Es sind fünf und zwanzig Jahre, seitdem Charles Nodier

und Frau von Staël sie Frankreich verkündigt; und ist es erlaubt, einen obscuren Namen nach diesen berühmten anzuführen, so möchten wir hinzufügen, daß es vierzehn Jahre sind, seitdem wir für sie kämpfen. Jetzt ist sie gemacht. Der lächerliche Streit der Klassiker und Romantiker hat sich von selbst beigelegt, alle Welt war am Ende derselben Meinung. Es gibt keine Frage mehr. Was eine Zukunft hat, ist für die Zukunft. Kaum gibt es noch in dem hinteren Sprachzimmer der Schulen, in dem Halbschatten der Akademieen einige gute alte Kinder, die mit den Pratiken und Methoden eines anderen Zeitalters in ihrem Winkel spielen; welche Dichter, welche Architekten; der Eine ergötzt sich mit den drei Einheiten, der Andere mit den fünf Ordnungen; die Einen rühren Gyps, nach Vignole, ein, die Anderen Verse nach Boileau.

Das ist ehrenwerth. Reden wir nicht mehr davon.

Und nun ist, bei dieser vollständigen Erneuerung der Kunst und Kritik, der Proceß des Mittelalters, der zum ersten Male seit drei Jahrhunderten ernstlich plaidirt worden ist, zu gleicher Zeit, als die allgemeine gute Sache gewonnen worden, gewonnen durch alle Gründe der Wissenschaft, durch alle Gründe der Geschichte, gewonnen durch die Intelligenz, die Imagination und das Herz. Kommen wir deshalb nicht auf die abgeurtheilte und gut abgeurtheilte Angelegenheit zurück; und sagen wir es der Regierung, den Communen, den Privatleuten, daß

sie wegen aller National-Denkmäler, die der Zufall in ihre Hände gibt, verantwortlich sind. Wir sind der Zukunft wegen der Vergangenheit Rechenschaft schuldig. **Posteri, posteri, vestra res agitur.**

Was die Gebäude betrifft, welche man uns für die zerstörten erbaut, so nehmen wir den Tausch nicht an; wir wollen ihn nicht. Sie sind schlecht. Der Verfasser dieses verharrt bei seiner Behauptung, die er an einem andern Orte *) über die modernen Denkmäler des jezzigen Paris ausgesprochen hat. Er kann über die Denkmäler, die gebaut werden, nicht milder urtheilen. Was ist uns an den drei oder vier kleinen würfelichten Kirchen. gelegen, die ihr mitleidig hier und da erbaut? Lasset somit eure Ruine des Quais d'Orsay mit ihren schwerfälligen Bogen und schlecht verbundenen Säulen einstürzen! Lasset euren Palast der Deputirtenkammer, die damit sehr zufrieden war, einstürzen. Ist es nicht eine Insulte für die Schule der schönen Künste, daß dieser bastardmäßige und langweilige Bau, dessen Riß so lange den Giebel des benachbarten Hauses besudelt hat, seine Blöse und Häßlichkeit an der Seite des bewundrungswürdigen Schlosses de Chaillon zur Schau trägt? Sind wir so weit heruntergekommen, daß wir durchaus die Barrièren von Paris bewundern müssen? Gibt es in der Welt etwas Buckeligeres und Zusammenschrum-

*) Nôtre-Dame de Paris.

pfenderes, als euer Sühnungs-Denkmal in der Straße Richelieu? Ist eure Madelaine, dieser zweite Theil der Börse, mit ihrem schweren Giebelfeld, welches ihre magere Colonnade zerquetscht, nicht etwas Schönes. Oh! wer wird mich von den Colonnaden befreien.

Gnade! wendet unsere Millionen besser an.

Wendet sie nicht dazu an, den Louvre zu vollenden. Ihr möchtet damit enden, das einzuschließen, was ihr das Parallelogramm des Louvre heißt. Aber wir benachrichtigen euch, daß dieses Parallelogramm ein Trapez ist, und für ein Trapez ist das zu viel Geld. Uebrigens ist das Louvre, mit Ausnahme dessen, was der Wiedergeburt angehört, nicht schön. Man muß nicht alle Denkmäler des siebenzehnten Jahrhunderts bewundern und fortsetzen, als wenn es göttliches Recht wäre, obgleich sie werthvoller sind, als die des achtzehnten, und besonders, als die des neunzehnten Jahrhunderts. Wie schön auch ihr Antlitz, wie großartig auch ihre Miene, es geht mit den Denkmälern Ludwigs XIV., wie mit seinen Kindern. Es gibt viele Bastarde unter ihnen.

Der Louvre, dessen Fenster bis zum Architrav reichen, der Louvre gehört zu diesen.

Wenn es wahr, wie wir es glauben, daß die Architektur allein unter den Künsten keine Zukunft mehr hat, so wendet eure Millionen dazu an, die nationalen und geschichtlichen Denkmäler, die dem Staate angehören, zu erhalten, zu unterhalten, zu verewigen, und diejenigen

wieder anzukaufen, die Eigenthum von Privatpersonen sind. Das Auslösungsgeld wird mäßig sein. Ihr werdet sie wohlfeil kaufen. Solch' ein unwissender Eigenthümer wird das Pantheon zum Steinwerth verkaufen. Laßt diese schönen und wichtigen Gebäude wieder herstellen, laßt sie mit Sorgfältigkeit, Intelligenz und Mäßigkeit wieder herstellen. In eurer Nähe befinden sich Männer von Wissenschaft und Geschmack, die euch bei dieser Arbeit aufklären werden. Besonders sei der restaurirende Architekt mäßig mit seinen eigenen Phantasieen; er studire genau den Charakter eines jeden Gebäudes, eines jeden Jahrhunderts, eines jeden Klima's. Er fasse die allgemeine und besondere Richtschnur des Denkmals, das man seinen Händen anbefiehlt, wohl auf, und verstehe, sein Genie dem Genie des alten Architekten unterzuordnen.

Ihr habt die Vormundschaft über die Communen, vertheidigt sie gegen die Vernichtung.

Den Privatpersonen und Eigenthümern, die hartnäckig auf die Zerstörung beharren, verbiete es das Gesetz; ihr Eigenthum werde geachtet, bezahlt und dem Staate zugesprochen. Man gestatte uns, das zu wiederholen, was wir in Betreff dieses Gegenstandes 1825 sagten. „Man muß dem Hammer, der das Antlitz des Landes verstümmelt, Einhalt thun. Ein Gesetz würde genügen. Man gebe es. Welches auch die Rechte des Eigenthums sein mögen, die Zerstörung eines geschichtlichen und denkwürdigen Gebäudes darf diesen unedlen Spekulanten,

die ihr Vortheil in Betreff ihrer Ehre blind macht, nicht erlaubt sein; erbärmliche Menschen und so schwach, daß sie nicht ein Mal einsehen, sie seien Barbaren! Es gibt zwei Dinge an einem Gebäude; seine Benutzung und seine Schönheit; jene gehört dem Eigenthümer, diese aller Welt; es heißt somit, sein Recht überschreiten, zerstört man das Gebäude."

Dies ist eine Frage von allgemeinem, von nationalem Interesse. Täglich, wenn das allgemeine Interesse die Stimme erhebt, bringt das Gesetz das Kläffen des Privat-Interesses zum Schweigen. Das Privat-Eigenthum ist oft und wird noch zu jeder Zeit nach der Meinung der socialen Gemeinheit modificirt. Man kauft euch mit Gewalt euer Feld ab, um daraus einen Platz, euer Haus, um daraus ein Hospiz zu machen. Man wird euch euer Denkmal abkaufen.

Bedarf es eines Gesetzes, wiederholen wir es, daß man es mache. Hier hören wir von allen Seiten die Einwürfe: Haben die Kammern Zeit dazu? — Ein Gesetz für so etwas Geringfügiges!

Für so etwas Geringfügiges!

Wie! wir haben vier und vierzig tausend Gesetze, mit welchen wir nichts anzufangen wissen, vier und vierzig tausend Gesetze, unter welchen es kaum zehntausend gute gibt. Jedes Jahr, wenn die Kammern im Eifer sind, legen sie sie hundertweis, und nach dem Ausbrüten, sind im Ganzen zwei oder drei lebensfähig. Man macht

Gesetze über Alles, für Alles, gegen Alles, bei aller Gelegenheit. Um die Cartons eines gewissen Ministeriums von einer Seite der Straße Grenelle zur andern zu tragen, macht man ein Gesetz. Und zu einem Gesetze für die Denkmäler, zu einem Gesetze für die Kunst, zu einem Gesetze für die Nationalität Frankreichs, zu einem Gesetze für die Erinnerungen, zu einem Gesetze für die Kathedralen, zu einem Gesetz über die großen Produkte der menschlichen Intelligenz, zu einem Gesetze für das Gesammtwerk unserer Väter, zu einem Gesetze für die Geschichte, zu einem Gesetze für das Unwiederherstellbare, welches man zerstört, zu einem Gesetze für das Heiligste, was eine Nation nach der Zukunft hat, zu einem Gesetze für die Vergangenheit, zu diesem gerechten, guten, vortrefflichen, heiligen, nützlichen, nothwendigen, unerläßlichen, dringenden Gesetze hat man keine Zeit; man wird es nicht machen.

Lächerlich! lächerlich! lächerlich!

Zufällige Ideen.

Julius 1824.

Alle möglichen Ohren müssen sich wohl daran gewöhnen, es sagen und wiedersagen zu hören, daß sich eine Revolution in den Künsten ereignet. Sie hat bei der Poesie ihren Anfang genommen; die Musik bietet ihre

Fortsetzung; sie ist es, welche die Malerei erneuert; und binnen Kurzem wird sie sicherlich die Sculptur und Architektur erwecken, die seit langer Zeit todt, wie die Künste immer sterben, in voller Akademie. Uebrigens ist diese Revolution nur eine Rückkehr zur Natur und Wahrheit. Es ist die Ausrottung des schlechten Geschmacks, der, seit beinahe drei Jahrhunderten, unaufhörlich die Conventionen der Schule allen Realitäten substituirend, so viele schöne Genies verdorben hat. Die neue Generation hat den klassischen Lumpen, den philosophischen Plunder, das mythologische Flitterwerk ausdrücklich abgeworfen. Sie hat das Mannskleid angezogen und sich von den Vorurtheilen frei gemacht, indem sie die Traditionen völlig erforschte.

Es ist lächerlich, jene unzählbaren Haufen falscher Geister, kleiner Gelehrten, großer Pedanten, schwerfälliger Spötter, hochnasiger R i c h t e r, seichter Kritiker, die fähig sind, in gleicher Weise über Alles zu raisonniren, weil sie in Allem gleich unwissend sind; mittelmäßiger Künstler, die das Talent nur aus dem Neid kennen, mit welchem es sie quält und aus der Ohnmacht, womit es sie zu Boden drückt, über eine Veränderung reden zu hören, die unumstößlich durch den Gang der Ereignisse herbeigeführt wurde.—Diese guten Leute bilden sich ein, daß es ihnen gelingen wird, durch Geschrei, Zorn und Anatheme eine Ideen-Ordnung zu zerstören, die nothwendiges Resultat einer Ordnung der Dinge ist. Sie

begreifen nicht, daß in demselben Grade, in welchem ein Sturm den Zustand der Atmosphäre, eine Revolution den Zustand der Gesellschaft ändert. Man sieht sie sich zu unnützen Anstrengungen ermannen, um die Literatur und die aus jener Revolution hervorgegangenen Künste zu verbessern. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie sie sich dabei benehmen würden, den Regenbogen aufzumalen.

Bis sie dieses Problem gelöst haben, wird der Regenbogen glänzen, und dieses Jahrhundert wird dasjenige sein, was es, seiner Bestimmung zu sein nach, ist.

Die neue Generation lasse denn accreditirte, oder nicht accreditirte Kritiken mit prahlerischer Versicherung behaupten, daß die Kunst bei uns in vollem Verfall ist. Man muß sich erinnern, daß die Akademie den Cid verurtheilt hat; daß die Herren Morellet und Hoffmann dem Verfasser des Genius des Christenthums Ruthenstreiche gegeben; daß die Revue von Edinburg Lord Byron in die Schule zurückgeschickt hat. Man muß die Mittelmäßigkeit sich mit allen ihren geringen Kräften auf das entstehende Talent wälzen lassen. Sie wird es nicht ersticken. Und um Alles zu berücksichtigen, ist es denn ein weniger belustigendes Schauspiel, als ein anderes, ein Genie von einem Zeitungs- oder Athenäums-Professor mit dem Donner bedroht zu sehen? Es ist ein Adler in den Krallen eines Sperlings.

Die Liebe ermangelt bei den Dichtern der alten Schule (sie mögen einer Zeit und Epoche angehören, welcher sie wollen) gemeiniglich der Keuschheit und Scham. An diese Bemerkung, die bei'm ersten Blick von keiner Wichtigkeit zu sein scheint, knüpfen sich dessen ungeachtet wichtige Betrachtungen. Wollen wir sie ernstlich prüfen, so werden wir auf den Grund dieser Frage alle heidnischen Gesellschaften und alle götzendienerischen Culten finden. Der Mangel an Keuschheit bei der Liebe ist vielleicht das charakteristische Merkmal der Civilisationen und Literaturen, die das Christenthum nicht geläutert hat. Ohne von jenen abscheulichen Dichtungen zu sprechen, durch welche Anacreon, Horaz, Virgil sogar, schändliche Ausschweifungen und Gewohnheiten unsterblich gemacht, so bieten auch die Liebeslieder alter und moderner Heiden Catull's, Tibull's, Bertin's, Berin's, Parny's nichts von jener Zartheit, jener Bescheidenheit, jener Zurückhaltung, ohne welche die Liebe nur ein thierischer Instinkt und fleischliche Begierde ist. Es ist wahr, die Liebe bei diesen Dichtern ist eben so fein, wie plump. Es ist schwer, auf sinnreichere Art die Gefühle der Thiere auszudrücken; und zweifelsohne machen diese galanten Erzähler nur deshalb Elegieen, damit zwischen ihrer Liebe und denen der Thiere ein Unterschied stattfinde. Sie sind sogar dahin gekommen, das Natürlichste von der Welt in eine Wissenschaft umzuwandeln; und die Kunst zu lieben ist von Ovid den

Heiden des Jahrhunderts August, von Gentil Bernard den Heiden des Jahrhunderts Voltaire gelehrt worden.

Bei einiger Aufmerksamkeit nimmt man wahr, daß zwischen den ersteren und letzteren Künstlern in der Liebe ein Unterschied besteht. Bis auf eine Nuance ist ihr Zinnober derselbe. Alle besingen die materielle Wollust. Aber die heidnischen, griechischen und römischen Dichter scheinen sehr häufig Heroen, die Sclaven befehlen, während die heidnischen Dichter Frankreichs stets Sclaven sind, die ihre Herrinnen anflehen. Und hierin ganz allein liegt das Geheimniß der zwei verschiedenen Civilisationen. Die feinen, aber götzendienerischen Gesellschaften Roms und Athens wußten nichts von der himmlischen Würde der Frau, die später den Menschen von jenem Gotte, der von einer Tochter Evens geboren, geoffenbart wurde. Auch hatte die Liebe bei jenen Völkern, indem sie sich nur an Sclaven und Buhlerinnen wandte, etwas Gebieterisches und Verachtendes. Im Gegentheil zielt in der christlichen Civilisation Alles auf den Adelstaud des schwachen und schönen Geschlechts ab, und das Evangelium scheint den Frauen ihren Rang aus dem Grunde angewiesen zu haben, damit sie die Männer auf die möglichst höchste Stufe der socialen Vervollkommnung führen. Sie haben das Ritterthum hervorgerufen; und dieses wunderbare Institut hat, bei dem Verschwinden moderner Monarchieen, die Ehre als Seele zurück-

gelassen; die Ehre, diesen natürlichen Instinkt, der auch ein Aberglaube der Gesellschaft ist; diese einzige Macht, die einen Franzosen geduldig die Sclaverei ertragen läßt, dieses geheimnißvolle Gefühl, welches den alten Gerechten unbekannt war, welches zugleich mehr, und weniger, als die Tugend ist. In diesem Augenblick noch — berücksichtigen wir das wohl — wird die Ehre von jenen Völkern nicht gekannt, denen das Evangelium noch nicht offenbart ist, oder bei denen der moralische Einfluß der Frauen Null ist. Wenn in unserer Civilisation die Gesetze dem Manne den ersten Platz geben, so ertheilt die Ehre der Frau den ersten. Alles Gleichgewicht christlicher Gesellschaften beruhet darauf.

Ich weiß nicht, durch welche bizarre Manier bewogen, man heut zu Tage dem Genie das Recht entziehen will, das Genie laut zu bewundern; man schont den Enthusiasmus, den der Gesang des Dichters einem Dichter einflößt, und man verlangt, daß diejenigen, die Talent haben, nur von denen beurtheilt werden, die keines haben. Man möchte sagen, daß wir, seit dem verflossenen Jahrhundert nur an literarische Jalousieen gewohnt sind. Unser neidisches Zeitalter bespöttelt sich mit jener poetischen Fraternität, die so mild und edel unter Rivalen ist. Es hat das Beispiel jener alten Freundschaften, die im Ruhme um so fester wurden, vergessen, und es

würdigt die rührende Anrede, welche Horaz an Virgil richtete, eines verachtenden Lächelns.

Die poetische Composition ist eine Folge zweier intellectueller Phänomene, der Betrachtung und der Inspiration. Die Betrachtung ist eine Fähigkeil, die Inspiration ist ein Geschenk. Alle Menschen können bis zu einem gewissen Grad betrachten; sehr wenige sind inspirirt. Spiritus flat, ubi vult. Bei der Betrachtung handelt der Geist; bei der Inspiration gehorcht er; das Erstere ist im Menschen, während das Zweite von oben kömmt. Der, welcher uns diese Kraft gibt, ist stärker, als wir. Diese beiden Operationen des Gedankens verbinden sich in der Seele des Dichters auf das Innigste. Der Dichter ruft die Begeisterung durch die Betrachtung an, wie die Propheten sich durch das Gebet zur Extase erhoben. Damit die Muse sich ihm offenbare, muß er in gewisser Hinsicht seine ganze materielle Existenz in der Stille, dem Stillschweigen und der Sammlung seiner Gedanken ablegen. Er muß sich von dem äußeren Leben trennen, um in vollem Maaße eines innern Lebens zu genießen, welches sich in ihm wie ein neues Wesen entwickelt; nur wenn die physische Welt seinen Blicken ganz und gar entschwunden, kann die ideale Welt ihm geoffenbart werden. Die poetische Exaltation scheint etwas zu Erhabenes für die gemeine Natur des Menschen zu haben. Die Kindheit des Genies kann nicht in

Erfüllung gehen, wenn die Seele sich nicht zuvor von allen jenen alltäglichen Beschäftigungen gereinigt hat, die man im Leben nach sich schleppt; denn der Gedanke kann sich nicht zum Fluge erheben, bevor er nicht seine Bürde abgelegt hat. Deshalb ohne Zweifel muß der Begeisterung die Betrachtung vorhergehen. Bei den Juden, diesem Volke, dessen Geschichte so fruchtbar an mysteriöser Symbolik ist, zündete der Priester, wenn er den Altar erbaut, das irdische Feuer an, und nur dann erst fiel der göttliche Strahl vom Himmel dorthin.

Gewöhnte man sich daran, die literarischen Compositionen aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, so würde die Kritik wahrscheinlich eine neue Richtung annehmen; denn es ist gewiß, daß wenn der Dichter auch Herr der Wahl seiner Meditationen ist, er doch niemals über die Natur seiner Inspirationen verfügen kann. Sein Genie, welches er empfangen und nicht erworben hat, beherrscht ihn am häufigsten; und so sonderbar die Behauptung auch scheint, daß man oft als Mensch dem ganz fremd ist, was man als Dichter geschrieben hat, sie ist dennoch vielleicht wahr. Diese Meinung wird auf den ersten Blick sicher paradox erscheinen. Und dennoch ist es eine Frage, bis zu welchem Punkt der Gesang der Stimme und die Dichtung dem Dichter angehört?

Glücklich ist derjenige, der in seinem Gedanken jene doppelte Macht der Betrachtung und der Inspiration fühlt, die das Genie ist! Welches auch sein Jahrhun-

dert, welches sein Vaterland ist, wurde er am Busen häuslichen Elends geboren, wurde er in eine Zeit der Revolutionen geschleudert, oder, was noch beklagenswerther ist, in eine Epoche des Indifferentismus, er vertraue der Zukunft; denn wenn die Gegenwart den anderen Menschen angehört, die Zukunft gehört ihm. Er gehört zu der Anzahl jener Auserwählten, die zu einem bezeichneten Tage kommen werden. Früh, oder spät, dieser Tag kömmt; und dann mag er sich, von Gedanken genährt und voll Inspirationen, kühn dem Haufen zeigen, indem er den erhabenen Ruf des Dichters wiederholt:

Mein Morgen, Völker, glänzt, erhebt die Blicke.

Wenn jemals eine literarische Komposition das unauslöschliche Gepräge der Betrachtung und Inspiration getragen hat, so ist es das verlorene Paradies. Eine moralische Idee, die zugleich beide Naturen des Menschen berührt; eine schreckliche Lehre in erhabenen Versen ertheilt, eine der höchsten Wahrheiten der Religion und der Philosophie, in einer der schönsten poetischen Fiktionen entwickelt; die ganze Leiter der Schöpfung von der obersten bis zur untersten Stufe; eine Handlung, die mit Jesus beginnt und mit dem Satan endigt; Eva durch Neugier, Mitleid und Unvorsichtigkeit der Verdammniß nahe gebracht; die erste Frau in Berührung mit dem ersten Dämon; das ist es, was Mil-

ton's Werk veranschaulicht, dieses einfache und ungeheuere Drama, dessen Triebfedern insgesammt Gefühle sind; dieses magische Gemälde, das allmählig allen Tinten des Lichts alle Nuancen der Finsterniß folgen läßt; ein merkwürdiges Gedicht, welches entzückt und erschreckt.

Wenn die Fehler einer Tragödie das Besondere haben, daß man, um an ihnen ein Aergerniß zu nehmen, die Geschichte gelesen haben muß, so wird die große Menge wenig davon wahrnehmen, weil sie nur zu fühlen weiß. Auch hat die Menge immer ein gutes Urtheil.

Und in der That, warum soll man es so schlecht finden, wenn ein tragischer Schriftsteller bisweilen die Geschichte verletzt? Wird diese Freiheit nicht zu weit getrieben, was liegt mir an der historischen Wahrheit, wenn nur die moralische gewahrt ist? Wollt Ihr denn, daß man von der Geschichte sage, was man von der Poetik des Aristoteles gesagt hat, sie läßt sehr schlechte Tragödien verfassen? Seid treue Maler der Natur und Charaktere und nicht knechtische Kopisten der Geschichte. Auf der Scene liebe ich den wahren Menschen mehr, als die wahre Thatsache.

Folgt man aufmerksam und von Jahrhundert zu Jahrhundert der Geschichte der Künste, die so eng mit der politischen Geschichte der Völker verbunden ist, in den Jahrbüchern Frankreichs, so fällt Einem, wenn man

auf unsere Zeit kömmt, über ein merkwürdiges Phänomen auf. Nachdem man auf den Kirchenfenstern der Kathedralen des Mittel-Alters gleichsam einen Reflex jener schönen Epoche des Feudalismus, der Kreuzzüge, der Ritterlichkeit wiedergefunden hat, jener Epoche, die nicht eine Spur, weder in der Erinnerung der Menschen, noch auf dem Antlitz der Erde zurückgelassen hat, die nicht ein Denkmal ist, geht man zu der Regierung Franz I. über, die so unbesonnen die Aera der Wiedergeburt der Künste genannt wurde. Man sieht genau den Faden, der dieses sinnreiche Jahrhundert mit dem Mittelalter verbindet. Das sind schon griechische Formen, aber die Imagination ist gothisch. Die Poesie, in Marot noch naiv, hat demungeachtet aufgehört, populär zu sein, um mythologisch zu werden. Man fühlt, daß man den Weg geändert. Schon haben die klassischen Studien den Geschmack verdorben. Unter Ludwig XIII. ist die Ausartung fühlbar; man verfällt den Konsequenzen des schlechten Systems, worin sich die Künste verwickelt haben. Man hat nicht mehr Jean Goujon, Jean Cousin, Germain Pilot; und die schlechten Vorbilder, welche ihr Genie mit so viel Anmuth und Eleganz verbesserte, werden wieder schwerfällig und bastardmäßig unter den Händen ihrer Nachahmer. Zu diesem Verfall gesellt sich irgend ein schlechter florentinischer Geschmack, der in Frankreich durch die Medicis naturalisirt wurde. Alles erhebt sich wieder unter dem glänzenden Scepter

Ludwigs XIV.; aber nichts gelangt wieder auf den rechten Weg. Im Gegentheil wird das Princip der Nachahmung der Alten Gesetz für die Künste; und die Künste bleiben kalt, weil sie verfälscht bleiben. Obschon — man muß es zugeben — imposant, ist das Genie dieses berühmten Jahrhunderts unvollständig. Sein Reichthum ist nur der Pomp, seine Größe ist nur die Majestät.

Endlich haben unter Ludwig XV. alle Keime Früchte getragen. Die Künste nach Aristoteles verfielen vor hohem Alter, wie die Monarchie nach Richelieu. Jener gekünstelte Adel, den Ludwig XV. ihnen aufprägte, starb mit ihm. Der philosophische Geist endigte damit, das klassische Werk zur Reife zu bringen; und in diesem Jahrhundert der Schändlichkeiten sind die Künste nur eine Schändlichkeit mehr. Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik, Alles, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, zeigt dieselben Häßlichkeiten. Voltaire amusirt eine regierende Buhlerin mit den Qualen einer jungfräulichen Märtyrin. Die Verse Dorat's entstehen für die Schäferinnen Boucher's. Ein unedles Zeitalter, wenn es nicht lächerlich ist, ein lächerliches Zeitalter, wenn es nicht scheußlich ist, ein Zeitalter, das mit der Schenke beginnt und mit der Guillotine endigt, das seine Feste mit Niedermetzelungen krönt, und seine Tänze durch die Carmagnole, verdient keinen andern Platz, als zwischen dem Chaos und dem Nichts.

Das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten gleicht

einer durch die Etiquette verordneten Hof-Ceremonie; das Jahrhundert Ludwigs des Fünfzehnten ist eine Orgie in der Schenke, wo der Wahnsinn sich mit dem Laster paart. Demungeachtet besteht, so verschieden beide Epochen auf den ersten Blick zu sein scheinen, zwischen ihnen ein inniges Band. Nehmt einem feierlichen Aufzug die Etiquette, und Ihr habt ein Gewühl; nehmt der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die Würde, und Ihr werdet die Regierung Ludwigs des Fünfzehnten haben.

Glücklicherweise, und dahin wollten wir kommen, verbindet das neunzehnte Jahrhundert mit dem achtzehnten kein ähnliches Band. Ein merkwürdiges Ereigniß! Vergleicht man unsere so ernste, kontemplative und bereits an wunderbaren Ereignissen so fruchtbare Epoche mit den drei vorhergehenden Jahrhunderten und besonders mit seinem unmittelbaren Vorgänger, so wird man schwerlich begreifen können, wie es auf sie folgen kann, wie seine Geschichte sich der ihrigen mit dem Air eines von ihr getrennten Buchs, anreihen kann. Man wird versucht werden, zu glauben, daß Gott sich um ein Jahrhundert in der wechselseitigen Vertheilung der Zeiten geirrt hat. Von unserem Jahrhundert zu dem andern kann man keinen Uebergang entdecken. In der That existirt auch keiner. Zwischen Friedrich und Buonaparte, Voltaire und Byron, Vanloo und Gericoult, Boucher und Charlet gibt es nur einen Abgrund: die Revolution.

Claude Gueux.

Deutsch

von

W. Wagner.

Vor etwa sieben oder acht Jahren lebte in Paris ein armer Arbeiter, Namens Claude Gueux. Bei sich hatte er ein Mädchen, mit welcher er in sehr naher Berührung stand, und die ihn zum Vater eines Kindes machte. Ich erzähle die Dinge, wie sie sind, und überlasse es dem Leser, an den Verlauf der Begebenheiten seine eignen Betrachtungen anzuknüpfen. Der Arbeiter war fähig, geschickt und verständig, von der Erziehung zwar vernachlässigt, aber nicht von der Natur; er verstand es nicht, zu lesen, wohl aber, zu denken. Eines Winters fehlte es ihm an Arbeit und somit auch an Brod und an Holz; er fror in seiner Dachstube und hungerte, — mit ihm sein Mädchen und ihr Kind. Der Mann ward zum Dieb. Was und wo er stahl? — Das weiß ich nicht; aber ich weiß, daß dieser Diebstahl der Mutter und ihrem Kinde auf drei Tage Feuer und Brod, und dem Vater auf fünf Jahre eine Wohnung im Gefängniß verschaffte.

Der gute Mann ward in das Central-Strafhaus von Clairvaux geschickt. Aus der Abtei von Clairvaux hat man eine Bastille, aus ihren Zellen ein hartes Behälter und aus ihrem Altar einen Pranger gemacht. Das verstehen viele Leute darunter, wenn sie von Verbesserungen und von Fortschritten unsrer Zeit reden. — Nun weiter!

Hier angelangt, brachte man ihn des Tages in eine Werkstätte und zur Nachtzeit in ein Gefängniß. Gegen die Werkstätte habe ich nichts einzuwenden.

Claude Gueux, sonst ein ehrlicher Arbeiter, und jetzt vor dem Gesetz ein Dieb, war eine würdevolle und ernste Figur, mit einer hohen Stirne, von Runzeln schon gefurcht, obgleich er noch jung war, mit einzeln grauen Haaren zwischen den schwarzen, mit einem milden und unter starken Augenbraunen tiefliegendem Auge, mit weiten Nasenlöchern, mit hervorspringendem Kinn und mit Lippen, die herauszufordern schienen, kurz, es war ein schöner Kopf. Wir wollen sehen, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat.

Claude Gueux sprach nur wenig; seine Geberden waren lebhaft; in seiner ganzen Person lag etwas Gebieterisches, und sein Gesicht trug einen ernsten Ausdruck, ohne jedoch zu verrathen, daß er schon viel gelitten hatte.

In dem Depot, in welchem sich Claude Gueux befand, war auch ein Werkstatt-Direktor, eine den Gefängnissen eigenthümliche Art von Beamten, die Kerkermeister und Kaufmann zugleich sind, die fast zu gleicher Zeit dem Arbeiter eine Bestellung und dem Gefangnen eine Drohung zuraunen, die die Hand mit Arbeitsgeräthen versehen und den Fuß mit Ketten belasten. Unser Mann bildete eine besondere Art seiner Gattung; er war kurz angebunden und tyrannisch, von seinen Launen abhängig, — mit seiner Autorität gleich bei der Hand, — übrigens bei Gelegenheit

ein ganz guter Gesellschafter, ein lustiger Bruder, welcher sogar mit Heiterkeit und bester Laune zu spaßen wußte; er besaß mehr Hartherzigkeit, als Festigkeit des Charakters, und galt für einen guten Gatten und Vater, was freilich mehr Pflicht, als Tugend ist; — mit einem Worte, der Mann war nicht schlecht, aber auch nicht gut.

Er gehörte zu jenen Leuten ohne Schwungkraft und Elasticität, deren Blut träg durch ihre Adern fließt, die für keine Idee und für kein Gefühl ein Echo in ihrer Brust haben, deren Zorn eisig, deren Haß mürrisch und deren Ungestüm mehr äußerlich und ohne wahre, innere Aufregung ist, die oft Feuer fangen, aber nie in Gluth gerathen und so zu sagen einem Holzblocke gleichen, der an einem Ende flackert, während er am andern eiskalt ist. Der Hauptzug im Charakter dieses Mannes war Starrsinn, und er that sich etwas darauf zu gut, ja er mochte sich gerne mit Napoleon vergleichen, was aber nur eine optische Täuschung war. Gar Viele unterliegen einer solchen, und man hält oft, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, Starrsinn für festen Willen und ein Talglicht für einen Stern. Wenn unser Mann einmal seinen sogenannten festen Willen auf ein bestimmtes Ziel hingerichtet hatte, so ging es schnurgerade und ohne alle weitere Beachtung auf dasselbe los. Starrköpfigkeit ohne Verstand ist eine an die Dummheit angelöthete und ihr zur Verlängerung dienende Thorheit. Die Sache hat gar viele Abstufungen. Wenn eine Katastrophe des Privat-

lebens oder der öffentlichen Ereignisse an uns voüber gegangen ist und wenn wir dann nachfragen, wie und woher sie sich entwickelt hat, so finden wir meistens ihren Anfangspunkt bei einem mittelmäßigen und starrköpfigen Menschen, der seiner Kraft blind vertraute und sich in Bewunderung derselben gefiel. Es gibt in der Welt viele solcher eigensinnigen Fatalitäten, die sich gerne für eine Vorsehung halten.

So beschaffen also war der Werkstatt-Direktor im Centralgefängniß zu Clairvaux. So war der Feuerstahl geformt, mit dem die Staatsgesellschaft täglich auf die Gefangenen losschlug, um Funken aus ihnen herauszulocken. — Der Funken, den ein solcher Stahl aus solchen Steinen bringt, zündet oft entsetzlichen Brand an.

Wir haben schon erwähnt, daß Claude Gueur, kaum in Clairvaux angelangt, einer Werkstätte zugetheilt und mit Arbeit versehen ward. Der Direktor machte sich mit ihm bekannt, fand einen tüchtigen Arbeiter in ihm und behandelte ihn gut. Ja eines Tages, als er gerade guter Laune war und Claude Gueux sehr traurig fand (denn Claude dachte immer an die, welche er sein Weib nannte), erzählte er ihm in spaßendem Tone und zum Zeitvertreib, auch um ihn zu trösten, daß diese eine öffentliche Buhldirne geworden wäre. Claude fragte kalt, was aus seinem Kinde geworden; man wußte es nicht.

Nach dem Verlauf von einigen Monaten war Claude die Gefangnißluft gewöhnt und schien sich in sein Schick-

sal gefunden zu haben. Eine seinem Charakter eigenthümliche ernste Heiterkeit hatte wieder die Oberhand gewonnen. In derselben Zeit hatte er einen hohen Grad von Herrschaft über seine Genossen erlangt. Wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft und ohne daß Jemand, selbst er nicht, wußte wie, fragten ihn alle um Rath, hörten alle auf ihn, bewunderten und ahmten ihn sogar nach, was die höchste Stufe der Bewunderung ist. Es lag für Claude Gueux kein geringer Ruhm darin, daß er bei diesen zügellosen und sonst ungehorsamen Naturen dennoch Gehorsam fand. Diese Herrschaft war ihm zugefallen, ohne daß er daran dachte; er verdankte sie dem Blicke, der aus seinen Augen sprach. Das Menschen-Auge ist ein Fenster, durch welches man die Gedanken sieht, wie sie kommen und gehen.

Man bringe einen ideenreichen Menschen unter Leute mit leeren Köpfen, — und nach einer bestimmten Zeit, nach dem Gesetz einer unwiderstehlichen Anziehung, werden sich diese finsteren Gehirne nach jenem funkensprühenden hinneigen, voll Gehorsam und unwillkührlicher Bewunderung. Es gibt Menschen von solch' höherer Größe und Willen, die schroff, und andere, die leutselig sind: Claude war leutselig.

In weniger, als drei Monaten, war Claude die Seele, das Gesetz und die Ordnung der Werkstätte geworden, und Aller Zeiger schienen sich nach seiner Uhr zu richten, so daß er selbst sich öfters fragen mußte, ob

er hier Gefangener oder König sei. Er war eine Art von gefangnem Papste, den seine Kardinäle umgeben, und durch die natürliche Wechselwirkung, welche sich in allen Klassen kund gibt, ward er von seinen Vorgesetzten in dem Maase ungern gesehen, als ihn seine Genossen liebten. Das findet sich immer so. Und die Popularität wird überall vom Neide und von der Mißgunst begleitet; die Liebe der Sklaven wird durch den Haß der Herrn bestraft.

Auch war unser Gefangener ein starker Esser, was als Eigenthümlichkeit seiner Organisation betrachtet werden muß. Sein Magen war so eingerichtet, daß er täglich mehr Nahrung brauchte, als sonst zwei andere. Herr von Cotadilla hatte auch einen solchen Appetit und lachte darüber; aber was einem Herzog und Grand von Spanien, welcher 500,000 Hämmel besitzt, Veranlassung zum Lachen geben kann, das ist eine Last für einen Arbeiter und ein Unglück für einen Gefangnen.

Als unser Claude noch frei war, arbeitete er fleißig und verdiente sich jeden Tag vier Pfund Brod, die er auch brauchte; jetzt im Gefängniß erhielt er täglich anderthalb Pfund Brod und vier Unzen Fleisch. Diese Ration war unveränderlich, und er hatte daher immer Hunger, aber er sprach und klagte nicht, wie das in seiner Art lag. Eines Tages hatte er seine gewöhnliche Portion verzehrt und sich dann an die Arbeit begeben, in der Hoffnung, den Hunger durch die Arbeit zu betrügen. Die andern

Gefangenen aßen heiter und vergnügt. Da setzte sich ein junger, blasser, blonder und schwächlicher Mensch neben ihn. In der Hand hielt er seine Ration, von der er kaum gekostet hatte, und ein Messer. Er saß da und schien etwas sagen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben. Dieser Mensch, mit Fleisch und Brod in der Hand, belästigte unsern Claude. „Was willst du?“ fragte er ihn endlich mit Ungestüm. — „Du sollst mir einen Dienst thun,“ sagte der junge Mensch furchtsam. — „Was?“ fragte Claude. — „Du sollst mir helfen, dies zu verzehren; es ist zu viel für mich.“ — Da floß eine Thräne aus Claudens strengem Auge; er nahm das Messer, theilte brüderlich und fing an zu essen. — „Ich danke!“ sprach der junge Mensch. „Wenn du willst, so theilen wir von heute an täglich.“ — „Wie heißt du?“ fragte Claude Gueux. — „Albin.“ — „Warum bist du hier?“ — „Ich habe gestohlen.“ — „Ich auch,“ sagte Claude.

Sie theilten wirklich von nun an Tag für Tag. Claude Gueux war sechs und dreißig Jahre alt, zuweilen aber schien er fünfzig alt zu sein, so ernst war sein Wesen. Albin zählte zwanzig Jahre. Man hätte ihn aber für einen Jüngling von siebzehn gehalten, so viel Unschuld lag noch in dem Blicke dieses Diebes. Eine enge Freundschaft knüpfte sich zwischen diesen beiden Menschen an, eine Freundschaft eher, wie sie Vater und Sohn, als wie Bruder und Bruder sie fühlen. Albin war fast noch ein Kind, Claude fast schon ein Greis.

Sie arbeiteten in der nämlichen Werkstätte, schliefen hinter den nämlichen Riegeln, gingen in dem nämlichen Hofe auf und ab, aßen vom nämlichen Brode. Jeder der beiden Freunde war die Welt für den andern. Sie mochten sich wohl glücklich fühlen.

Wir haben von dem Werkstätten-Direktor schon gesprochen. Dieser, von den Gefangenen gehaßt, war, um Gehorsam bei ihnen zu finden, oft genöthigt, seine Zuflucht zu Claude Gueux zu nehmen, der von Allen geliebt wurde. Bei mehr als einer Gelegenheit, wenn es sich davon handelte, einen Aufstand oder einen Tumult zu verhindern, hatte die titellose Autorität des Claude Gueux die offizielle Autorität des Direktors kräftig und wirksam unterstützt. Es wogen in der That, um die Gefangenen im Zaume zu halten, zehn Worte Claude's zehn Gendarmen auf. Claude hatte dem Direktor diesen Dienst oft erwiesen. Der Direktor haßte ihn deßhalb auch herzlich; er war eifersüchtig. Er hegte im Innersten einen geheimen, neidischen, unversöhnlichen Groll gegen Claude.

Claude liebte Albin sehr und dachte nicht an den Direktor.

Eines Tages früh, im Augenblicke, wo die Beschließer die Gefangenen je zwei aus ihren Schlafzellen in die Werkstätte brachten, rief ein Wärter Albin, der neben Claude war, und verkündete ihm, daß der Direktor nach ihm verlange. — „Was will er von dir?“ sagte Claude.

— „Ich weiß nicht,“ erwiederte Albin. — Der Wärter führte Albin fort. —

Der Morgen ging vorüber. Albin kehrte nicht zur Werkstätte zurück. Als die Ruhestunde kam, da dachte Claude, er würde Albin im Hofe finden. Albin war aber nicht im Hofe. Die Gefangenen kehrten in die Werkstätte zurück. Albin erschien aber nicht. So verstrich der Tag. Am Abend wurden die Gefangenen in ihre Schlafzellen zurückgeführt. Claude's Augen suchten Albin und fanden ihn nicht. In diesem Augenblick schien er viel zu leiden; denn er wandte sich, was er sonst niemals that, an einen Wärter und fragte: „Ist Albin krank?“ — „Nein,“ ward ihm zur Antwort. — „Weßhalb denn,“ fragte Claude weiter, ist er heute nicht wiedergekommen?“ — „Ei nun,“ erwiederte nachlässig der Schließer, „weil man ihn in ein anderes Quartier eingetheilt hat.“ — Die Zeugen, die über diese Umstände später aussagten, gaben an, daß bei dieser Antwort des Wärters die Hand, mit welcher Claude ein angezündetes Licht trug, schwach zitterte. — Ruhig fragte er abermals: „Wer hat denn das befohlen?“— Der Wärter antwortete: „Herr D.“ — So hieß der Direktor der Werkstätten.

Der folgende Tag ging vorüber, wie der vorige, — ohne Albin.

In der Feierabendstunde kam der Direktor, Herr D., um seine gewöhnliche Runde in der Werkstätte zu machen. Sobald ihn Claude von Weitem sah, nahm er

seine grobwollene Mütze ab, knöpfte sein graues Kamisol, die traurige Livree von Clairvaux, zu, stellte sich, mit der Mütze in der Hand, an den Eingang zu seiner Bank und wartete so, bis der Direktor an ihm vorüberkäme. Der Direktor kam. — „Mein Herr!“ sagte Claude. — Der Direktor stand still und wandte sich halb nach ihm hin. — „Mein Herr,“ fing Claude wieder an, „ist es wahr, daß Albin in ein anderes Quartier gekommen ist?“ — „Ja.“ — „Mein Herr,“ fuhr Claude fort, „ich bedarf Albin, um zu leben. Sie wissen,“ setzte er hinzu, „daß ich mit der Ration, die ich hier bekomme, nicht genug habe, und daß Albin sein Brod mit mir theilte.“ — „Das war seine Sache,“ sprach der Direktor. — „Mein Herr, gibt es denn kein Mittel, Albin in das nämliche Quartier, wo ich bin, wieder einzutheilen?“ — „Unmöglich. Es ist einmal so beschlossen.“ — „Von wem?“ — „Von mir.“ — „Mein Herr,“ fuhr Claude fort, „hier handelt es sich um Leben oder Tod für mich, und von Ihnen hängt es ab.“ — „Ich ändere niemals meinen Entschluß.“ — „Mein Herr, habe ich Ihnen denn etwas gethan?“ — „Nein.“ — „Nun,“ sagte Claude, „warum trennen Sie mich denn von Albin?“ — „Deßhalb,“ sagte der Direktor.

Und nach dieser Erklärung ging der Direktor weiter.

Claude ließ seinen Kopf niedersinken und erwiederte nichts. Ein eingekerkerter Löwe dem man seinen Hund entrissen!

Der Kummer über die Trennung von Albin verminderte keineswegs die gewissermaßen krankhafte Eßlust des Gefangnen. Aeusserlich zeigte Claude indessen nicht die geringste Veränderung. Mit keinem seiner Gefährten sprach er von Albin. In den Erholungsstunden ging er allein in dem Hofe auf und ab und litt Hunger. Das war Alles.

Die aber, welche ihn genauer kannten, bemerkten wohl etwas Finsteres und Düsteres, das sich mit jedem Tage mehr und mehr über sein Antlitz verbreitete. Doch war er sanfter, als je.

Mehrere wollten ihre Ration mit ihm theilen. Er lehnte es lächelnd ab.

Jeden Abend nun, seit der Erklärung, die ihm der Direktor gegeben hatte, wann dieser bei seiner gewöhnlichen Runde an der Werkbank Claudes vorüberging, erhob Claude seine Augen, heftete seinen stechenden Blick starr auf ihn und richtete dann in einem Tone, der zugleich ängstlich und zürnend klang, der zugleich flehte und drohte, nur die beiden Worte an ihn: Und Albin? Der Direktor stellte sich dann immer, als ob er ihn nicht höre, oder ging, die Achseln zuckend, vorüber.

Er that nicht recht daran, die Achseln zu zucken; denn Allen, welche diesen seltsamen Auftritt mit ansahen, war es nur allzu klar, daß Claude Gueux in seinem Innern zu etwas entschlossen war. Aengstlich erwarteten die

Gefangnen das Resultat dieses Kampfes zwischen Starrsinn und festem Entschluß.

Bei der Untersuchung hat es sich erwiesen, daß einmal Claude zum Direktor sagte: Hören Sie, mein Herr, schenken Sie mir meinen Kameraden wieder. Sie thun wohl daran, ich versichere es Sie. Beachten Sie diese Worte!

An einem Sonntag saß er auf der kleinen Wiese des Gefängnißhauses auf einem Stein, den Ellenbogen auf's Knie und den Kopf auf die Hände gestützt, seid mehreren Stunden sprachlos und unbeweglich, als der Sträfling Faillette zu ihm trat und fragte: „Was zum Teufel treibst du denn hier, Claude?" — Claude richtete langsam und ernst den Kopf in die Höhe und sprach „ich sitze über Einen zu Gericht."

Endlich an einem Abend, den 25. Oktober 1831, als eben der Direktor seine Runde machte, zertrat Claude mit Heftigkeit ein Uhrglas, welches er am Morgen gefunden hatte. Der Direktor fragte nach der Ursache des Geräusches. „Es hat nichts zu bedeuten; ich bin es," sagte Claude. „Geben Sie mir meinen Kameraden zurück, HerrDirektor. — „Das ist unmöglich." — „Aber es ist unrecht und Sie sollten es wohl überlegen," sagte der Gefangene mit fester Stimme. „Wir haben heute den 25. Oktober und bis zum 4. November gebe ich Ihnen Zeit." — Ein Gefängnißwärter meinte, eine solche Drohung sei des Einsperrens werth. — „Nein,"

entgegnete der Direktor, „keine Einsperrung! Man muß gegen diese Leute Nachsicht haben.“ Des andern Tages, während die Gefangenen sich lustig im Sonnenschein herumtrieben, ging Claude nachdenkend und allein auf und nieder. Der Gefangene Perrot trat zu ihm. „An wen denkst du, Claude? Du scheinst traurig zu sein. Ich fürchte daß unserm guten Herrn D. bald ein Unglück widerfahren wird. Vom 25. Oktober bis 4. November sind neun volle Tage. Claude ließ keinen Einzigen vorübergehen, ohne dem Direktor zu wiederholen, wie schmerzlich ihm der Verlust seines Albins sei. Dem Direktor wurde die Sache lästig und er ließ den Bittsteller einmal auf 24 Stunden einsperren. Das war Alles, was dieser erhalten konnte. So erschien endlich der 4. November, und an diesem Tage erwachte Claude so heiter, wie man ihn seit der Trennung von seinem Freunde nicht gesehen hatte. Er durchsuchte eine Kiste von weißem Holze, welche seine Lumpen enthielt und zog eine Scheere heraus. Diese Scheere, nebst einem zerknitterten Bande des Emil war das Einzige, was ihm aus seiner glücklichen Zeit noch übrig und ihn an sein Mädchen und ihr Kind erinnerte. Was sollen ihm diese Gegenstände nützen? Die Scheere kann nur eine Nätherin und das Buch nur ein Gelehrter brauchen; er selbst konnte weder nähen, noch lesen. Bald darauf trat er, durch einen Gang des alten Klosters schreitend, zu dem Gefangenen Ferrari, welcher mit Aufmerksamkeit die

dicken Fensterstangen betrachtete. Claude zeigte ihm die kleine Scheere und sagte: „Heute Abend werde ich mit dieser kleinen Scheere die dicken Balken, die du eben betrachtest, durchschneiden.“ Ferrari wollte es nicht glauben, und beide lachten. An diesem Morgen arbeitete Claude fleißiger, als gewöhnlich, und schien einen Strohhut, den ihm ein ehrlicher Bürger voraus bezahlt hatte, in größter Eile fertig bringen zu wollen.

Kurz vor Mittag begab er sich unter einem Vorwande in die gleicher Erde gelegene Tischlerwerkstätte. Claude war dort, wie überall, beliebt; nur selten aber kam er hin. — „Seht, da ist Claude!“ schallte es ihm entgegen. Alle traten freundlich auf ihn zu. Claude warf einen schnellen Blick im Saale umher. Kein Wärter war da. „Wer will mir ein Beil leihen?“ „Was willst du damit?“ frug man ihn. Er erwiederte kurz: „Heute Abend den Direktor damit erschlagen.“ Sie zeigten ihm mehrere Beile. Er wählte das Kleinste und zugleich Schärfste, verbarg es in seinen Beinkleidern und ging fort. Es waren sieben und zwanzig Gefangne zugegen. Er hatte ihnen nicht anempfohlen, zu schweigen; Keiner verrieth ihn. Sie sprachen nicht einmal von diesem Vorfalle unter einander; Jeder erwartete, was da kommen sollte. Die That war schrecklich. Keiner aber wagte es, Claude einen Rath zu geben, oder ihn anzuzeigen.

Eine Stunde später trat Claude zu einem sechszehn-

jährigen Sträfling, der auf dem Gange gähnend herumschlenderte. Er rieth ihm, lesen zu lernen. In diesem Augenblicke kam der Gefangene Faillette auf ihn zu und fragte ihn, was er denn da in seinen Beinkleidern versteckt habe. „Ein Beil ist's," erwiederte Claude, „mit dem ich heute Abend Herrn D. erschlagen will. Sieht man es?" — „Ein wenig," sprach Faillette.

Der übrige Theil des Tages verstrich, wie gewöhnlich. Um sieben Uhr Abends wurden die Gefangenen eingeschlossen, jede Section in die ihr angewiesene Werkstatte, und die Wärter verließen, wie es Gebrauch zu sein scheint, die Arbeitssäle, um erst nach der Runde des Direktors zuruckzukehren.

Claude wurde also, wie die Uebrigen, mit seinen Handwerksgenossen in seine Werkstätte eingeriegelt. Und nun begab sich hier eine außerordentliche Scene.

Es waren, wie die gerichtliche Untersuchung, die später stattgefunden, erwiesen hat, mit Claude 82 Diebe anwesend.

Da, als die Wärter sie allein gelassen hatten, da stellte sich Claude aufrecht auf seine Bank und verkündete, daß er etwas reden wolle. Und alle schwiegen.

Und nun erhob Claude seine Stimme und sprach: „Ihr alle wißt, daß Albin mein Bruder war. Mit dem, was ich hier zu essen bekomme, habe ich nicht genug. Wenn ich mir selbst für das Wenige, was ich verdiene, nur Brod kaufte, so wäre es doch nicht hinreichend.

Albin theilte seine Ration mit mir; ich liebte ihn im Anfange, weil er mich ernährte, dann, weil er mich liebte. Der Direktor, Herr D., hat uns getrennt. Und doch hätte es ihm nichts gethan, wenn wir beisammen geblieben wären. Er ist aber ein boshafter Mensch, der seine Freude daran hat, zu quälen. Ich habe Albin so oft von ihm zurückverlangt. Habt ihr es nicht gesehen? Aber er hat nicht gewollt. Ich habe ihm bis zum 4. November Zeit gelassen, um mir Albin zurückzugeben. Er hat mich, weil ich das gesagt habe, einsperren lassen. Ich aber habe während dieser Zeit ihn gerichtet und habe ihn zum Tode verurtheilt. Nach den Akten. Heute ist der 4. November. In zwei Stunden wird er seine Runde machen. Ich sage Euch im Voraus, daß ich ihn erschlage. Hat Einer dabei etwas zu sagen?"

Alle schwiegen.

Und Claude begann wieder. Er sprach mit einer außerordentlichen, ihm übrigens natürlichen Beredsamkeit. Er erklärte, er wisse wohl, daß er eine gewaltsame Handlung zu begehen im Begriffe sei, er glaube aber nicht, Unrecht zu haben. Er rief das Gefühl der 81 Diebe, die ihm zuhörten, als Zeugen dafür auf. Er sei bis zum Aeußersten getrieben; habe ihm Jemand einen Einwurf zu machen, so sei er ihn zu hören bereit.

Eine Stimme nur ward laut, und die rieth ihm, Claude möge, ehe er den Direktor erschlage, noch einen

letzten Versuch machen und zu ihm reden, um dessen hartes Gefühl vielleicht noch zu erweichen.

„Das ist nicht mehr, wie recht!“ sprach Claude. „Ich werde es thun.“

Es schlug Acht auf der großen Uhr. Der Direktor mußte um neun Uhr kommen.

Sobald einmal dieser sonderbare Cassationshof das erlassene Urtheil gewissermaßen genehmigt hatte, wurde Claude wieder so heiter, wie zuvor. Alles, was er an Leinenzeug und Kleidungsstücken besaß, legte er auf einen Tisch, rief seine Genossen, die er nach Albin am meisten liebte, einen nach dem andern, zu sich und vertheilte Alles unter sie. Nichts behielt er, als die kleine Scheere.

Dann umarmte er sie Alle. Einige weinten, diesen lächelte er sanft zu. In dieser letzten Stunde gab es Augenblicke, wo er mit so großer Ruhe, selbst mit so vieler Heiterkeit plauderte, daß mehrere seiner Kameraden, wie sie später aussagten, hofften, er werde seinen Entschluß vielleicht aufgeben. Einmal sogar ergötzte er sich damit, eines der wenigen Lichter, welche die Werkstätte erleuchteten, mit Blasen aus den Naslöchern auszulöschen; denn er hatte manche gar schlechte Gewohnheiten, die öfter, als es hätte sein sollen, seine natürliche Würde beeinträchtigten. Wie hätte es denn auch sein können, daß dieser alte Straßenzögling nicht zuweilen den Gassengeruch hätte haben sollen?

Nachdem er alle seine Kleinigkeiten ausgetheilt, von Allen Abschied genommen, Allen die Hand gedrückt hatte, unterbrach er ein unruhiges Plaudern, welches sich hie und da in den finstern Ecken der Werkstätte vernehmen ließ; er befahl, man solle zur Arbeit zurückkehren. Und alle gehorchten schweigend.

Die Werkstätte, in welcher sich dies ereignete, war ein länglicher Saal, ein langes Parallelogramm mit Fenstern auf den beiden großen Seiten und mit zwei sich einander gegenüber befindlichen Thüren auf den kleineren. Die Werktische standen auf jeder Seite an den Fenstern, die Bänke stießen in einem rechten Winkel an die Mauer und der zwischen den beiden Tischreihen leer gebliebene Raum bildete einen langen Weg, der in gerader Linie durch den ganzen Saal hin von einer Thüre bis zur anderen führte. Diesen ziemlich engen Weg mußte der Direktor, wenn er seine Runde machte, gehen. Durch die Thüre im Süden trat er ein und verließ den Saal durch die im Norden, nachdem er links und rechts über die Arbeiter hingeblickt hatte. Gewöhnlich ging er ziemlich rasch durch und ohne sich nur aufzuhalten.

Claude hatte sich wieder an seine Bank und an die Arbeit zurückbegeben, wie einst sich Jacques Clement noch einmal zum Gebet niedergekniet hatte.

Alle harrten gespannt. Der Augenblick nahte. Plötzlich ertönte ein Glockenschlag. „Das ist drei Viertel,“ sprach Claude. Und er erhob sich und schritt ernst durch

einen Theil des Saales und lehnte sich nachlässig an die Ecke des ersten Werktisches, links, gerade neben der Eingangsthüre.

Neun schlug es. Die Thür' ging auf und herein trat der Direktor.

Und in diesem Augenblicke herrschte eine lautlose Stille in der Werkstätte.

Nur der Direktor war, wie gewöhnlich.

Er trat mit seinem lachenden, selbstgefälligen und gefühllosen Gesichte ein, sah nicht Claude, der links an der Thüre aufrecht dastand, die rechte Hand in seine Beinkleider versteckt, und ging schnell an den ersten Tischen vorüber, schüttelte den Kopf, leise vor sich hin brummend und hinüber und herüberblickend, ohne zu gewahren, daß alle Augen, die auf ihm ruhten, von einer einzigen furchtbaren Idee erfüllt waren.

Plötzlich wandte er sich schnell um, denn er hörte Jemanden hinter sich gehen. Claude war es, der seit einigen Augenblicken ihm schweigend folgte.

„Was machst du da?“ fing der Direktor an. „Warum bist du nicht an deinem Platz?“ — Claude erwiederte ehrerbietig: „Weil ich etwas mit Ihnen zu reden habe, Herr Direktor.“ — „Von was?“ — „Von Albin.“ — „Wieder von dem!“ rief der Direktor. — „Und immer von ihm!“ sprach Claude. — „Wie?“ fuhr der Direktor fort, indem er weiter ging, „hast du an den vier und zwanzig Stunden, die du eingesperrt warst, nicht genug

gehabt." — „Herr Direktor," antwortete, ihm folgend, Claude, „schenken Sie mir meinen Kameraden wieder!" — „Unmöglich!"

„Herr Direktor," hob Claude mit einer Stimme an, die einen Dämon erweicht hätte, „ich flehe Sie darum an, schenken Sie mir Albin wieder. Sie sollen sehen, wie ich dann arbeite! Sie sind frei; Ihnen ist es gleich; Sie wissen nicht, was ein Freund ist. Aber ich, ich habe nur die vier Gefängnißmauern. Sie können gehen und kommen; ich, ich habe nur Albin. Schenken Sie mir ihn wieder. Albin ernährte mich, Sie wissen's. Es kostet Sie doch weiter nichts, als Ja zu sagen! Was thut es Ihnen denn, wenn im nämlichen Saale ein Mensch ist, der Claude Gueux heißt, und noch einer, der Albin heißt? Und weiter ist es doch nichts. Herr Direktor, guter Herr Direktor, ich beschwöre Sie im Namen Gottes!"

Claude hatte vielleicht noch nie zu einem seiner Kerkermeister so viel auf einmal gesprochen. Erschöpft schwieg er nach dieser Anstrengung. Mit einer ungeduldigen Bewegung aber erwiederte der Direktor: „Unmöglich! Ich hab' es schon einmal gesagt. Sprich mir nicht mehr davon. Du langweilst mich."

Und da er gerade Eile hatte, ging er rascher vorwärts; Claude aber auch. Und als er noch so sprach, gelangten Beide an die Ausgangsthüre. Die 81 Diebe sahen und hörten mit eingehaltenem Athem:

Claude faßte den Direktor leise am Arm. „Lassen Sie mich aber," sprach er, „zum wenigsten doch wissen, weßhalb ich zum Tode verurtheilt bin. Sagen Sie, weßhalb haben Sie ihn von mir getrennt?"

„Ich habe dir es schon einmal gesagt," antwortete der Direktor; „deßhalb." Und er wandte Claude den Rücken und griff nach der Thürklinke.

Bei dieser Antwort des Direktors aber war Claude einen Schritt zurückgetreten. Die 81 Statuen, die da waren, sahen, wie seine rechte Hand mit dem Beile hervorfuhr. Die Hand fuhr in die Höhe, und ehe der Direktor einen Schrei ausstoßen konnte, hatten drei furchtbare Beilschläge, alle drei mit derselben Wuth auf den nämlichen Fleck geführt, ihm die Hirnschaale zerschmettert. Im Augenblicke, wo er rücklings niederstürzte, zerfetzte ihm ein vierter Streich das Gesicht. Dann, denn die einmal hintobende Wuth hält nicht so bald ein, spaltete ihm Claude Gueux noch den rechten Schenkel mit einem fünften Schlag; der war aber überflüssig, der Direktor war todt.

Und nun schleuderte Claude das Beil weg und rief: „Jetzt an den Anderen!" Der Andere war er selbst. Er riß aus seiner Westentasche die kleine Scheere seines Weibes hervor, und ohne daß Jemand versucht hätte, ihn daran zu hindern, stieß er sie sich in die Brust. Die Klinge aber war kurz, die Brust hoch. Oft wiederholte er den Stoß. „Verwünschtes Herz, kann ich dich denn

nicht finden!“ rief er. „Endlich, von Blut überströmt, sank er leblos nieder.

Als Claude wieder zu sich kam, lag er, mit Linnen und Bandagen bedeckt, in einem Bette. An aufmerksamer Sorge fehlte es ihm nicht. An seinem Lager standen mehrere barmherzige Schwestern und auch ein Untersuchungsrichter, der ein Protokoll aufnahm und ihn mit vielem Antheile fragte: „Wie befinden Sie sich?“

Claude hatte viel Blut verloren. Die Scheere hatte jedoch ihren Dienst schlecht gethan; kein Stoß mit ihr war gefährlich gewesen. Für ihn waren nur die Wunden gefählich, die er Hrn. D. beigebracht hatte.

Die Verhöre begannen. Er wurde gefragt, ob er es sei, der den Werkstätten-Direktor des Gefängnisses von Clairvaux getödtet habe. Er antwortete: Ja. — Er wurde gefragt: warum? — „Deßhalb,“ antwortete er.

Einmal aber verschlimmerten sich seine Wunden. Ein heftiges Fieber ergriff ihn und drohte ihm den Tod. November, December, Januar und Februar gingen unter aufmerksamer Sorge und unter Vorbereitungen vorüber, Aerzte und Richter drängten sich um Claude; die einen heilten seine Wunden, die anderen bereiteten sein Schaffot.

Doch machen wir es kurz! Am 16. März 1832 erschien er, völlig wieder hergestellt, vor dem Assisenhof von Troyes. Die ganze Stadt war herbeigeströmt. —

Claude zeigte sich mit Anstand vor dem Hofe. Er hatte sich den Bart sorgfältig abnehmen lassen. Er war in die düstre graue Kleiduug der Gefangenen von Clairvaux gekleidet, sein Kopf entblößt.

Als endlich die Debatten beginnen sollten, zeigte sich ein auffallendes Hinderniß. Keiner der Zeugen für die Ereignisse am 4. November wollte gegen Claude aussagen. Der Präsident drohte ihnen mit der ihm in diesem Fall zustehenden Strafbefugniß. Es war vergeblich. Da befahl ihnen Claude, auszusagen. Und alle Zungen waren gelöst. Die Zeugen theilten mit, was sie gesehen hatten.

Claude hörte ihnen allen mit großer Aufmerksamkeit zu. Als einer von ihnen, aus Vergessenheit oder aus Anhänglichkeit an Claude, Umstände überging, die gegen den Angeklagten waren, ergänzte sie Claude.

Aus den einzelnen Zeugenaussagen entrollte sich nach und nach vor dem Gerichtshofe die Reihe der Thatumstände, welche wir im Vorhergehenden entwickelt haben.

Bei einem Auftritte aber blieben die Augen der anwesenden Damen nicht thränenleer. Der Huissier rief den Sträfling Albin auf. An diesen war die Reihe gekommen auszusagen. Wankenden Schrittes trat er ein; er schluchzte heftig. Die Gend'armen konnten es nicht verhindern, daß er auf Claude zustürzte und in dessen Arme sank. Claude hielt ihn aufrecht und sprach lächelnd zum Prokurator des Königs: „Sehen Sie da einen

Verbrecher, der sein Brod mit dem Hungernden theilt!" Dann küßte er Albin's Hand.

Die Zeugen waren alle abgehört. Der Prokurator des Königs erhob sich und begann seine Rede.

Hierauf sprach Claude's Advokat. Das Plaidiren für und das Plaidiren gegen machten abwechselnd alle die Evolutionen, wie sie bei einem sogenannten Criminalproceß gebräuchlich sind.

Claude aber glaubte, daß noch nicht alles gesagt wäre. Er sprach auf eine Weise, daß Jemand, welcher bei dieser Verhandlung zugegen war, mit Staunen erfüllt wurde. Dieser arme Arbeiter schien eher zu einem Redner, als zu einem Mörder geschaffen zu sein. Aufrecht stand er da. Seine Stimme war durchdringend, doch passend angewendet; sein Blick klar, offen und entschlossen; seine Bewegungen waren fast immer die nämlichen, aber gebietend. Er schilderte die Umstände, wie sie waren, ohne sie zu schärfen, noch zu mildern, räumte Alles ein, trat dem Artikel 296 gerade entgegen und beugte sein Haupt unter ihn. Zuweilen war seine Rede wahrhaft oratorisch, so daß die dicht gedrängte Menge in Bewegung gerieth und einer dem andern die Worte Claude's flüsternd wiederholte. Dadurch entstand ein Murmeln, während dessen Claude, einen stolzen Blick über die Zuschauer werfend, Athem schöpfte. In anderen Augenblicken wieder war die Rede dieses Manens, der nicht einmal lesen konnte, zart, rein, gewählt, wie die eines

Schriftstellers; dann auch wieder bescheiden, wohl abgemessen, auf alle Punkte aufmerksam, Schritt vor Schritt in die Einzelnheiten der Diskussion eindringend; wohlwollend gegen die Richter. Einmal nur überließ er sich einer Aufwallung von Zorn. Der Prokurator des Königs hatte bei der Diskussion die Behauptung aufgestellt, Claude Gueux habe den Werkstätten-Direktor, ohne vorausgegangene Thätlichkeiten und Gewaltthätigkeiten von Seiten des Direktors, demnach ohne Aufreizung ermordet.

„Wie?" rief Claude heftig aus, „ich wäre nicht gereizt worden! „Doch ja, wahrhaftig, es ist recht; ich verstehe Sie. Ein Betrunkener gibt mir einen Faustschlag, ich tödte ihn, ich bin gereizt worden, Sie verfahren gnädig mit mir und schicken mich auf die Galeere. Aber ein Mann, der nicht betrunken, nein! der im vollen Besitze seines Verstandes ist, — der preßt vier Jahre lang mir das Herz zusammen, bringt mir an jedem Tage, in jeder Stunde, in jeder Minute vier Jahre lang an irgend einer unerwarteten Stelle einen Nadelstich bei! Ich hatte ein Weib, für das ich gestohlen habe, — er martert mich mit diesem Weib! Ich hatte ein Kind, für das ich gestohlen habe, — er martert mich mit diesem Kinde! Ich habe nicht Brod genug, ein Freund gibt mir Brod, — er nimmt mir Freund und Brod. Ich verlange meinen Freund zurück, er sperrt mich ein! Ich sage ihm, daß ich leide, — er sagt mir, daß ich ihn

langweile! Sprecht, was soll ich da thun? Ich erschlage ihn. Es ist wahr, ich bin ein Ungeheuer, ich habe diesen Mann getödtet, ich bin nicht gereizt worden, Ihr schlagt mir den Kopf ab. Thut es!"

Die Debatten waren geschlossen, der Präsident erstattete sein unparteiisches und lichtvolles Resumé. Aus diesem ging hervor: Eine schändliche Lebensweise, ein wahrhaftes Ungeheuer; Claude Gueux hatte damit angefangen, daß er mit einer öffentliche Buhldirne in wilder Ehe lebte; dann hatte er gestohlen, zuletzt gemordet. Und alles dies war freilich wahr.

Im Augenblicke, ehe sich die Geschwornen in ihr Zimmer entfernten, fragte der Präsident den Angeklagten, ob er bei der Stellung der Fragen etwas zu bemerken habe. — „Nur wenig," sprach Claude, „und zwar das: Ich bin ein Dieb und ein Mörder, ich habe gestohlen und gemordet, — allein weßhalb habe ich gestohlen? weßhalb habe ich gemordet? Stellen Sie, meine Herrn Geschwornen, diese beiden Fragen noch neben die anderen."

Nach einer viertelstündigen Berathung und in Folge des Ausspruchs der zwölf Geschwornen wurde Claude Gueux zum Tode verurtheilt.

Zuverlässig ist es, daß bei'm Beginn der Debatten es mehreren Geschwornen aufgefallen war, daß der Angeklagte Gueux (Bettler) hieß, was denn einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Als Claude seinen Urtheilsspruch vernommen, sagte

er nur: „Wohl! Aber weßhalb hat dieser Mensch gestohlen, weßhalb hat dieser Mensch getödtet? Auf diese zwei Fragen antworten Sie nicht.“

In das Gefängniß zurückgekehrt, verzehrte er heiter sein Mahl und sagte: Sechs und dreißig Jahre voll Mühe! — Er wollte nicht um Cassation des Urtheils nachsuchen. Eine der barmherzigen Schwestern, die ihn während seines Siechthums gepflegt hatte, kam zu ihm und bat ihn unter Thränen darum. Er appellirte ihr zu Gefallen. Er scheint ihrem Verlangen bis zum letzten Augenblick der Frist abgeneigt gewesen zu sein; denn als er sein Cassationsgesuch unterschrieb, war die gesetzte Frist von drei Tagen schon seit einigen Minuten vorüber. Die barmherzige Schwester schenkte ihm aus Erkenntlichkeit fünf Franken. Er nahm das Geld und dankte ihr dafür.

Während seine Appellation schwebte, wurde ihm von den Gefangenen von Troyes, die ihm alle ergeben waren, mehrmals das Anerbieten gemacht, ihm Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Er lehnte es ab. Die Sträflinge warfen hinter einander in sein Gefängniß durch das Luftloch einen Nagel, ein Stück Eisendrath und einen Hacken. Jedes dieser drei Werkzeuge wäre für einen Mann, wie Claude, hinreichend gewesen, seine Fesseln durchzufeilen. Er übergab den Hacken, den Eisendrath und den Nagel dem Kerkermeister.

Am 8ten Juni 1832, sieben Monate und vier Tage

nach der That, nahte endlich die Sühne, pede claudo, wie man sieht. An diesem Tage, um sieben Uhr Morgens, trat der Greffier des Tribunals in das Gefängniß Claude's und verkündete ihm, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe. Sein Kassationsgesuch war verworfen worden.

„Nun," sprach Claude kalt, „ich habe diese Nacht gut geschlafen, ohne mir einfallen zu lassen, daß ich die nächste noch besser schlafen würde."

Die Worte starker Gemüther scheinen bei'm Nahen des Todes immer eine gewisse Größe anzunehmen.

Es kam der Geistliche, dann der Scharfrichter. Er war demüthig gegen den Geistlichen, sanft gegen den Andern.

Er behielt seine völlige Geistesstärke. Während ihm die Haare geschnitten wurden, sprach Jemand in einer Ecke des Gefängnisses von der Cholera, welche in diesem Augenblicke Troyes bedrohte. — „Ich," sagte lächelnd Claude, „ich habe keine Furcht vor der Cholera." — Er hörte auf den Geistlichen mit gespannter Aufmerksamkeit, machte sich zum großen Vorwurf und bedauerte es sehr, den Unterricht in der Religion nicht gesucht — und keinen erhalten zu haben.

Auf sein Verlangen gab man ihm die Scheere, mit welcher er sich zu tödten versucht hatte. Eine der beiden Klingen fehlte; sie war bei seinem Entleibungs-Versuche abgebrochen. Er bat den Kerkermeister, in seinem Namen

Albin diese Scheere zu überschicken. Auch wünschte er, daß diesem Vermächtnisse die Ration an Brod, die er an diesem Tage noch erhalten haben würde, hinzugefügt werden möchte. — Die, welche ihm die Hände banden, bat er, ihm doch das Fünffrankenstück, welches ihm die barmherzige Schwester geschenkt hatte, das Einzige, was ihm noch geblieben war, in die rechte Hand zu geben.

Um acht Uhr, weniger ein Viertel, verließ er das Gefängniß, mit der gewöhnlichen letzten Begleitung der Verurtheilten. Er ging zu Fuß; sein Antlitz war bleich, sein Blick starr auf das Crucifix des Geistlichen geheftet, sein Schritt aber fest.

Langsam stieg er das Schaffott hinan, den Blick unverwandt auf das Kreuz des Erlösers gerichtet. Er wollte den Geistlichen, dann den Scharfrichter umarmen, dem Einen dankend, dem Andern verzeihend. Der Scharfrichter stieß ihn sanft zurück, will Jemand behaupten. Im Augenblicke, als ihn der Henkersknecht auf die gräßliche Maschine band, machte er dem Geistlichen ein Zeichen, das Fünffrankenstück, welches er in der rechten Hand hatte, zu nehmen, und sagte: „Für die Armen." — Da es in diesem Momente gerade acht Uhr schlug, so übertäubte der Glockenlärm seine Stimme, und der Beichtvater bemerkte ihm, er verstehe ihn nicht. Claude schwieg während zwei Glockenschlägen und wiederholte dann sanft: „Für die Armen."

Noch war der achte Glockenschlag nicht ertönt, als dieses stolze und kluge Haupt schon gefallen war.

Herrliche Wirkung der öffentlichen Hinrichtungen! Noch am nämlichen Tage — noch stand die Maschine drohend und blutig da — rotteten sich die Marktleute wegen einer auf den Tarif bezüglichen Streitigkeit zusammen und hätten einen Oktroi-Beamten beinahe todtgeschlagen. Wie sanft machen doch solche Gesetze das Volk!

Wir haben die Geschichte des Claude Gueux in ihren Einzelnheiten schildern zu müssen geglaubt, weil, so meinen wir wenigstens, alle Paragraphen dieser Geschichte zu Mottos für die Kapitel eines Buches benutzt werden könnten, in dem man das große Problem des neunzehnten Jahrhunderts zu lösen versuchen würde. In Claude's Leben sind zwei Hauptphasen zu unterscheiden: vor dem Falle, nach dem Falle; bei diesen beiden Phasen werfen sich zwei Fragen auf: hinsichtlich der Erziehung, hinsichtlich der Penalität, und zwischen diesen beiden Fragen befindet sich die ganze Staatsgesellschaft.

Claude war von der Natur gut organisirt und wohl begabt. Was hat ihm also gefehlt? Das überlegt!

Es ist dies das große Proportions-Problem, dessen noch zu findende Lösung den allgemeinen Maasstab aufstellen wird: die Staatsgesellschaft muß immer für das Individuum eben so viel thun, wie die Natur.

Seht Claude Gueux! Sein Kopf war gut, sein Herz auch; das leidet keinen Zweifel. Aber das Geschick bringt

ihn in eine so üble Gesellschaft, daß er endlich stiehlt. Die Gesellschaft bringt ihn in ein so übles Gefängniß, daß er endlich mordet.

Wer ist wirklich schuldig? Ist er es? Sind wir es?

Eine ernste, eine wichtige Frage, welche gegenwärtig alle intelligenten Köpfe beschäftigt, welche uns alle so zu sagen am Aermel zupft, und sich so gewaltig uns entgegen drängt, daß wir nicht umhin können werden, sie zu fragen, was sie von uns verlangt, und ihr Rede zu stehen. Der Verfasser dieser Zeilen wird bei nächster Gelegenheit seine Meinung über diese Frage abgeben. Wo solche Thatsachen vorliegen, wo der Gegenstand so dringend wird, da muß man fragen: an was denken diejenigen, welche herrschen, wenn sie nicht an dieses denken? Die Kammern haben immer so wichtige Beschäftigungen. Es ist ohne Zweifel wichtig, die Sinecuren zu verkleinern und die Budgets zu zerstücken; es ist wichtig, Gesetze zu geben, damit ich, als Soldat verkleidet, vor der Thüre des Hrn. Grafen von Lobau auf die patriotische Wache ziehe, vor einem Herrn, den ich weder kenne, noch kennen mag, oder damit ich Parade mache auf dem Carré Marigny, nach dem Gutdünken eines Spezereikrämers, den man zu einem Offizier erhoben hat. Wir wollen hier keineswegs gegen die Stadtwache losziehen; sie ist nützlich, indem sie die Straße, die Schwelle und den Heerd bewacht; aber wir eifern gegen das Parademachen, gegen die Prahlerei und gegen den

militairischen Spektakel, gegen diese Lächerlichkeiten, welche nur dazu dienen können, aus dem Bürger eine Parodie des Soldaten zu machen.

Es ist wohl wichtig für Deputirte und Minister, alle Ideen dieses Landes in langen Diskussionen herumzuwerfen, zu debattiren und zu fragen mit großem Geschrei; es ist wohl wichtig, die Zeit mit Gesetzgeben und Regieren zu verschwenden, mit klassischen Konferenzen, worüber die Schulknaben die Achseln zucken, und zu erklären, wie unser modernes Drama den Ehebruch, die Blutschuld, den Vatermord und die Giftmischerei hervorgerufen habe, oder dadurch zu beweisen, daß man weder Phedra, noch Oedipus, noch Jocaste, noch Medea, noch Rodogüne kennt, kurz, in die Politik tausend Dinge hineinzumischen, welche nicht hinein gehören. Das Alles mag wichtig sein, aber es gibt Dinge von weit größerer Bedeutung. — Was würden die Kammern sagen, wenn sich aus diesem Wirrwarr plötzlich eine Stimme erheben und mit gewichtigen Worten also reden würde:

Schweigen Sie still, Herr Mauguin! Und auch Sie, Herr Thiers! Sie glauben auf dem rechten Wege zu sein und sind es dennoch nicht. Die Frage ist diese: Der Arm der Gerechtigkeit hat vor kaum einem Jahre zu Pamiers einen Menschen grausam hingerichtet, hat zu Dijon einer Frau den Kopf abgerissen und vollstreckt in Paris an der Barrière Saint-Jacques grausame Hinrichtungen. Das ist die Frage, um welche es sich handelt,

und mit welcher Sie sich beschäftigen sollten. Nachher können Sie sich darüber zanken, ob die Knöpfe der Nationalgarde weiß oder gelb sein müssen, und ob Versicherung mehr werth sei, als Sicherheit. Meine Herrn aus dem Centrum, und meine Herrn von beiden Seiten! die Masse des Volks hat noch viel zu dulden. Wir wollen weder um den Namen der Republik noch des Königthums streiten, aber die Masse des Volkes ist zu beklagen. Das ist Thatsache.

Das Volk leidet Hunger, das Volk leidet Durst; vom Elende wird es zum Verbrechen oder zum Laster hingetrieben, je nach dem Geschlecht und nach den Umständen. Haben Sie kein Mitleid mit dem armen Volke, welchem der Bagno seine Söhne, und der Lupanar seine Töchter entreißt? Sie haben ja der Galeerensklaven und der verworfenen Dirnen genug. Was beweisen diese beiden Geschwüre? Daß der Körper der Gesellschaft verdorbenes Blut in sich trägt. Nun, so ist es an Ihnen, wann Sie sich von der Krankheit überzeugt haben, sich auch mit den Kranken zu beschäftigen. Aber Sie behandeln die Krankheit ganz falsch, und müssen sie besser studiren. Ihre Gesetze sind nur Scheinmittel und Versuche. Die eine Hälfte ihres Gesetzbuches besteht aus veralteten Erfahrungen, und die andere Hälfte aus veraltetem Schlendrian. Der Bagno ist ein widersinniges Zugpflaster, welcher weit mehr verdorbenes Blut auswirft, als er dessen einsaugt. Die Todesstrafe ist eine

barbarische Amputation. Brandmarkung, Galeere und Todesstrafe stehen alle drei ganz gleich. Sie haben die Brandmarkung zu unterdrücken versucht. Wenn Sie aber logisch handeln wollen, so müssen Sie auch die beiden andern unterdrücken. Das glühende Eisen, die schwere Kugel und das Henkerbeil sind drei Theile eines unseligen Vernunftschlusses. Farinace war grausam, aber er war nicht absurd. Sie müssen durchaus diese alte Leiter von Verbrechen und Strafe durchgehen und ausbessern, da ihre Sprossen morsch geworden sind. Ihre Gesetzbücher, Ihre Richter, Ihre Gefängnisse und Ihre Strafen bedürfen der Erneuerung, und die Gesetze müssen mit den Sitten durchaus gleichen Schritt halten. Meine Herrn, man schneidet in Frankreich jährlich zu viel Köpfe ab, und weil Sie doch so viel von Ersparnissen reden, so fangen Sie hier zu sparen an. Oder weil Sie Vieles gern abschaffen, so schaffen Sie einmal den Henker ab. Mit dem Gelde für diese achtzig Scharfrichter könnten Sie 600 neue Schulmeister besolden. Denken Sie an das arme Volk und stiften Sie Schulen für die Kinder und öffentliche Werkstätten für die Erwachsenen! Haben Sie nie gehört, daß es in Frankreich mehr Leute gibt, die nicht lesen können, als in irgend einem Lande von Europa? Die Schweiz kann lesen, Belgien kann lesen, Dänemark kann lesen, Deutschland kann lesen, und nur Frankreich kann nicht lesen. Ist das nicht eine Schande für uns? Gehen Sie einmal in den Bagno, meine

Herrn! beobachten Sie einmal diese verworfenen Menschen, studiren Sie ihre Neigungen und fühlen Sie ihre Schädel. Diese Menschen haben einen thierischen Typus, und der erste Fehler liegt also in ihrer Natur, der zweite aber in ihrer Erziehung. Die Natur hat einen schlechten Entwurf gemacht, und die Erziehung hat diesen Entwurf schlecht verbessert. Da liegt nun an Ihnen die Sorge, der elenden Erziehung aufzuhelfen, auf daß diese arme Seelen besser gedeihen und besser wachsen können. Die Nationen haben einen gut oder schlecht geformten Schädel, je nach ihren Institutionen. Rom und Griechenland hatte eine hohe Stirne. Suchen Sie die Gesichtswinkel des Volks so viel als möglich zu öffnen. Wann Frankreich einmal lesen kann, so fahren Sie fort, seine Intelligenz zu entwickeln, aber geben Sie eine gute Belehrung; denn es ist immer noch besser, unwissend, als schlecht belehrt zu sein. Denken Sie daran, daß es ein Buch gibt, philosophischer als der Gevatter Mathieu, volksthümlicher als der Constitutionnel, und dauernder als die Charte von Jahre 1830. Das Buch ist die heilige Schrift, und hier ein Wort zur Erklärung darüber! Was Sie auch thun mögen, so wird die große Masse des Volkes doch immer arm, unglücklich und in trauriger Lage verbleiben; sie wird schwere Arbeit thun und Lasten tragen müssen. Alle Genüsse finden sich in der Wagschale des Reichen und alle Entbehrungen in der Wagschale des Armen, und die beiden

BIBLIOTHEK MUENCHEN

Theile sind sehr ungleichmäßig. Die Wage ist außer Gleichgewicht und somit auch der ganze Staat. Da gebt nun den Armen den Glauben und die Zuversicht eines bessern Lebens, gebt ihm den Glauben an das Paradies, dieses erhabene Gegengewicht. Da werdet Ihr eine Ausgleichung hervorbringen, und der Arme wird so reich sein, wie der Reiche. Daran hat Jesus gedacht, und seine Gedanken sind weiter gegangen, als die von Voltaire. Gebt dem armen Volke, welches sich hienieden abarbeitet und abquält, den festen Glauben an eine bessere Welt, welche für es geschaffen ist. Dann wird es ruhig werden und geduldig. Die Geduld aber ist aus Hoffnung gebildet. Besäen Sie die Dörfer mit dem Evangelium und geben Sie jeder Hütte eine Bibel. Der Kopf eines Jeden im Volke! — Darum dreht sich die Frage. — Dieser Kopf ist voll von nützlichen Keimen. Machen Sie, daß diese Keime reifen und daß jede Tugend freudig gedeihe. Mancher ist schon ein Straßenräuber geworden, welcher der edelste Bürger des Staats hätte werden können. Bilden, bearbeiten, begießen, befruchten, erleuchten, veredlen und verwenden Sie diese Köpfe aus der Masse des Volkes, — und alsdann werden Sie nicht nöthig haben, sie herunter schlagen zu lassen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

	Seite.
Zweck dieser Veröffentlichung	1
Tagebuch der Ideen, Meinungen und Lektüre eines jungen Jakobiten im Jahr 1819	46
Geschichte	46
An einen Geschichtschreiber	60
Auszug aus dem Courrier français . . .	62
Nach einer Lektüre des Moniteur	63
Kritische Fragmente	67
Ueber einen im Jahr 1820 aufgetretenen Dichter.	91
Theater	95
Phantasie	101
Satyriker und Moralisten	112
Ueber André de Chénier	116
An einen Uebersetzer des Homer	126

Seite.
Als ich Kinder aus der Schule kommen sah . 128
An kleine Kinder in der Schule 129
Ein Feuilleton 132
Sie und Du 139
Der Karlstag von 1820 144
Ueber das Genie 152
Plan einer Tragödie, in der Schule entworfen 157
Journal der Ideen und Meinungen eines Revolutionärs von 1830 . . 166
Letzte Blätter, ohne Datum 189
Historisches Fragment 197
Krieg den Zerstörern. 1825—32. 211
Zufällige Ideen 240

Claude Gueux. Deutsch von W. Wagner 253

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor, / Adrian, Johann Valentin, / Wagner, Waldemar

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 10

Frankfurt am Main 1836

P.o.gall. 1065 ica-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10092503-4